This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 3JQK W

Ger 9490.5.2

HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY
No. 8980

Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Erſter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.

Ger 9490.5.3

Harvard College Library
SEP 16 1909
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

(3 vols)

Vorwort.

Brief an Se. Majestät den König Ludwig von Bayern.

Sire!

Wir übergeben hiermit unsere Memoiren der Oeffentlichkeit. Es sind Ihre poetischen Gedanken, die Gedanken eines Mannes der Kunst, eines Philosophen, es sind Ihre zuweilen so strengen, aber immer so gewichtigen Urtheile, es sind die erhabenen Ideen eines freisinnigen, großmüthigen und erhabenen Königs, die ich Europa offenbaren will, welches heute in einen so stumpfen, ideenlosen, ohnmächtigen und gottlosen Materialismus versunken ist.

Sire, von Ihren erhabenen Ideen getragen, unter dem Einflusse der hervorragenden Männer, welche der

Zufall, der immer wohlwollende Beschützer meiner jungen Jahre, mir als Rathgeber und Freunde zugeführt, habe ich dieses Werk unternommen.

Man wird in diesem Buche ein wenig von Allem finden. Wir werden darin von Indien, Spanien, Deutschland, Bayern, England und hauptsächlich auch von Frankreich sprechen, welches heute noch das kosmopolitische Vaterland ist, das Vaterland der Intelligenz und der Humanität, obschon es seit den unerwarteten Februarereignissen einen Augenblick das Land der Thorheit und der Furcht, der schlechten Leidenschaften und Laster, der politischen und revolutionären Feigheit geworden ist.

Indeß wir wollen nicht zu viel von Politik sprechen, um den Leser nicht zu ermüden.

Wir wollen nicht mehr als nöthig ist von jener feilen Dirne, der Zeit von 1848 sprechen, welche nicht einmal unserer Verachtung gewürdigt zu werden verdient, die sich erniedrigt hat, indem sie auf die Straße hinabstieg und Gemeinschaft mit dem Gesindel, mit den falschen Republikanern machte, mit diesen Republikanern, welche sich den schönen Namen „Volk" anmaaßen, um die einträglichsten Aemter zu besetzen und zu ihrem Nutzen unser Budget zu plündern.

Sire, ich werde kaum jene piquanten Anekdoten, jene feinen Scherze verschweigen können, mit denen der König von Preußen — welcher zu viel Poesie für einen

König hat — und Ew. Majestät hauptsächlich die kleinen auserlesenen Zirkel in dem schmucken Palast zu München erfüllten, in jenem Palast, den ich Ihrer huldvollen Zuvorkommenheit verdankte und wo Sie so viele seltsame Details über die von ihnen entlarvten staatsmännischen Komödianten, welche das arglose Europa mit so ernsthaften Augen betrachtete, gaben.

O, wie winzig erschienen alle diese Minister gewisser Europäischer Cabinette, als Sie und Ihr Bruder, der Prinz Carl, mit ihren geistreichen Hieben ihnen die goldenen Flittern abrissen, mit welchen die Könige die Leerheit und Eitelkeit dieser Farcenmacher auf dem Welttheater bedecken wollten. Wozu anders als — ohne es zu wollen — zum Nutzen und Frommen der Republik? Denn sie, diese Komödianten, sind es, Sire, welche wie Sie selbst es so richtig bemerkten, gleich schlechten, berauschten Kutschern, die Monarchie in den Gleisen der Republik straucheln machen.

Wenn wir Indien überschritten haben werden, Sire, mein erstes so poetisches Vaterland, dieses köstliche Klima, dieses zauberische Bengalien, von dem Sie mich so gern erzählen hörten, wenn Sie die dramatischen Ausgänge meines Kinder- und Jugend-Lebens, die Ihre Künstlerseele so bewegt machten, wenn Sie die vertraulichen Mittheilungen hierüber werden vernommen haben, dann wird es an der Zeit sein, auch auf Europa zurückzukommen.

Wir werden bei Frankreich stehen bleiben, welches Sie kennen gelernt haben und welches Ihr Vater, Maximilian, erster König von Bayern, so sehr geliebt und nach welchem er sich so sehr gesehnt hat, als er an der güldenen Sklavenkette lag, welche man Thron nennt, und auf welchen ihn der Kaiser Napoleon, um Bayern dem eindringenden Einflusse Oestreichs zu entziehen, erhoben hatte.

Ich hoffe aber nicht, in meinen Memoiren in die üblen Launen des boshaften Fontenelle zu verfallen, der unaufhörlich wiederholte, daß, wenn er die Hand voll Wahrheiten hätte, er sich wol hüten würde, sie zu öffnen. Ich bin im Besitze der genauesten Wahrheiten über mich selbst, einiger über die Menschen und ich will sie ohne Rückhalt mittheilen.

Die Welt ist noch heute wie sie damals war zur Zeit der glänzenden Orgien der Regentschaft, voll Heuchelei und Lüge. Paris, welches sich schmeichelt, dem übrigen Europa den Despotismus seiner Moden und seine Ideen aufzudringen, die große Gesellschaft, ist noch heute so verderbt wie unter dem Kardinal Dubois, aber sie ist weniger liebenswürdig.

Das Laster des Jahres 1850 ist das Laster seines Vorfahrs 1720. Aber statt seines ehemaligen prächtigen und glänzenden Gewandes, hat es sich heute in bürger-

liche, grobe Stoffe geworfen, — das ist der ganze Unterschied!

Seit 50 Jahren schreien Frankreich und Europa hinter die Jesuiten her und Europa und Frankreich sind sie nicht ein wenig jesuitisch, ein wenig Heuchler? — Heuchler auf der constitutionellen Tribüne, Heuchler in der Diplomatie, Heuchler in den Salons wie auf dem Comptoir, Heuchler in ihren Sitten, ihren Handlungen, ihren Worten! — Die Welt folgt genau der Lehre des Fürsten von Talleyrand, dieses Machiavel, welcher sagt: das Wort sei dem Manne gegeben, seine Gedanken zu verbergen.

Die Frauen sind zwar mit Stillschweigen übergangen, aber sie haben wahrlich in der Phrase des Diplomaten ihren Platz gefunden. Die Gesellschaft thut Alles was sie vermag, um aus uns Frauen Heuchlerinnen zu machen. Wir sind unaufhörlich gezwungen, das Gegentheil von dem zu sagen, was wir denken.

Die Gesellschaft, Sire, ist voller Verkehrtheiten und Widersprüche. Sie verzeiht dem gleißnerischen Laster, aber niemals der aufrichtigen Leidenschaft. Nachsichtig gegen das berechnende Laster ist sie mitleidslos gegen die unerfahrene Schwäche, welche sich fangen läßt. Sie nimmt das reiche Weib in Schutz, welches sich aus Laune hingiebt, und verdammt die Arme, welche die Noth zum Falle bringt.

In dem Moment, in welchem das junge Mädchen

Wir werden bei Frankreich stehen bleiben, welches Sie kennen gelernt haben und welches Ihr Vater, Maximilian, erster König von Bayern, so sehr geliebt und nach welchem er sich so sehr gesehnt hat, als er an der güldenen Sklavenkette lag, welche man Thron nennt, und auf welchen ihn der Kaiser Napoleon, um Bayern dem eindringenden Einflusse Oestreichs zu entziehen, erhoben hatte.

Ich hoffe aber nicht, in meinen Memoiren in die üblen Launen des boshaften Fontenelle zu verfallen, der unaufhörlich wiederholte, daß, wenn er die Hand voll Wahrheiten hätte, er sich wol hüten würde, sie zu öffnen. Ich bin im Besitze der genauesten Wahrheiten über mich selbst, einiger über die Menschen und ich will sie ohne Rückhalt mittheilen.

Die Welt ist noch heute wie sie damals war zur Zeit der glänzenden Orgien der Regentschaft, voll Heuchelei und Lüge. Paris, welches sich schmeichelt, dem übrigen Europa den Despotismus seiner Moden und seine Ideen aufzudringen, die große Gesellschaft, ist noch heute so verderbt wie unter dem Kardinal Dubois, aber sie ist weniger liebenswürdig.

Das Laster des Jahres 1850 ist das Laster seines Vorfahrs 1720. Aber statt seines ehemaligen prächtigen und glänzenden Gewandes, hat es sich heute in bürger-

liche, grobe Stoffe geworfen, — das ist der ganze Unterschied!

Seit 50 Jahren schreien Frankreich und Europa hinter die Jesuiten her und Europa und Frankreich sind sie nicht ein wenig jesuitisch, ein wenig Heuchler? — Heuchler auf der constitutionellen Tribüne, Heuchler in der Diplomatie, Heuchler in den Salons wie auf dem Comptoir, Heuchler in ihren Sitten, ihren Handlungen, ihren Worten! — Die Welt folgt genau der Lehre des Fürsten von Talleyrand, dieses Machiavell, welcher sagt, das Wort sei dem Manne gegeben, seine Gedanken zu verbergen.

Die Frauen sind zwar mit [illegible], aber sie haben wahrlich [illegible] ihren Platz gefunden. Die Gesellschaft [illegible] sie vermag, nur auf uns Frauen [illegible]. Wir sind unaufhörlich gezwungen das Gegentheil von dem zu sagen, was wir denken.

Die Gesellschaft [illegible] Widersprüche. Sie verzeiht [illegible] niemals der aufrichtigen [illegible] das berechnende Laster [illegible] fahrene Schwäche, welche [illegible] das reiche Weib in Schutz [illegible] giebt, und verdammt [illegible] Falle bringt.

In dem Romane [illegible]

in die Welt tritt, ist es rein und wahr, es stellt sich als das schöne Ideal hin, wie es die Natur geschaffen. Aber die Erziehung verwischt gänzlich diese Unschuld, diese angeborne Reinheit; das böse Beispiel, die nutzlosen, seichten Dinge, mit welchen man seinen Geist erstickt, die gefährlichen Spielereien, mit welchen man seine Einbildung erfüllt, sie tödten nur zu bald die Jungfräulichkeit des Herzens, die Innigkeit der Empfindungen, diesen kostbaren Schmuck der Jugend.

Ich habe Sie, Sire, so wahr als trefflich die Unschuld eines jungen Mädchen mit einem jungen Königsthum vergleichen hören, welches unschuldig an allen Thorheiten, an allen Parteileidenschaften, dennoch alle Rachsucht, Verläumdung und Begeiferung zu erdulden hat.

Ganz eben so ungerecht, sagen Sie, ist die Welt gegen das junge Mädchen. Ungekränkt läßt sie den schaamlosen Ehebruch, Arm in Arm in den Salons einherstolzieren, aber sie brandmarkt die arme Gefallene, weil sie ihr Herz gegen die so berauschenden Empfindungen einer ersten Liebe nicht zu bewahren gewußt.

Diese zur Regel gewordene Heuchelei, und so viele andere Uebel unserer modernen Gesellschaft, die ich in Fülle aufzählen könnte, waren die bestimmenden Ursachen der Europäischen Umwälzung, zu welcher Frankreich 1848 das Signal gegeben.

Um ein Land wie Frankreich mit so gemischten In-

ſtitutionen, welches den Materialismus zu ſeinem Abgotte, die Habſucht zu ſeinem Lebenszwecke gemacht hat, dem alle Mittel recht ſind, aufrecht zu erhalten, reichte das gute Beiſpiel, die patriarchaliſchen Sitten einer Familie nicht aus, welche, die nächſte dem Throne, ihn zu beſteigen berufen wurde. Es reichte die Tugend einer Frau nicht aus, welche eine Krone wie eine Sühne trug; es bedurfte mehr Ehrlichkeit, weniger Heuchelei, weniger Selbſtſucht, weniger Verderbtheit der Höflinge und Beſtallten dieſer Monarchie, welche alle die Laſter ſchlechter Bedienten eines guten Hauſes hatten, rachſüchtig und habgierig, ohne Glauben, ohne Treue, ohne Gewiſſen.

Wir werden allerdings die ſcandalöſen Dinge, welche ſich bis jetzt verſchleiert gehalten, enthüllen.

In dem kleinen Palaſte zu München waren wir durch die Berichte Wallenſteins, Ihres Geſandten zu Paris, durch die vertraulichen Mittheilungen Metternichs beſſer als die Politiker in Frankreich von den Geſchichtchen der großen Welt unterrichtet, welche dieſer ſonderbaren Revolution, die Niemanden mehr als diejenigen, welche ſie veranlaßten, überraſchte, ſo kurz vorangingen.

Welche Dinge habe ich Ihnen von dieſen improviſirten Republikanern, von dieſen unwiſſentlichen Revolutionären mitzutheilen!

Wenn wir damit Anſtoß erregen, ſo wird es nur zum Frommen der Gerechtigkeit und der Wahrheit ſein.

Wir werden jedoch dabei die Grenzen des Anstands stets inne halten. Wenn wir das Privatleben einer öffentlichen Person berühren müssen, besonders, wo es sich um Frauen handelt — werden wir es mit Rücksicht und Schonung thun.

Wenn wir erzählen werden, Sire, von dem jungen Prinzen aus dem Hause der Bourbonen, welchen Deutschland und Bayern in seiner Verbannung zu respectiren weiß, dann werden wir das Opfer der Fehler Anderer, von der lächerlichen Umgebung, welche ihn bloßstellt, zu unterscheiden wissen.

Ich werde, jedoch stets mit Anstand, jene wichtigen Thatsachen enthüllen, deren Sie sich, Sire, wohl noch erinnern werden und welche Sie so ernsthaft stimmten, jene piquanten Erzählungen Ihrer Schwester, der Königin von Preußen, und des pfiffigen Diplomaten — dieser stets so gut unterrichteten Zeitung über die Vorgänge in Deutschland, — und Ihrer anderen so innig geliebten Schwester der Prinzessin Amalie von Sachsen, welche in ihren trefflichen Schriften die Spuren ihrer ausgebildeten Intelligenz und ihres glänzenden Geistes zurückgelassen hat.

Welch ein Unglück ist es, sagte jener Diplomat oft, daß dieser von so vielen Prüfungen heimgesuchte Königsstamm sich fortwährend zwischen Thür und Angel bewegen muß, an den Abgrund gedrängt auf der einen, betrogen auf der andern Seite.

Wir werden die Portraits jener beiden Burggrafen zur Dispoſition geben, welche die treffliche Herzogin von Parma, die Schweſter des Grafen von Chambord gezeichnet hat, von denen der eine, ein falſcher Spieler in einfältigen Journalen die Sache und das Vermögen ſeines Herrn bloßſtellt, der andere, Anhänger eines kindiſchen göttlichen Rechtes, durch unſinnige Rundſchreiben ſeinen Ruf preisgiebt und ſein Exil verlängert.

Obgleich ich Sie oft ſagen hörte, daß Sie weder die Journale noch die Journaliſten leiden können, mit welchen Sie ein wenig auszuſöhnen mir gelungen iſt, ſo muß ich doch vor Ihren Augen die traurigen und unglücklichen Ereigniſſe, in welche ich während meines Aufenthalts in Paris unfreiwillig verwickelt war, entrollen.

Könnten Sie jemals aus meinem Gedächtniſſe ſchwinden, Ihnen nur, Sire, gebührt das Verdienſt, ſie mich vergeſſen gemacht zu haben. Denn, verlaſſend dieſen böſen Schauplatz brennender Schmerzen, waren Sie es, welcher wie ein hellleuchtender Stern, mich vor den Klippen der Heerſtraße ſchützte, Sie waren es, welcher, ein ungeahnter Freund, der armen irrenden, überall und von Allen gemiedenen Jüdin zu jener merkwürdigen Vorſehung wurden, welche dem Unglück hienieden ſtets zur Seite iſt.

Als Sie mir Ihre gaſtfreie Hand boten, gaben Sie mir die Jugend wieder, ich wurde inne, daß ich nicht ver-

gebens auf Gott gehofft, daß ich wohl daran gethan habe, Tröſtung im Gebet zu ſuchen, welches die Seele in leidvollen Stunden ſtärkt.

Ich bin Spanierin, Sire, und Sie wiſſen, daß die ſtürmiſchſten Leidenſchaften niemals die religiöſen Empfindungen in den Herzen der Frauen unſeres Landes zu ertödten vermögen.

Gleich der Königin Hortenſe bin ich ein wenig abergläubiſch. Laſſen Sie es mich doch hier wiederholen, daß Alles, was mein Schickſal in Bayern zu einem außergewöhnlichen gemacht hat, mir prophezeit worden war.

So wie die Mutter Louis Napoleons, wie Sie wiſſen, es dieſem, ſelbſt in ſeinen traurigſten Tagen, es vorhergeſagt hat, daß er dereinſt Frankreich zu regieren berufen ſei, ſo hat auch mir eine Frau, zwei oder drei Monate vor meiner Abreiſe nach Deutſchland, es vorhergekündigt, daß ich binnen Kurzem auf einen intelligenten König Eindruck machen und daß ich Einfluß üben würde auf die Geſchicke eines Königreichs.

Dieſe Vorherkündigungen, Sire, ſind eingetroffen; aber Sie werden mir die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie mich weder eitel, noch ehrgeizig gemacht haben; aber ſie haben mir Feinde geſchaffen, das iſt Alles! — Aber es iſt doch immer etwas.

Es ſind Feinde von jedem Alter aus allen Landen,

welche nur eine ſchlechte Geſinnung, die ſo tief im menſchlichen Herzen wurzelt, dazu gemacht hat. —

Sie ſind in der Welt der Journaliſten und der Journale, in der der Politiker, in jener Sphäre ſchlimmer Beiſpiele, ſchamloſer Sitten, ſchnöder Leidenſchaften, welche unſere Geißel iſt und uns tödtet.

Der Neid, Sire, welcher die menſchliche Geſellſchaft beherrſcht, iſt das Emblem der demokratiſchen und ſocialen Republik, das Wappenſchild der Ariſtokratie aller Klaſſen.

Der Neid hat die tödliche Kugel gegoſſen, von welcher der junge Journaliſt getroffen worden iſt, deſſen ich in dieſen Memoiren mit Bedauern gedenken werde.

Er hieß Digarrier. Beneidet von ſeinen Nebenbuhlern, weil er ſich aufzuſchwingen gewußt hatte, während ſie zurückbleiben mußten, büßte er den Fehler, welchen die Mittelmäßigkeit nie verzeiht, den, das gewöhnliche Geleiſe überſchritten zu haben.

Welche politiſchen Geheimniſſe haben wir aufzudecken, welche überraſchenden Enthüllungen über Menſchen zu machen, welche bei dieſem Zweikampfe, oder vielmehr bei dieſem niederträchtigen kalt voraus berechneten Morde, ohne ſich zu zeigen die Hand im Spiele hatten.

Ich habe von dem Neide geſprochen, Sire, welcher tödtet, ich werde auch ein Wort über die Eitelkeit ſagen, welche Leben giebt.

Dem Neide verſchwiſtert ſpielt dieſe Leidenſchaft eine große Rolle in dieſen Mittheilungen, in den unbekannten Dramen, welche wir erzählen wollen, in gewiſſen Salons wo ſich ſo gut die Bittſteller zu bewegen, die Intriguen anzuknüpfen wiſſen, in den tauſendfachen Anekdoten gewiſſer Geſandtſchaften, welche, ohne daß man es denkt, in der Regel nur verſchleierte Verbannungen ſind, von den Höfen erfunden, um ſich der Ehrgeizigen, welche ſie beläſtigen, und der Schwachköpfe, welche ſie langweilen, zu entledigen.

Mögen wir, wenn wir von der Eitelkeit ſprechen, immerhin nach ihren wahren Mienen ſuchen, wir werden nichts als Maske finden, und wo wir Leidenſchaften ſuchen, werden uns nur Laſter begegnen.

Welche eitle Nichtigkeit, welche Lüge, welche Heuchelei werden wir entdecken, wenn wir ihr das ſchimmernde Flitterkleid abſtreifen!

Welche eingeſchmuggelte vornehme Damen, die geſtern noch demüthig in ihrer Boutique ſaßen und heute in den Salons einherſtolziren!

Welche falſche Wappen! Welche zweifelhafte Stammbäume! Welche falſche Diamanten!

Es wird Ihnen nicht minder ein Lächeln entlocken wenn ich auf die Stellenſucht zu reden komme, welche womöglich noch mehr in der Republik als in der Monarchie eingeriſſen iſt, welche an die Stelle des Rechts des

Volkes auf Arbeit, unter dem erheuchelten Namen des Rechtes auf Beistand, das Recht, Gehalte zu verzehren in das Grundgesetz des Staates aufgenommen hat.

Ich werde Ihnen, Sire, die erbärmliche Leidenschaft zeigen, welche sich nicht nur der Individuen, sondern auch der Körperschaften und Institutionen bemächtigt hat.

Ich erinnere mich, Ihnen einst gesagt zu haben, daß, wenn ich einmal meine Memoiren schreiben würde, ich mich darin ein wenig über eine Einrichtung lustig machen würde, welche, um die Eitelkeit des Mittelstandes zu befriedigen, von der constitutionellen Regierungsform eingeführt worden ist.

Man kann sie zum Glücke ganz nach Belieben durchhecheln, sie ist gutmüthig genug, um sich nicht darüber zu erzürnen, und sie spottet, wenn man will, über sich selbst.

Wie die Tochter eines guten Hauses ist sie in Gesellschaften und bei außerordentlichen Vorfällen ein wenig schüchtern, aber zu Hause führt sie das große Wort.

Es ist die Nationalgarde, Sire, von der ich rede.

Ich entsinne mich, daß Sie und Ihr Bruder Sich oft über diesen Gegenstand unterhielten.

Ihr Bruder, General en chef Ihrer Armee, pflegte auf sehr liebenswürdige Weise mit all dem Ernste seiner Ueberzeugung sie in Schutz zu nehmen. Sie aber schlugen ihn ganz einfach damit, daß Sie sich auf meine Seite stellten und mich aufforderten, jene drolligen Ge-

schichten zu erzählen, was ich mit so vielem Vergnügen that.

Ebenso mußten wir lachen über Ihre constitutionellen Affenregierungen in Deutschland, welche sich auch damit amüsiren, eine Nationalgarde aus guten Bürgern zu bilden, die auf die Art wie sie es anfangen, niemals lernen werden, mit einem Gewehr umzugehen. —

Erinnern Sie Sich wol, daß wir eines Tages darüber übereingekommen waren, daß ich das Exercitium der guten Bürgergarde von München lernen sollte, welche zwar dieselbe Eitelkeit, aber nicht dieselbe Anmaßung wie die in Frankreich hat?

Die Münchener Bürgergarde findet die vollkommene Befriedigung ihrer Eitelkeit darin, bei großen öffentlichen Feierlichkeiten und Revuen zu paradiren. Ihre Ansprüche erstrecken sich nicht auf den Wachdienst und den Schlaf auf dem Posten. Sie glaubt sich nicht wie die zu Paris unerläßlich, um den Aufruhr zu nähren und die Revolution sicher zu machen.

Ich will indeß nicht zu viel Böses von dieser sonderbaren Corporation sagen, welche nichts desto weniger eine große Rolle in der innern Geschichte Frankreichs spielt. Sie wird durch die Frauen begünstigt, welche für sie eine ganz ausgezeichnete Hochachtung haben, und ich weiß, daß man nicht ungestraft jene Fehler lächerlich macht, welche die Frauen in ihren Schutz genommen.

Wir können bei den Studien so verschiedenartiger Bilder natürlich auch den ausgezeichneten General nicht unerwähnt lassen, welcher zu Paris diese sonderbare Garde commandirt.

Ueber diesen so unschätzbaren Schutzwall der Gesellschaft werde ich Ihnen eine piquante Biographie mittheilen. Sie ist mir durch eine parlamentarische Notabilität der ehemaligen Pärskammer zugekommen, nämlich durch einen Herzog, dessen Name, nach der Mad. de Sévigné, in Frankreich gleichbedeutend ist mit Geist, Feinheit und Scharfsinn, dem Herrn v. Montemart.

Er ist ein freisinniger Mann und voller Wohlwollen für die Jugend, und er ist es, welcher 1835 den jungen bisher vollkommen unbekannten Offizier an die Oeffentlichkeit geführt hat.

Ich werde diesen glänzenden Offizier durch alle Phasen seines öffentlichen Lebens, welche er durchgemacht, bevor er auf seinen heutigen Posten den eines Protectors gelangt ist, begleiten.

Als öffentlicher Charakter ist dieser General nicht schwer zu classificiren, anders verhält es sich mit ihm, als Diplomaten.

Sein Princip ist das, keines zu haben. Ihm wird stets die Regierungsform die beste sein, welche sein Commando für immer sichert. Unveränderlichkeit in seinem Amte, das ist sein Wahlspruch, darin besteht seine Politik.

Nachdem ich Paris, stets so fremdartig und doch immer so neu, welches die anmaßende Eitelkeit hat, für Frankreich gelten zu wollen, verlassen hatte, betrat ich Bayern. Ich lebte daselbst ganz nach meiner Weise. Nicht ohne tiefe innere Bewegung werde ich jener süßen Erinnerungen gedenken, welche ich Ihrem Königlichen Wohlwollen verdanke. Ich werde nicht ohne Stolz dem aufhorchenden Europa die merkwürdigen Blätter überliefern, in welchen der gesunde Verstand des Philosophen, der scharfsinnige Geist eines Mannes von Welt verbunden mit der wunderlichen Phantasie eines Poeten, niedergelegt ist.

Ich werde, Sire, über die politischen Ereignisse in Bayern, in welche ich verwickelt war, Alles sagen, was ich weiß und gesehen habe.

Ich werde ohne Bitterkeit und ohne Entrüstung von Ihren Feinden reden, welche mir die besondere Ehre erwiesen haben, auch die meinigen zu sein.

Ueberall werde ich den Königen, welche ihre Höflinge, und den Höflingen, welche ihre Könige verderben, die Wahrheit sagen, ohne Widerruf und ohne Rückhalt.

Gleich Ihnen habe ich, wie Sie wissen, einen angebornen Haß auf die geschminkte Redeweise und auf die jesuitische, intriguante Diplomatie der großen Herren, dieser Seiltänzer in den Antichambers zu München, welche um die Ehre einer Audienz, um die Auszeichnung eines Wor-

tes bei der unbedeutenden Spanierin, bei der bescheidenen und anspruchslosen Künstlerin, welche jedoch eine große Dame war, bettelten, um am andern Morgen, als ein Volksaufruhr vor dem Gitter ihres Palastes ausbrach, sie zu insultiren, die Einen durch ihre Theilnahmslosigkeit, die Andern durch die That.

Ich will mich hier weder beklagen noch bedauern. Wozu mich denn beklagen, da es einmal so ist?

Der Mensch, roh oder gebildet, Künstler oder Hofmann, Republikaner oder Monarchist ist er sich nicht überall gleich?

Das Betragen Ihrer Höflinge, Ihrer Oestreicher zu München gegen mich, war es nicht ganz dasselbe jener Höflinge von Paris gegen die mächtigste und geschmeichelteste Monarchie in Europa?

Ebenso thaten Ihre Münchener Bürger mir, was zwei Monate später die Nationalgarde der Boutiker dem nicht ruhmlos regierenden König von Frankreich that, um die Monarchie zu stürzen und die Republik an deren Stelle zu setzen.

Sie hatten sehr Recht, wenn Sie so oft sagten, man möge sich heute nicht nach den Kronen ohne Glanz sehnen, — ob constitutionell oder absolut — heute, wo das Princip der Herrschaft so geschwächt ist, wo die Völker sich nicht regieren lassen, seitdem die Verderbtheit und der

Machiavellismus die Moral der unlenksamen Minister geworden ist.

Die Throne sind nichts mehr als abschüssige Ebenen, auf denen sich selbst die volksthümlichste Regierung nicht lange halten kann, seitdem das constitutionelle Räderwerk jene ehrgeizige Oppositionsmacherei hervorgerufen hat, welche sie anschwärzt und schwächt.

Mann kann diese schlimme Geißel, welche die constitutionelle Regierung in allen Landen bei langsamem Feuer tödtet, nicht besser bezeichnen als mit dem Namen des Gelüstes nach Macht.

Sie sind zu weise, zu sehr Philosoph, Sire, um jemals eine Krone zu bedauern, derentwillen man mich anklagt, und von der Sie los gemacht zu haben, ich niemals bereuen werde. Sollte ich noch einmal sehn, daß die Gazette de France, wie sie es kürzlich gethan hat, mir Ihre Abdankung vorwerfen wird, so habe ich eine Antwort in Bereitschaft, welche mich besser als mit Phrasen vertheidigen wird.

Hat mein Einfluß auf einen intelligenten und liberalen König ihn zur Niederlegung seiner Krone vermocht, so geschah dies wenigstens zum Nutzen des gesetzlichen Nachfolgers, während die Gazette de France und ihre Freunde zweimal während zwanzig Jahren ihre Könige zur Abdankung gedrängt haben, zu keines Anderen Nutzen als zu dem der Republik.

Wenn die öffentliche Meinung, welche überall zum großen Theil aus zwei Factoren besteht — aus Thoren und Neidern — von Neuem einen Strom von Lügen und Schmähungen gegen mich hervorrufen, und in dieselbe Lage wie zu München versetzen will; wenn die östreichische Diplomatie, deren Einfluß wir Bayern zu entreißen unternommen haben; wenn eine Religionsgesellschaft — ehrwürdig ohne Zweifel durch die Arbeit mit welcher sie die Wissenschaft bereichert hat, aber verabscheuungswürdig durch das System der Inquisition, mit dessen Hülfe sie die Welt zu zwingen hoffte — mich unbedeutendes Weib ihres Hasses würdig erachten, so wird mich wenigstens das Bewußtsein auf eine edle Weise rächen, daß Ihre Zurückgezogenheit weder durch Gewissensbisse noch durch Reue, die ich verschuldet, getrübt sein kann.

Sie erinnern sich, Sire, der angenehmen und hinreißenden Unterhaltungen in dem mir von Ihnen geschenkten Palaste, wo sich bei uns die Prinzen, der hohe Adel, die Diplomaten einfanden, wo an der Seite des Fürsten von Thurn und Taxis, eines so liebenswürdigen Charakters, des Fürsten von Wallenstein, dieses so angenehmen und tüchtigen Mannes, den zum Minister zu ernennen ich Ihnen sicher nicht mit Unrecht gerathen habe, sich Gelehrte bewegten wie der tiefe Menschenkenner Thirsch, berühmte Künstler wie Kaulbach, Cornelius — welch gro-

ßes Genie der König von Preußen Ihnen entführt hat. — Peter Heff, der Schlachtenmaler Herr v. Karlsfeld, Stieler und ſo viele Andere. Unſere Geſpräche waren immer ſehr unſchuldig, aber immer ſehr ernſt, am öfterſten ſprachen wir von den ſchönen Künſten, von der Poeſie, den Gegenſtänden Ihrer beſonderen Vorliebe, zuweilen, doch ſo wenig wie möglich, von Politik.

Die Namen der größten Künſtler Frankreichs ſchwebten beſtändig auf Ihren Lippen, die Namen eines Horace Vernet, Ingres, Jaquand, Dantan und Anderer. Die Namen der berühmten Pianiſten Liſt, Thalberg, Cavallo, Ihres jungen Lieblings. —

Obgleich ſich dieſes Werk innerhalb der Grenzen des Anſtandes halten wird, ſo werden doch die beißenden und boßhaften Spötter nicht verfehlen, dieſe Blätter matte Nachahmungen der ſchlüpfrigen Erzählungen der Regentſchaft, von der Feder einer Pompadour und Dübarry zeugend, zu nennen.

Ich werde, Sire, um ſolchen frechen Zumuthungen ſiegreich zu begegnen, mit der Hochachtung einer Frau antworten, welche mit Ihnen denſelben Thron inne hatte und welche in gerechter Anerkennung meiner Haltung mich mit dem Thereſienordensbande ſchmückte, deſſen Inſignien ſie mit eigenen Händen mir anlegen wollte.

Ich habe aber noch mehr um mich gegen die einfäl-

tigen Schmähungen, welche das unvermeidliche Gefolge alles Großen, alles untergegangenen Glückes ſind, zu vertheidigen und zu ſchützen. Ich habe die Erinnerung eines Beweiſes aufrichtiger Zuneigung, ſchmeichelhafter Hochachtung, welche Sie mir öffentlich an jenem Tage gegeben haben, da Ihr ganzer Hof um Ihre Perſon verſammelt war, indem Sie, meine Hand in der Ihren, laut genug ſagten:

Meine Herren, ich führe Ihnen hier meine beſte Freundin zu.

Sire, in dieſen königlichen Worten liegt mehr als es bedarf eine Frau zu rächen!

Dieſer Tag war der ſchönſte meines ganzen Lebens. Sie haben mir die ſicherſten Beweiſe Ihrer Zuneigung gegeben, Sie haben mir Ehrentitel und Würden verliehen, aber niemals haben Sie mehr für mich gethan, als an dieſem Tage!!!

Geſtützt auf dieſe Stärke Ihrer würdevollen und unſchätzbaren Protection, ſtolz auf ihre dauernde Freundſchaft, mit Achtung für das Gute, und das Böſe geißelnd, übergebe ich dieſe Zeilen dem Publikum, das ſie nach Belieben anerkennen oder verdammen wird.

Wenn Europa, Sire, das Ohr an die Thüre meines herrlichen Palaſtes zu München legen wird, welchen Sie ſo oft zum Vertrauten Ihrer innerſten Gedanken,

Ihrer Urtheile über Menſchen und Dinge, Ihrer Freuden und Leiden, Ihrer Illuſionen und Täuſchungen machten, Europa wird ſehr lehrreiche, zuweilen ſehr piquante, ſehr originelle, ſehr merkwürdige Dinge hören, aber es wird immer nur dasjenige hören, was wahr iſt!

Ich zeichne, Sire, mit tiefer Hochachtung Ihre ſehr unterthänige Dienerin

Marie, Gräfin von Landsfeld
(Lola Montez.)

Paris, im Dezember 1850.

Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin von Landsfeld).

Erstes Kapitel.

Von meiner Herkunft und der meiner Eltern.

Ich bin niedergedrückt unter der Last der Alltäglichkeit, denn die Imagination welche mich bisher aufrecht erhielt, hat ihre Flügel gesenkt. Die Wirklichkeit erscheint mir in ihrer ganzen Blasirtheit und macht Alles erkalten, was sie berührt.
König Ludwig von Bayern.

Ich beginne diese Blätter auf eine ein wenig coquette, aber doch wenigstens originelle Weise. Ich offenbare das, was eine Frau nie gerne zugesteht — ihr Alter.

Ich zähle jetzt 27 Jahre. Mein Vaterland ist Spanien. Ich bin im Jahre 1823 zu Sevilla, der Hauptstadt Andalusiens, geboren, welches das Land der Serenaden und der Balkons ist, der Troubadours und der Romanzen; das Vaterland des Michael Cervantes, des Las Cases und das der römischen Kaiser Trajan und Theodosius.

Irländerin durch meinen Vater, Spanierin durch meine Mutter, Engländerin durch meine Erziehung, Französin aus

Neigung, und Kosmopolitin durch die Umstände, kann ich von mir sagen, daß ich allen Nationen angehöre oder keiner.

Wenn ich das Evangelium nicht scheute, welches das andere Geschlecht zum irrenden Juden gemacht, ich würde mich dafür zu halten, versucht sein; denn von den ersten Tagen meiner Geburt bis auf heute, führe ich ein unstätes Leben, voller Romane, Dramen und Wechselfälle.

Die Vorsehung scheint in Wirklichkeit mich zu einem rastlosen Umherirren verdammt zu haben. Von Natur zart und schwächlich, ist dennoch die Veränderung mein Element.

Ich habe mir stets eingebildet, daß im Momente meiner Geburt irgend eine Fee Rollen an meine Wiege befestigt hat, um mich so ununterbrochen von einem Ende der Welt bis zum andern zu bringen. Denn in einem Alter von fünf Monaten habe ich Sevilla verlassen, um mit meinen Eltern nach Indien zu gehen, woselbst sie sich etabliren wollten. Es giebt fast keine Stadt in Europa, in welcher ich mich nicht wenigstens einige Momente verweilt hätte.

Es ist mein Schicksal, schon von meiner frühesten Jugend an, von der Verläumdung verfolgt zu werden. Sie hat meine Herkunft eben so geschmäht, wie mein ganzes Leben.

Wenn die Welt auch über den Charakter einer Frau ein leichtfertiges Urtheil zu fällen gewohnt ist, so vermag sie doch nicht Herkunft und Ursprung einer Person nach Belieben anzudichten. Die Genealogien sind mathematisch wie die Budgets. Bis zu dieser Höhe vermag die Verläumdung nicht empor zu reichen.

Mein Vater war ein irländischer Gentleman, von sehr vornehmer Herkunft.

Die Rücksicht auf Schicklichkeit gebietet mir, den Namen der hohen Person, von der er abstammt, zu verschweigen.

Denn ich darf nicht vergessen, daß wenn auch diese Memoiren dem Publikum die Wahrheit schulden, sie in gewissen Verhältnissen, welche Familiengeheimnisse berühren, nicht die volle Wahrheit sagen dürfen.

Mein Vater stammt, durch die linke Hand, von einer sehr bedeutenden Familie ab. Er hatte aber nur stets den Namen seiner Mutter geführt.

Er war der Sohn der Lady Guilbert, welche einer großen irrländischen Familie entsprossen ist, eine Frau von seltener Schönheit, von ausgezeichneten Geistesanlagen.

Aufgewachsen unter den Augen derjenigen, welchen er das Leben schuldete, empfing er eine ausgezeichnete Erziehung, und von seinem Vater protegirt, trat er noch sehr jung in eines der schönsten Regimenter der englischen Armee ein.

Sein Vater, der Herzog von * * *, kaufte ihm zufolge eines englischen Brauchs, nach und nach alle militairischen Grade, und in einem Alter von 20 Jahren war er schon Capitain in dem 44. Regiment der Königin, ein Regiment, welches durch seine tapfern und auserlesenen Offiziere in Großbritannien im besten Rufe steht.

Als er den Dienst antrat, zählte mein Vater ungefähr 18 Jahre. Er war noch nicht einmal Jüngling, er war vielmehr noch Kind. Seine Gesichtszüge waren unschuldig und angenehm, sein Charakter leutselig, seine Manieren einfach und elegant, wie sie gewöhnlich bei den Kindern in England sind, deren Erziehung unter der Obhut einer intelligenten Mutter begonnen hat.

Ein munteres und offnes Gesicht, von blonden Haaren und einem kleinen unscheinbaren Barte umschlossen, mit zarten Zügen, milden und ausdrucksvollen Augen, verbunden mit einer schlanken Taille, welche der militairische Anzug noch

weit mehr hervorhob. Sein Charakter, lebendig und stürmisch, war der Charakter eines Soldaten. Er hatte mehr von einem Irländer als von einem Engländer, obgleich sein Vater letzterer Nation angehörte.

Er hatte eine angenehme, ungezwungene Haltung, ohne jenen Beisatz vom Pflegma der Insulaner, welche unter einem angenommenen Ernst die Schwerfälligkeit ihrer Manieren zu verbergen suchen.

Der junge Capitain Guilbert hatte alle die wahren Eigenschaften eines irländischen Gentelmanns, Einfachheit, Anmuth und Offenheit. Ohne Rückhalt in seinen Worten, gut in seinen Handlungen, stets fern von Stolz im Verkehr mit den Leuten, war er eben so fern von jener eitlen Aufgeblasenheit eines Emporkömmlings der Aristokratie, welche die Revolution mehr verschuldet, als die revolutionären Ideen selbst.

Mein Vater erfreute sich der allgemeinen Zuneigung Aller, er ward geliebt von den Frauen, vergöttert von seiner Mutter. Sie hatte für ihn, wenn ich so sagen darf, eine ganz besondere Verehrung, was übrigens wol auf alle Mütter seine Anwendung findet. Die Züge ihres Sohnes riefen ihr so vollkommen die Züge seines Vaters zurück. Dies Kind war das kostbare Andenken eines großen und poesienreichen Lebensabschnittes, welcher das ganze übrige Leben der Lady Guilbert erfüllte. Das sind Erinnerungen, welche ein Weib schwerlich vergißt, in denen sich Liebe mit Eigenliebe vereint, zwei Empfindungen welche sich niemals in dem Herzen eines Weibes ausschließen! — —

Meine Mutter, welche gegenwärtig noch am Leben ist, ist eine jener verführerischen Spanierinnen, welche in ihrem achtzehnten Jahre die Kraft des Teints, den Glanz der Haut, die Lebendigkeit der Physionomie, welche die Poeten aller Länder

besungen haben, vereinen. Sie war damals die schöne Andalusierin der Romanze, mit den schönen schwarzen Augen, dem Haare, glänzend wie Ebenholz, den so feinen und zarten Zügen, mit der edlen und eleganten Taille, den ätherischen Formen, welche, um sie wiederzugeben des Pinsels des Murillo oder des Meißels des Casanova bedürfen.

Meine Mutter ist eine geborne Oliverres de Montalvo. Sie ist der Familie der Grafen von Montalvo, welche ehedem große Güter in Spanien besaßen, aber ihr Vermögen in den Kriegen dieser Halbinsel verloren, entsprossen. Die Familie der Oliverres stammt von den Mauren ab, diesem ersten Volke des alten Afrika, welches in der Geschichte des Mittelalters die Spuren seiner bösen Energie und seiner unzweifelhaften Tapferkeit zurückgelassen hat.

Die Familie von Montalvo datirt von der Zeit Ferdinands und Isabellen, der Katholischen. Ihr Haupt war ein junger maurischer Krieger, von großem Muthe, welcher sich bei der Belagerung von Granada auszeichnete.

Wie ehemals der römische Kaiser, so schwur, von einer überirdischen Erscheinung angetrieben, der junge Maure in dem Augenblicke das Heidenthum ab, als er eine bedeutende Schlacht zu liefern im Begriffe stand.

Seine Bekehrung öffnete ihm die Arme einer katholischen Familie in Spanien, mit welcher er sich verschwägerte. Es ist seit dieser Epoche, daß ein wenig afrikanisches Blut in den Adern unserer Familie rollt von dessen feuriger Wallung auch ich etwas in mir verspüre.

Die Familie meiner Mutter war zahlreich, mein Großvater hatte zwei Söhne und drei Töchter.

Der älteste der Söhne, der Graf Juan de Montalvo ist

in Spanien, als einer der ergebensten Anhänger des Don Carlos bekannt.

Lange Zeit in Gefangenschaft, weil er durch eine neue und bedeutsame Alliance mit dem Hause Neapel das Vertrauen zu den gerechten Ansprüchen des Don Carlos an den spanischen Thron stärken wollte, hat Juan de Montalvo durch den Einfluß seines Namens und Charakters nicht wenig dazu beigetragen, den politischen Glauben seines Landes dem Prätendenten günstig zu erhalten.

Durch und durch chevalleresque, unbeugsam, strenge gegen sich selbst, unüberwindlich in seiner Ueberzeugung, starrköpfig beharrend bei den alten Gewohnheiten der Monarchie, war mein Oheim stets unzugänglich jener Laxheit des Gewissens, welche mit sich handeln läßt und heute so gewöhnlich ist, und welche die moderne Gesellschaft auflöst. Dieser ältere Bruder meiner Mutter hat eine Tochter, Mad. de Garailles, von der zu reden ich später Gelegenheit haben werde. —

Seitdem sie im vergangenen Sommer sich einige Wochen in Paris aufgehalten, woselbst sie die Villa Beaujon, die ich seit meiner Verheirathung mit Heald inne habe, bewohnte, ist meine Beziehung zu ihr sehr innig geworden, und ich habe Gelegenheit gehabt, ihre Eigenschaften schätzen zu lernen. —

Der jüngste Bruder meiner Mutter, Maria-Joseph, ist vor wenigen Jahren unverheirathet in Sevilla gestorben.

Ruhigeren Characters als sein Bruder, Philosoph aus Neigung, Egoist aus Vernunftgründen, floh er das eitle Geräusch der Welt. Er hatte eine sauveräne Verachtung für alle politischen Händel, welche die Menschen schnell abnutzen, und sie selten größer machen.

Eben so war er erklärter Feind aller jener elenden Zänkereien der Parteien, welche gewiß kein anderes Ziel verfolgen,

als den Triumpf niedriger Ehrsucht und die Niederlage ehrgeiziger Thoren.

Joseph Montalvo galt in der Familie für den geistreichsten aller Spanier.

Er verdiente diesen Namen. — Ganz und gar Epicuräer, hat er die eine Hälfte seines Lebens daran gesetzt, die behaglichste und angenehmste Lebensweise für die andere Hälfte aufzufinden. Er hatte, nachdem er sehr wohl darüber nachgedacht, gefunden, daß die Politik eine Dummheit ist, daß die Parteien nur verworrene Schachfiguren sind, von zwei oder drei Intriguanten mehr oder minder geschickt gehandhabt, die sich deren zum Vortheil ihrer Leidenschaften, ihrer Eitelkeit, ihrer Begierden zu bedienen suchen.

Endlich beginnt Spanien sich ein wenig der Meinung meines geistreichen Oheims zuzuwenden.

Endlich beginnt es, von allen thörichten Revolutionen abzulassen, welche längst kein anderes Resultat hatten, als es zum Range einer fünften Macht zu erniedrigen.

Jetzt endlich beginnt es, sich für so viele, seiner Zerfleischung und unfruchtbaren Kämpfen thöricht zugewandten Jahre zu entschädigen. Und während sich Europa erschöpft ein nicht zu verwirklichendes Utopien aufzufinden, bietet Spanien, unerschütterlich inmitten des revolutionären Chaos, der Welt das Schauspiel einer gesunden Anwendung der Politik, und eines aufgeklärten Rationalismus der Ideen.

Wohl verstanden, hat der Typus des Marie-Joseph Montalvo unzählige Copien in den Cirkeln der bekehrten Revolutionäre gefunden, welcher sich — Dank der Freiheit von 1848 — von Tag zu Tag vergrößert. Es sind diplomatische Egoisten, welche, überdrüssig die Revolutionen die sich alle 15 Jahre wiederholen allzutheuer zu bezahlen, sie dadurch en-

den wollen, daß ſie mit einer Variation der Fröſche jener Fabel, den Despotismus für köſtlich, und die Dictatur für verehrungswerth erklären.

Die älteſte Schweſter meiner Mutter, die Marquiſe de Pavestra, welche kürzlich geſtorben iſt, war ohne regelmäßig ſchön zu ſein, eine jener Figuren, welche durch die Lebhaftigkeit ihres Ausdrucks eine große Anziehungskraft beſitzen.

Sie war größer als meine Mutter, ihre Haltung tadellos, ihre Tournüre voll natürlicher Eleganz, ohne Künſtelei und ohne Affectation, ihr Fuß allerliebſt, ihre Hand klein und weiß; Ihr Gemahl, viel älter als ſie, war einer jener Greiſe, welche ihr ganzes Leben hindurch ſich die Liebenswürdigkeit erhalten, welche eine gute Erziehung giebt, und welchen, geſchützt durch eine gute Laune, das Alter nichts anhaben kann.

Die andere Schweſter meiner Mutter war bei Weitem jünger und noch nicht verheirathet als ich zur Welt kam. Noch ganz klein, als meine Eltern Spanien verließen, war ſie das lieblichſte Kind von Andaluſien.

Man denke ſich ein kleines, ſpaniſches Geſicht, überaus offen, überaus weiß, überaus roſig, mit den feinſten regelmäßigſten Zügen von der Welt, mit ſchwarzen Haaren, welche faſt die Erde berührten, mit blauen bewundernswerthen Augen, einer unbeſchreiblichen Muthwilligkeit und einer Lebendigkeit der Phyſionomie, welche die Paar Tropfen afrikaniſchen Blutes, welche der kleine Kobold ſchon in ſeinen Adern fühlte, nicht ruhen ließen.

Dieſes liebliche Kind war 1825 erſt 10 Jahre alt und heute noch iſt ſie eine der reizendſten Frauen Spaniens.

Ihre ſeltene Schönheit ließ ſie einen reichen Ehegatten finden. Es iſt ein ſpaniſcher Grand, der Marquis de Villa-

Palma, ein großer Narr, jedoch mit den angesehensten Familien des Landes verwandt.

Man kann Käuze dieser Art nicht besser als mit dem Namen einer vermehrten und verbesserten Auflage des Helden Beaumarchais im Barbier von Sevilla bezeichnen. Der Marquis von Villa Palma, ist ein richtiger Comto Almaviva, mit einer sehr kleinen Anzahl der bessern Eigenschaften desselben, und seiner schlechten ohne Ausnahme.

Seine Neigung nahm den Ausgang aller Neigungen, wenn die Männer thöricht und eitel genug sind, sich von den vergänglichen Reizen eines Weibes hinreißen zu lassen.

Die junge Frau vertraute vielleicht zu sehr auf ihre Schönheit, und hielt sie für hinreichend, auf immer das unbeständige und leichtsinnige Herz ihres Mannes zu fesseln.

Unglückseliger Irrthum, in welchen die Eigenliebe so oft die besten Frauen verfallen läßt, zu glauben, daß sie noch denselben Zauber auszuüben, dieselbe Liebe, wie zur Zeit ihrer Blüthe, einzuflößen vermögen.

Die Empfindungen der Männer, deren Mutter die Imagination ist, sind eben so wandelbar wie die unseren, wie die äußere Schönheit des Gesichtes, sind flüchtige Eindrücke, welche eben so bald schwinden, als sie hervorgerufen sind. Nur die moralische Schönheit, die Reize des Herzens und des Geistes üben jene wunderbare Macht aus, welche die flüchtigen und launischen Empfindungen der Männer zu bannen vermögen.

Meine arme Tante, obwohl noch immer schön, von ihrem flatterhaften Ehemann verlassen, ist das beste Beispiel für die Richtigkeit unserer psychologischen Betrachtungen über das menschliche Herz.

Unglücklich, aber immer in treuer Erfüllung ihrer Pflichten als Mutter und Gattin, lebt sie mit ihren beiden Kindern

in ſtiller Zurückgezogenheit zu Barcelona. Sie hat keine andere Hülfsquellen, als die beſcheidene Penſion, welche Freunde ihrer Familie aus den Trümmern des großen, aber thöricht vergeudeten Vermögens des Marquis von Villa Palma gerettet haben.

Zweites Kapitel.

Meine Geburt. — Der ſpaniſche Krieg. — General Chanzarnier.

Meine Mutter war glücklicher in der Wahl ihres Ehegatten. Der Zufall — dieſe Allmacht, welche Alles in der Welt nach willkührlicher Laune geſtaltet — hat ſich darin gefallen, meiner Mutter ſchon in ihren jungen Jahren einen Ehegatten zuzuführen, welchen die Natur mit ihren Geſchenken überhäuft hat.

Meine Mutter hat meinen Vater in Irland kennen gelernt, woſelbſt ſie, ihre Erziehung zu vollenden, hingeſchickt wurde.

Sie wurde in ein katholiſches Stift gegeben, in der Umgegend Dublins, unfern des prächtigen Schloſſes, welches die Lady Guilbert mit ihrem jungen Sohne bewohnte.

Die Liebe der beiden jungen Eheleute begann mit einer Jugendliebe.

Oliverres de Montalvo zählte 13 Jahre, als ſie von dem

Gitter ihres Stiftes aus den jungen Guilbert bemerkte, welcher im 18. Lebensjahre ſtand. Die kleine Schelmin träumte ſchon von Heirath, wie wol faſt alle Frauen davon geträumt haben.

Wenn auch der Regel nach die Ehe für das Weib das Grab der Liebe iſt, ſo iſt ſie doch jedenfalls die Wiege der Freiheit, und wenn ſie dazu dient, ein junges Mädchen aus der eintönigen Sklaverei eines Stiftes zu befreien, erſcheint ſie ſicher als das köſtlichſte Ding von der Welt.

Für das junge Mädchen, oder vielmehr für die kleine Gefangene, war der junge Guilbert in ſeiner ſchrankenloſen Freiheit, ſo oft unter ihren Augen von ſeiner Mutter geliebkoſt, eine poetiſche Erſcheinung, deren Geſchick ſie beneidete.

Es iſt eine der nothwendigen Bedingungen des menſchlichen Herzens, diejenigen, welche in uns ein Gefühl des Neides erwecken, entweder ſehr zu haſſen oder ſehr zu lieben.

Das junge Mädchen geſtattete nur der beſſern Leidenſchaft Zutritt zu ihrem Herzen. Es bemächtigte ſich ihrer eine heftige Liebe für denjenigen, welchen ſie ſo glücklich ſah.

Er Herr in einem Schloſſe, ſie eingeſchloſſen in einem Kloſter, er überhäuft mit den zärtlichſten Liebkoſungen ſeiner Mutter, und ſie heimgeſucht von den ſtrengen und kalten Ermahnungen alter Nonnen.

Dieſer kleine Roman ward bei ſeinem Anfang unterbrochen, um ſpäter wieder zu beginnen.

Der junge Guilbert, welchem ſein Vater, der Herzog von * * *, ein Offizierspatent im 44. Königsregiment kaufen wollte, ging nach England. Man nahm von einander mit kindlichen Thränen Abſchied, um ſich unter den Thränen gereifter Jugend, den ſüßeſten, wonnigſten Ausbrüchen innerer Bewegung, wenn ſie die Liebe verurſacht, wiederzufinden.

Oliverres de Montalvo zögerte nicht, ihr einförmiges

Kloſter in Irland zu verlaſſen, um in ihr poetiſches Vaterland zurückzukehren.

Ihre Eltern erwarteten mit Ungeduld ihr vierzehntes Jahr um ſie zu verheirathen.

Der junge Guilbert hatte inmitten der verführeriſchen Zerſtreuungen ſeiner neuen Carriere die junge reizende Penſionärin nicht vergeſſen. Er benutzte einen mehrwöchentlichen Urlaub, um in Spanien die Liebesepiſode fortzuſetzen, welche in Irland vor dem Gitter des Convents begonnen hatte.

Die jungen Leute fanden ſich in Sevilla mit der gegenſeitigen lebhaften Zuneigung wieder, welche die Quelle aufrichtiger Liebe iſt.

Der junge Offizier ließ ſich bald von der Schönheit der Oliverres de Montalvo fangen, ebenſobald begehrte er ſie zur Ehe, die Eltern gaben ihre vollſtändige Einwilligung.

Ueber die Ehepacten hatte man ſich leicht verſtändigt.

Meine Mutter hatte keine andere Mitgift als Ihre Schönheit und den Namen ihrer Familie.

Die Heirath meines Vaters war nicht, wie es heute ſo gewöhnlich in Europa und beſonders in Frankreich iſt, ein Handel, eine Spekulation, ein Börſengeſchäft. Die Schönheit und der Name meiner Mutter wurden dem Werthe einer Mitgift gleich erachtet, der junge engliſche Gentelman war zudem reich genug, um eine Neigungsehe ſchließen zu können.

Außer den Emolumenten ſeines Grades hatte er noch einige Revenüen, in deren Beſitz ihn ſo eben der Tod ſeines Vaters, des Herzogs von ***, vermittelſt eines Majorats geſetzt hatte.

Mein Vater war zwanzig Jahre und einige Monate alt, als er meine Mutter heirathete, die damals vierzehn und ein halbes Jahr zählte. Sie waren, wie man mir oft geſagt, das

reizendste Pärchen der Welt, sprudelnd von Frische, Jugend und Geist.

Sie gehörten beide der katholischen Religion an. Ihre Heirath ward zu Sevilla, in der Klosterkirche von Buonavista, von einem ehrwürdigen Priester, welcher ein alter Freund der Familie meiner Mutter, und Superior des Seminars zu Saint Elme war, vollzogen.

Ich wurde inmitten der Flitterwochen, im ersten Jahre der Ehe geboren.

Meine Mutter huldigte zu gleicher Zeit zwei Neigungen, die sich niemals einander zu nahe traten, obgleich es nicht selten dahin kommt, daß die eine die andere in dem Herzen einer Frau ausschließt.

Es war die Liebe für ihren Mann und die Liebe zur Welt.

Die Welt war immer für sie und ist es noch heute, ihr geliebtes Kind, ihr Traum zu allen Zeiten.

Sie gehörte zur Zahl jener unglücklichen Frauen, welche in Nervenkrankheiten verfallen, wenn sie sich zufällig genöthigt sehen, sich auf sich selbst zurückzuziehen.

Es giebt Frauen, die unaufhörlich der Welt, der Bewegung, der Aufregung der Feste, der Bälle, des wirren Geräusches der Gesellschaft, — welches Alles doch so oft den Menschen nur einsam läßt — bedürfen, damit sie ihre Nervenleiden nicht fühlen. Es ist die moralische Krankheit der Langenweile, welche die Engländer so gut unter dem Namen Spleen versteckt halten.

Während sie mit mir schwanger war verfehlte meine Mutter niemals, weder einen Ball noch ein Conzert. Deshalb sagte auch Jedermann zu Sevilla, daß ich zwischen zwei Contretänzen geboren werden würde.

Diese Prophezeihung hat sich nicht verwirklicht. Die Vorsehung hat mich mitten unter Serenaden und Kanonenschüssen geboren werden lassen.

Meine Mutter brachte mich im Jahre 1823 in einem kleinen Hause zu Sevilla, belegen in der Straße Abados zur Welt.

Es war in dem Jahre, wo die kriegsluſtige Reſtauration Spanien eine Schlacht lieferte, wo der Herzog von Angoulême eine Armee commandirte, die nicht allzugut wußte, warum man ſie zur Eroberung der Halbinſel führte.

Zur Expedition gehörte ein kleiner Lieutenant, mit Namen Changarnier, der es ſich damals nicht einfallen ließ, daß er eines Tages General en chef werden würde, und zwar durch eine Geſellſchaft, die ſich gegenſeitig bewundert, als deren Präſident er ſich aufgeworfen, und welche vollkommen dazu geneigt iſt, ihn in Bronze auszuführen.

Ich wurde gerade an dem Tage getauft, an welchem der glänzende Offizier, der die Avantgarde der Armee commandirte, der General von Vittré, der einen Feldzug ohne Schlacht, franzöſiſche Soldaten ohne Lorbeeren nicht begreifen konnte, nach dem kleinen Siege von Logrono in Madrid einzog.

Seltſamer und ſonderbarer Umſtand! Die Feierlichkeit meiner Taufe fand zu Sevilla in einer Kapelle ſtatt, welche noch heute die Ehre hat, das Grab des Chriſtoph Columbus zu beſitzen.

Einen Augenblick ſtand meine zitternde Wiege unter einem und demſelben Dache mit dem Sarge des unſterblichen Seefahrers. Sollte man nicht glauben, die vorübergehende Berührung der ſchlichten Wiege mit dem erlauchten Grabe habe Einfluß geübt auf das Schickſal meines ganzen Lebens?

Denn ſeit meiner zarteſten Kindheit war mein Leben gleich-

dem des Christoph Columbus, hin- und hergetrieben auf allen Oceanen; es war ein unstätes Leben voller Verwicklung und Wechselfälle. Wie ich schon zuvor erwähnt habe, war ich erst 5 Monate alt, als meine Eltern Sevilla mit Indien vertauschten.

Drittes Kapitel.

Abschied — Abreise nach Indien — In Calcutta — Ueberfahrt — Charakter meines Vaters und meiner Mutter — Eindrücke — Jugenderinnerungen. —

Auf dem Taufsteine der kleinen Kapelle zu Sevilla empfing ich die Namen Marie Dolores Elisa Rosana Guilbert. Dolores war der bevorzugte Name, bei welchem meine Eltern und die Hausfreunde mich ausschließlich riefen. —

Dieser Name, welcher der verzogene Liebling meines Vaters und meiner Mutter geworden war, hatte das Schicksal aller mit väterlicher Zärtlichkeit geliebkosten Namen, von einem Diminitiv zum andern geführt, blieb von ihm nichts mehr übrig. Unaufhörlich über die verliebten Lippen der jungen Eheleute schlüpfend, verwandelte sich der Name „Dolores", in das leichtere und zartere Wort „Lola", welchen Namen ich bis auf heute beibehalten habe.

Als ich zur Welt kam, war ich ebenso wie mein Name „Lola" ein Diminutiv eines Neugebornen. Ich wog kaum die

Hälfte des Gewichts, welches gewöhnlich neugeborne Kinder wiegen. Ich war eine dem Auge fast unsichtbare Miniatur, die man mit der Lupe auf dem Boden ihrer Wiege aufsuchen mußte. Auf diesem zarten Lager meiner Kindheit, war ich in Betreff meiner Gebrechlichkeit, einer Perle ähnlich, die sich in der seidenartigen Wolle eines Teppichs verwirrt hat.

Meine Mutter aber, welche, wie so viele Frauen von Welt, aus ihren Launen, aus tausend nichts bedeutenden Dingen sich stets eingebildete Krankheiten machte, konnte sich mit der Rolle der Mutterschaft nicht befreunden.

Sie war zu jung, zu leichtfertig, zu kindisch, um sich unter den zärtlichen aber ernsten Pflichten einer Familienmutter zu gefallen. Sie fand kein Vergnügen daran sich zur Amme zu machen.

Sie wollte in der Ehe ihre jugendliche Stirn nur mit dem so schnell verwelkenden Blumenkranz, welchen die Welt giebt, geschmückt sehen; sie verschmähte die verdienstvollere Dornenkrone, welche in Ausübung der häuslichen Tugenden gewonnen wird. Vom Tage meiner Geburt an, verdammte mich also das Schicksal, der, die mir das Leben gab, fremd zu werden.

Auf meine Mutter kann ich den zarten und poetischen Ausdruck Millevoies anwenden:

„Meine Mutter war nicht zweimal meine Mutter"

Man übergab mich einer fremden Amme, einer dicken, frischen Irländerin, welche zufällig zur Hand war, und für das erste beste Kind zur Verfügung stand.

Meine feurige und abergläubige Seele, hat es immer für ein Unglück gehalten, diese erste Trennung des Kindes und der Mutter, diese in den ersten Lebensstunden des Kindes der Natur angethanen Gewalt, diese Trennung beim Anfang der Leiden und des menschlichen Elends, da das arme kleine Wesen,

welches das Leben ohne seinen Willen empfangen hat, so bedürftig des Schutzes, der Nahrung und der Obhut seiner alleinigen wahren ihm von Gott gegebenen Freundin ist.

Ich habe es immer bedauert, nicht von meiner Mutter genährt worden zu sein. Vielleicht hätte sie mich besser gekannt! Vielleicht hätte sie mich besser geliebt!

Die Revolution, welche von Tag zu Tag in unsern häuslichen Sitten, vermöge eines uns angebornen Hanges zur Veränderung stattfindet, entfremdet die Glieder einer und derselben Familie, macht unser Leben strömend, unser Geschick veränderlich, unsere Gewohnheiten nomadisch.

Nur an der Mutterbrust lernt das bewußtlose Kind aus Instinkt die Mutter kennen und lieben.

Wenn dann die ersten Jahre nur zu schnell entflohen sind und das Kind aus den Armen der Amme in die der Gouvernante übergegangen ist, dann folgt die Zeit der Pension, dann die der Heirath, welche fast immer mit einer ewigen Trennung von der Mutter gleichbedeutend ist. Eltern und Kinder verlassen sich dann, um sich nur je zuweilen als Fremde oder als laue Freunde wieder zu sehen. Man hat also keine Zeit gehabt, sich kennen zu lernen.

Ein ganzes Leben verfließt bei vielen Familien, ohne diesen Austausch inniger Beziehungen, täglicher Liebesbezeugungen, welche allein mit dieser Innigkeit sich zu lieben lehren, die über das Grab hinausreicht, und sich von Generation zu Generation vererbend, das schönste väterliche Erbtheil ist — die Religion der Erinnerung.

Das Ende des Urlaubs meines Vaters, der sich genöthigt sah, sich sofort zu seinem Regiment zu begeben, das seine Bestimmung nach Indien erhalten hatte, beschleunigte unsere Abreise von Sevilla nach England.

Das kleine Mädchen von fünf Monaten wurde also zur Touristin improvisirt, die Arme ihrer Amme zur Equipage. Mit einem großen Vorrath von Recepten alter Frauen gegen Reisezufälle und mit allem für die Zeit der Seefahrt Nothwendigen wohl versehen, machte man sich auf den Weg.

Im Augenblick unserer Abreise von Sevilla fehlte wenig daran, daß ich nicht unter der Lawine der Liebkosungen alter Frauen der Stadt erdrückt wurde. Einen Augenblick hielt mich meine Amme für todt. Mein Athem war inmitten der Verschwörung von Küssen verschwunden.

Mein Vater zeigte sich mehr als meine Mutter stolz auf die erzwungenen Liebesbeweise, mit welchen mich die Fremden überhäuften. Er täuschte sich hinsichtlich dieser nichtssagenden Zärtlichkeit.

Es war weder der Vater, noch die Mutter, noch das Kind nach denen man sich zurücksehnte, und welche man liebte, es war vielmehr das seltsame, kleine Wunderding, das Miniaturkind mit seinem unmerklichen Gesicht, auf welchem zwei große schwarze Punkte zu glänzen anfingen, die man Augen nennt.

Meine Eltern, meine Amme und ich, wir schifften uns auf dem englischen Schiffe ein, in welchem vier Monate hindurch mein armseeliges Dasein auf dem Ocean hin und her schwanken sollte. Bei unserer Ankunft auf dem Schiffe wurden wir von den Offizieren und den Damen der Schiffsmannschaft durch Demonstrationen der Freude und Freundschaft begrüßt.

Mistriß Guilbert ergriff auf offner See noch einmal das Scepter des Salons, den verführerischen Talisman einer geschmeichelten Frau, welcher der Traum ihres ganzen Lebens gewesen war.

Eine dem Anscheine nach unbedeutende, im Grunde aber sehr ernste widrige Empfindung zeigte sich seit dem ersten

Tage unserer Abfahrt auf ihrem Gesichte — die Höflichkeit und Aufmerksamkeit der Offiziere und der Damen war zu gleichmäßig zwischen ihr und mir getheilt.

Meine Mutter hat es nie begreifen wollen, daß ein kleines Kind, unschuldig in den Armen seiner Amme schlummernd, ein interessanterer und vorzüglich ein weniger genierender Gegenstand für die Complimente ist welche uns gelten sollen, als eine junge und schöne Frau, welche natürlich gut erzogenen Männern eine große Zurückhaltung, und den weniger für sich eingenommenen Frauen eine gewisse Verlegenheit einflößen muß.

Dagegen bezeugte mein Vater durch ein lachendes Gesicht, durch eine lebhafte Sympathie das Glück, welches er beim Anblick der Beweise von Zärtlichkeit und Theilnahme, deren Gegenstand ich war, empfand.

Während meine Mutter unaufhörlich mit den nichtigen Freuden der Welt beschäftigt war und darnach trachtete, ihre geistige Armuth und ihre Person in den kleinen, weiblichen Zirkeln des Schiffes glänzen zu lassen, kam mein Vater, ein Freund wahrer und dauerhafter Vergnügungen, oft zu mir, enthob mich den Armen meiner Amme und umarmte mich behäbig.

So machten wir oft einen kleinen Spaziergang auf dem Verdecke.

Wenn meine Amme mich auf ihren Knieen mit ihrem leisen Gesange in den Schlaf lullte, betrachtete mein Vater verstohlen hinter dem Mast des Schiffes, als wollte er sein Glück den Blicken der auf dem Verdeck herumschweifenden Passagiere entziehen, die Züge meines Gesichtes, in welchem er so gern sich wiederzufinden glaubte.

Viertes Kapitel.

Calcutta. — Die Betro. — Die Ponkas.

Eine Ueberfahrt von vier Monaten hatte meine Person in ein neues Clima versetzt.

Die tonische, durchdringende Luft der See hatte jedoch ein wenig meine zarte Natur gekräftigt, aber die erste Berührung des Tropenhimmels, dieser Sonne von vierzig Graden — ein glühender Schmelzofen der die Europäer bratet — hatte meinem Gesicht Todtenbläße gegeben.

Meine dicke irländische Amme war mehr beläßtigt durch die schnelle Veränderung, welche dieses Feuerclima auf sie hervorgebracht hatte. Man sah von Stunde zu Stunde ihre Wohlbeleibtheit abnehmen. Sie schmolz ganz und gar an der Hitze der Sonne. Was mich betraf, ich begann mich in ein Nichts aufzulösen. Ich glich einer ausgedörrten, zusammengeschrumpften Orangenschale, so große Magerkeit hatte meinen armen Körper befallen.

Bald nach unserer Ankunft in Calcutta, kaum in dem Hotel Spince abgestiegen, beeilten sich die Doktoren des Ortes, mich als ein Kind des Todes zu proclamiren.

Mein Grabstein strafte für diesmal diese Prophezeihung Lügen, aber seit dieser Zeit wurde ich, wo ich mich auch aufhalten mochte, regelmäßig einmal jedes Jahr von den Medizinern zum Tode verurtheilt. Und dies hat den Glauben in mir erweckt, daß der Tod sich über die Mediziner und die

Medizin luſtig macht, und daß Aesculap, ſehr ähnlich dem Cupido, Einer wie der Andere, die Wahrheit nicht ſagt, und daß es endlich eine gute Philoſophie iſt, der Medizin nicht mehr zu glauben, als der Liebe. —

Der Geiſt wie der Körper gewöhnt ſich an Alles.

Dank ſei es den tauſend ſinnreichen Erfindungen, an denen der orientaliſche Luxus ſo reich iſt, den bequemen Hülfsmitteln der indiſchen Kunſt gegen die Hitze, dieſen originellen Maſchinen, welche in Calcutta auf eben dieſelbe Weiſe Luft machen, wie man in den Hundstagen zu Paris Eis fabricirt, daß ich ſchnell genug gewahrte, wie leicht man in der Natur Alles überwinden kann. Das menſchliche Genie geht ſo weit in Indien, daß ihr euch in ein Schwitzbad ſetzen könnt, und euch vorzuſehen habt, daß ihr unter der tropiſchen Hitze keine Froſtbeulen an den Fingerſpitzen bekommt. —

Kälte mit den koſtſpieligſten Mitteln zu fabriciren, das iſt der wahre Luxus zu Calcutta.

Für die großen Häuſer in Indien, welchen ein reißend ſchnell erworbenes, anſehnliches Vermögen alle Behaglichkeit in ihrer inneren Einrichtung erlaubt, beſteht die größte Eleganz in den Veranſtaltungen gegen die Hitze.

Nach ungemein ſinnreichen Vorſchriften weiß man eine künſtliche Luft, Friſche, angenehme Kühle, leichten Zephir und ſanfte Winde hervorzubringen.

Die Häuſer haben ein wenig von dem architektoniſchen Anſehen unſerer Europäiſchen Kirchen. Die Stuben ſind ungemein groß, faſt ganz kahl, die Etagen hoch, und durchaus offen, ohne Thüren und ohne Fenſter. An den Decken ſind große Maſchienen, monſtröſe Fächer, welche man „ponkas" nennt, unaufhörlich in Bewegung.

Schaaren müßiger Diener, die „Beara", liegend, den Bauch

der Sonne zugekehrt, ganz so wie die Arbeiter der National-Werkstätten in dem Champ-de-Mars, handhaben die Schnüre, welche die Fächer in Bewegung setzen und fabriciren Luft und Wind so viel man will.

Meubles sind sehr selten mit Ausnahme allein derjenigen, welche zur Wirthschaft unerläßlich sind.

In Indien wird jedes Stück Meubles, welches nicht eine unabweisbare Nothwendigkeit ist, wie ein Feind der freien Luft betrachtet, welcher ihre Zirculation verhindert und als ein Gegenstand eines schlechten Geschmackes verworfen.

In den großen Räumen dieser wüsten Häuser giebt es kein Bett, um sich darauf auszuruhen, keinen Sessel um sich niederzusetzen. —

Frischgeflochtene leicht angefeuchtete Matten, von sehr weichem Stroh, welche man mit einem Schirme zum Schutze gegen die unerträglichen und hartnäckigen Insekten, Cockroaches, umstellt dienen zur Ruhe am Tage.

Das Ruhebett ist ein Kasten, eine Art parfümirten Häuschen, mit Vorhängen von Gaze hermetisch verschlossen, mit einem Pfühle von einem Gewebe aus Ananas, Kopfkissen von seidenartigen Pferdehaaren, wehende Mousseline zu Bettdecken. Daran sind nach allen Richtungen hin kleine Fächer angebracht, die beständig in Bewegung sind. Große Gardinen schützen dieses Lager gegen die unversöhnlichen Feinde der Nacht die „Moustichs", welche unaufhörlich dieses dreifache Gefängniß umschwirren.

An den Fenstern sind Vorhänge von wohlriechenden Gräsern angebracht, welche immerwährend feucht erhalten werden. Springbrunnen müssen unaufhörlich grüne Rasen bewässern. Wie in Spanien sind an allen Fenstern Balcons, um deren Gitter von leichtem Eisen sich „Dyagaras" schlängeln

welche mit ihren großen sammtartigen Blättern, dichte Vorhänge bildend, die Sonne abhalten und zur Ruhe einladen.

Frisches Wasser sprudelt mit berechneter Kunst auf diese Blumenmauern, welche zu köstlichen Boudoirs, zu einem wahren Eldorado werden.

Auf einem solchen Balcon verbrachte ich mit meiner Amme in den ersten Tagen unserer Ankunft in diese brennende Badstube Indiens den größten Theil der Zeit. Hier hatte man auf Antrieb meines Vaters meine Wiege hingestellt.

Diese Wiege war eine Art Hängebrett, welches mit Ananasfäden an den Gittern des Balcons angehängt war.

Punkas schickten ihr einen erfrischenden Luftzug zu. Zwei kleine zehnjährige Indianer, welche meine Mutter gekauft hatte, mußten abwechselnd Tag und Nacht bei meiner Wiege bleiben, und die Schaaren von Insekten, welche über mich herfallen wollten, vertreiben.

Diese kleinen Schwarzen hatten so ziemlich das Ansehen der künstlichen Bronzen, jener pausbäckigen Engelsgestalten, welche heut zu Tage bei der Decoration von Meublen angewandt werden.

Als ich und meine Amme auf dem Balcon und unter freiem Himmel schon wie zu Hause waren, begannen meine Eltern erst die Augen zu öffnen über diese neue Welt, über die Wunder einer so außerordentlichen, reichen und mächtigen Natur, über Calcutta, diese große Stadt mit ihren wunderlichen und interessanten Sitten, welche so wenig in Europa gekannt sind, und von denen ich später ein Bild entwerfen werde.

Fünftes Kapitel.

Eine indische Bonne. — Die aya. — Deinapoore. — Tod meines Vaters.

In einem Lande so großartigen Lebens und so ungeheurer Reichthümer war meine lebenslustige Mutter eine sehr willkommene Erscheinung. Sie war vor Allem Weib und freute sich über die Huldigungen, welche ihr die bedeutendsten Personen in Calcutta, worunter sich auch der Generalgouverneur, ein alter gänzlich ruinirter Lord befand, ihr darzubringen sich beeilten. Das Haus der jungen Frau ward bald der Mittelpunkt der eleganten Gesellschaft, und meine Mutter zögerte nicht es gänzlich nach den luxuriösen Sitten des Landes einzurichten.

Ein Heer von Dienern ward angenommen. Zehn Beïra, diese leibhaftigen Windfänge manöverirten unter der Aufsicht eines Beïrachefs mit den **ponkas**. Die beiden kleinsten Schwarzen, Fächer **en miniature**, waren besonders damit betraut, bei meiner Wiege zu wachen.

Wie gewöhnlich bei neuen Einrichtungen ward die Genauigkeit der Ausführung bis auf's Aeußerste getrieben. Von Früh bis Nacht hörte man im Hause nichts als den Befehl, **ponkas guenecho** — haltet den Fächer!

Nachdem meine Mutter genügend für sich selbst gesorgt,

machte sie Anstalten, auch ein wenig an mich zu denken. Der Moment der Entwöhnung nahte heran. Mein Gesundheitszustand erheischte eine eingeborne Amme, welche meine große Irländerin ersetzen sollte. Man gab mir zur bonne ein hochstämmiges Frauenzimmer, welches mich nach der Sitte des Landes auf seinen Hüften trug.

Dieser Sitz war aber ein wenig hart, ich versank fast bis zur Hälfte in die hohle Seite meiner aya. So nennt man nämlich in der indischen Sprache die Kindermädchen.

Es wurde mir nicht leicht, mich an diese neue Bekanntschaft, deren kupferfarbiger Teint mir Furcht einflößte, zu gewöhnen.

Auf diesem dürren und nackten Stamme glich ich einem furchtsamen Kaninchen.

So verstrichen meine Tage zwischen den indischen Gesängen meiner aya und den Grimmassen meiner kleinen schwarzen Fächer.

In Folge der Befehle meines Vaters, welcher um mich außerordentlich besorgt war, sollte ich täglich zwei Mal, Morgens und Abends, in den Wellen des Ganges gebadet werden. So machte ich von nun an auf den Armen meiner aya eine Wasserpromenade.

Wenn wir dann nach dem Abendbade nach der Stadt zurückkehrten, so drängten sich die Schaaren von Spaziergängern an uns heran.

Meine aya und ich mochten allerdings einen sehr sonderlichen Anblick gewähren.

Eben so eigenthümlich wie das Gemisch unserer Farben, war unser Anzug. Wie das große Blatt eines Ananasbaums zwei Früchte zugleich umschließt, so umhüllte uns beide, die kupferfarbene Indianerin und die kleine weiße, bleiche Spanie-

rin ein großes Tuch von durchsichtigem Mousselin. Ebenso vermengten sich unsere schwarzen Haare, und mein kleiner Arm umschloß leicht den Hals der Indianerin wie ein Ring von Elfenbein um eine schildpattne Rolle. So boten wir in der That dem Künstler eine des Studiums würdige Gruppe dar.

Meine weißen Zähne waren eben aus ihren Höhlen hervorgebrochen, in welchen sie mit so grausamen Schmerzen den ersten Kampf mit der Natur kämpften. Sie kauten beständig das Bethelkraut oder pauw, welches auf Kinder besonders tonisch wirkt. Diese zusammenziehende Pflanze von dunkelrother Farbe gab mir das Ansehen jenes phönicischen Hundes, welcher einst einen berühmten Kieselstein mit seinen Zähnen zermalmend, zur Entdeckung des Purpurroths führte.

Meine aya war ganz Indianerin, sie fütterte mich mit Reis, Ananas, Bananas, Datteln, Mangobeeren und verschiedenen andern Früchten.

Oftmals ließ mich die gute Indianerin bei einem armen Teufel speisen, aber eben so oft in den Pallästen der Radjas, indischer Fürsten. Meine aya setzte mich auf die Erde, neben eine große Schüssel, aus welcher jeder mit seinen Fingern aß.

Am Tische der Großen band man mir eine schöne Serviette, aus den Fäden der Ananas gewebt, mit feinen Perlen umsäumt, unters Kinn und fütterte mich wie einen Vogel.

Die Kinder werden in Indien mit einer beispiellosen Sorglosigkeit erzogen. Schon drei Jahre alt wußte ich noch nicht, daß die Füße und Pfoten den Menschen und Thieren zum Gehen und Laufen dienen. Ich hatte noch keinen andern Marsch gemacht als von der Wiege bis zu den Armen meiner aya. Ich ging fast nackend, meine ganze Bekleidung bestand aus einem Chemisette von leichter Gaze. Diese Bekleidung

mochte für einen Knaben genügen, hingegen für ein Mädchen war sie doch etwas unschicklich.

Mein Vater beruhigte sich über meine gänzliche Unwissenheit, welche nicht einmal an den so frühreifen Instinkt der Thiere reichte. In einem Alter von mehr als drei Jahren konnte ich weder gehen, noch sprechen, noch essen. Ich sprach ein nicht zu entzifferndes Kauderwelsch, ein Mischmasch von schlechtem Indisch und spanischem und englischen Brocken.

Eine Notabilität des Ortes, der Chef der Justiz, war mir sehr gewogen. Er führte seine Kleinen oft zu uns, um mit mir zu spielen. Diese würdige Magistratsperson, die ich in meinem Gedächtniß erhalten habe, hatte auf meine junge Einbildungskraft einen großen Eindruck gemacht. Ein Greis zwischen fünf und sechszig und siebenzig Jahren, besaß er eine so strenge Physiognomie, wie der Schreiber eines Friedensrichters und ein bepudertes Haupt, wie der Actenstoß eines Advokaten.

Die Ponkas meiner Mutter belehrten mich, daß nicht das eigentliche Haupt des guten Mannes so bepudert war, sondern daß es vielmehr eine mächtige, sehr künstlich gemachte Perrücke war. Wenn er in den Salon eintrat, begannen die Fächer seine Perrücke sehr zu beunruhigen, allmählig verlor sie ihr Gleichgewicht und flog endlich wie ein Drachen auf, den wir anfingen, und den er nur mit Mühe unsern Händen entreißen konnte.

Aus diesem Leben und Treiben wurden wir abermals wieder aufgestört. Der Generalgouverneur, Lord Hasting, gab dem 44sten Regiment den Befehl sich nach Deinapoore zu begeben. Deinapoore ist eine große Stadt am Ganges, fast zweihundert Lieues von Calcutta entfernt. Die englische Armee hatte hier ihr Lager in einer großen und dürren Ebene, wo die Cholera, diese indische Geißel, wüthete.

Meine Eltern, die aya und ich ſchifften uns alſo ein um dem Regimente zu folgen.

Nach einer langen und ereignißvollen Fahrt wurde leider mein Vater, deſſen angegriffene Geſundheit durch die Mühſeligkeiten der Reiſe ungemein litt, von der Epidemie überfallen.

Nach einigen Stunden ſchwerer Leiden verließ er die Welt in dieſer entlegenen Gegend, wohin ihn die engliſche Handelspolitik verſetzt hatte, inmitten des Luxus ihrer Hauptſtadt und aller Erforderniſſe des Lebens, aber nicht derer des Todes.

Deinapoore hatte zu der Zeit nur proteſtantiſche Geiſtliche.

Die letzte Tröſtung eines Prieſters fehlte alſo dem Soldaten. Die Thränen ſeiner jungen Frau, die Küſſe auf der reinen Stirn ſeiner armen Waiſe, das waren die Tröſtungen in ſeiner letzten Stunde.

Er ſtarb, ein Medaillon der heiligen Jungfrau, welches er mir bei meiner Taufe um den Hals gehängt hatte, an ſeine Lippen preſſend, mit ſeinen Thränen benetzend und mich ihrem Schutze empfehlend.

Das Medaillon hat mich ſeit dieſer Zeit nicht verlaſſen, ich trage es noch heute. Die Thränen meines ſterbenden Vaters, welche darauf gefallen, ließen es mich wie einen koſtbaren Talismann bewahren. Es war für mich in meinem ſo grauſam herumgeworfenen Leben die Madonna des guten Beiſtandes und der rettenden Hülfe.

Sechstes Kapitel.

Miſtreß Brown. — Ein merkwürdiger Charakter. — Bouldoggenhunde als Ehevermittler. —

Mein Leben, ſchon ſo früh bewegt, traf der erſte große Schmerz faſt noch bei der Wiege. Ich war drei und ein halbes Jahr alt, als mein Vater mir entriſſen wurde. Obwohl jeder Kummer in der Kindheit ſich ſchnell genug verwiſcht, für das reifere Alter läßt er die Spuren einer tiefen Trauer zurück, welche ſo oft Thränen ſchmerzlicher Erinnerung über den Verluſt der uns Theuerſten zurückruft.

Der Schmerz meiner Mutter war innig, aber von kurzer Dauer. Die Thränen des Leides und der Freude haben zwar den guten Glauben, daß ſie niemals verſiegen können, aber die Zeit mit ihrem ewigen Wellenſchlage treibt ſie fort, tödtet Trauer und Freude, Liebe und Haß, und alle die beſſern und gehäſſigen Leidenſchaften, welche ſich das menſchliche Herz ſtreitig machen.

Die Menſchen, welche in Indien ſo ſehr zuvorkommend ſind, tröſteten meine Mutter ſo gut ſie vermochten und ſuchten ſie ihren Schmerz vergeſſen zu machen. Die Freunde des Kapitän Guilbert beſtürmten ſie mit ihren Freundſchaftsbeweiſen und Liebesdienſten. — Eine Dame zu Deinapoore, ein höchſt

origineller Charakter, aufgeweckt und geistreich, die Wittwe eines englischen Generals, Sir Brown, brachte oft den ganzen Tag bei ihr zu. Später mußten wir sogar bei ihr auf ihrer reizenden Villa wohnen, welche am Ufer des Ganges belegen war. Der lebendige, freie und ein wenig sceptische Charakter dieser Frau übte auf meine Mutter den glücklichsten Einfluß aus.

Die gute Dame, seit längerer Zeit Wittwe eines alten Mannes, fand, daß der Wittwenstand eine bewundernswerthe gesellschaftliche Stellung gewährte. Zwischen ihr und meiner Mutter knüpften sich oft sehr piquante Gespräche über die Welt und die Ehe an.

„Theure Freundin", sagte einst Mistreß Brown, „wenn die Frauenpatente in England eben so käuflich wie die Offizierpatente wären — die Regierung würde ein gutes Geschäft machen. Denn glauben Sie nicht, daß alle Frauen sich Patente kaufen würden? — Gewiß, und die Welt hätte ein Ende. Die armen Engländerinnen, welche die Dauer ihrer Ehe nach ihren Schwangerschaften rechnen, würden sich mit dem Rufe: „es lebe die Reform!" gegen eine Einrichtung auflehnen, welche oft für sie nichts anderes als eine goldene Sklaverei ist."

Mistreß Brown mochte wohl Recht haben. Freilich müssen wir zur Ehre Englands zugestehen, daß die Ehe, wie die Regierung, dort viel strenger ist.

Es haben daselbst noch nicht jene voltairischen Ideen Eingang gefunden, welche in einem benachbarten Lande sich über die ehrwürdigsten und heiligsten Einrichtungen lustig machen.

Mistreß Brown war, wie gesagt, die excentrischste und originellste aller Frauen. Sie spielte gern den Mann. Sie liebte mit Leidenschaft die Jagd, die Hunde und die Pferde. Sie

hatte männliche Neigungen, obgleich sie die Männer nicht leiden konnte.

Immer zum Spotte aufgelegt, machte sie sich über Alles lustig, über die Menschen und über die Einrichtungen. Sie würde über sich selbst gespottet haben, hätte sich kein Gegenstand ihres Spottes dargeboten.

Vielleicht daß diese so kalte, so vollkommen organisirte Frau den Kopf an der Stelle des Herzens hatte. An ihren Ideen über die Ehe hielt sie entschieden fest. Sie sah in diesem schönen Verhältniß nur ein Geschäft. Die Ehe schien ihr nur dazu zu sein, um die Frau in eine gute Lage zu versetzen. Sie liebte von ihr den Namen — aber nicht den Ehemann.

Mit einem Wort, Mistreß Brown war eine Frau, welche ganz offen aussprach, was Andere heimlich denken, und welche es aller Welt sagte, daß die Männer heut zu Tage die Frauen nur wie Sachen, wie niedliche Kleinigkeiten betrachten, mit denen sie sich amüsiren und spielen. — Von diesen ausschweifenden Ideen abgesehen war Mistreß Brown das beste Kind von der Welt.

Dieser Charakter, von welchem mir meine Mutter oft erzählte, machte auf mein jugendliches Gemüth einen außerordentlichen Eindruck.

Ich liebe das freie, ungezwungene Wesen der Frauen, welche ihre wahren Empfindungen stets ohne Rückhalt aussprechen, und finde es einfältig, wenn eine Frau anders erscheinen will, als sie ist, und vor einer Welt sich genirt, die ihr in Nichts Rechnung trägt.

Meine Mutter und die Engländerin hatten einen durchaus entgegengesetzten Charakter. Jene nahm die faden Schmeicheleien des Salons sehr ernsthaft auf, diese machte sich ohne Umstände über sie lustig. Meine Mutter war auf den Tanz

und auf den Taumel der Feste versessen, Mistreß Brown gefiel sich besser in der herrlichen Natur, welche den Geist weckt, das Herz erfrischt, und niemals, wie das rauschende Salongewühl, Täuschungen und Zerrissenheit zurückläßt. Meine Mutter liebte vor Allem ein Ballkleid, Mistreß Brown das einfache Hauskleid oder die Toilette einer Amazone. Sie zog die Jagd dem Boudoir, die Reitgerte dem Fächer, das Dickicht des Waldes dem Gewühle des Salons vor.

Sie zerriß sich lieber die Finger an den Dornen der Gebüsche, als daß sie Gefahr laufen wollte, ihre Wittwenschaft an dem Freudenfeuer des Salons zu verlieren.

Sie fürchtete endlich weniger die wilden Schlangen des Dickichts unter den Füßen ihres Pferdes, als die unter den Blumen des Salons verborgenen Vipern.

Mit solchen Ansichten schien Mistreß Brown sehr wohlgeeignet ihre Wittwenschaft für immer zu behaupten. Meine Mutter suchte sich ihrer so schnell nur irgend möglich zu entledigen.

Die Gelegenheit hierzu bot sich einer schönen achtzehnjährigen Wittwe schnell genug. In Deinapoore fehlte es an Bewerbern nicht. Die Offiziere des Regiments meines Vaters, welche die Eigenschaften meiner Mutter, ihre anmuthigen Fehler und ihre kleinen Schwächen kannten, machten sich beständig um sie zu schaffen.

Aber nicht in die Wohnung der Mistreß Brown wagten sich die Freier. Die männerfeindlichen Ideen dieser Frau waren zu gut gekannt, um nicht die Männer aus ihrer Nähe zu verscheuchen. Meine Mutter verließ deshalb oft mit meiner aya und mir ihre Karthause, in welcher sie nicht ganz in ihrem Elemente war, und machte an dem Ufer des Ganges, dem Rendez-vous der Offiziere, eine Promenade.

Einer derſelben, ein junger, eifriger Spaziergänger, kam und kam wieder, indem er ſich den Anſchein gab, als beſchäftigte er ſich nur mit mir. So bot ich ihm in der That den Vorwand zu einer diplomatiſchen Vorrede.

Er ſpielte mit mir, er ließ meine langen Haare durch ſeine Hände gleiten, er machte ſehr gewandt dem Kinde Complimente, welche eigentlich der Mutter galten, er ſteckte mir Bonbons in den Mund. Im Verlauf weniger Tage waren wir die beſten Freunde von der Welt, ich wurde ſehr familiär mit ihm, zog ihn immer bei der Hand herbei und er ließ es gern geſchehen. Ich ſprach mit ihm mit jener Unbefangenheit mein Kauderwelſch, welche aufgeweckten Kindern eigen iſt. Darüber lachte er, meine aya lachte ebenfalls und meine Mutter lachte mit.

Man hatte noch kaum ein Wort mit einander gewechſelt und ſchon verſtand man ſich ganz vortrefflich.

Ich ſagte dem Offizier: Du biſt mein kleiner Papa, Du ſollſt durchaus mein Papa ſein, und auch Mama's Papa. Er antwortete mit zärtlichen Liebkoſungen. Faſt täglich erneuerten ſich dieſe Unterhaltungen. Durch Hunde und Kinder machen ſich oft im Leben die größten Dinge.

Nach und nach wurden die Unterhaltungen länger, die Zuſammenkünfte häufiger. Meine Mutter kehrte von Tag zu Tag mehr eingenommen für den Fremden, deſſen feine Manieren ihr ungemein gefielen, zur Miſtreß Brown zurück. Sie hütete ſich aber wohl, dem Philoſophen im Unterrock, der ungläubigen Epicuräerin etwas mitzutheilen.

Der Beſieger meiner Mutter war aus ſchottiſcher Familie und hieß Patrick Craigie. Er hatte einen ſchönen Wuchs und ein gewandtes Benehmen, ein ovales, von einem hellkaſtanienbraunen Barte eingeſchloſſenes Geſicht, eine offene, majeſtätiſche Stirn und lebhafte geiſtvolle Augen.

Mit dieser höchst ausdrucksvollen Physiognomie verband er eine gerade Haltung, wie sie dem Militair eigen ist. Er hatte aber spärliches Haar, obwohl er erst 32 Jahr alt war.

Dieser junge Mann besaß Alles, was den ausgezeichneten Offizier ausmacht, und seine offenkundigen Verdienste, anerkannt von seinen Oberen, verhießen ihm einen hohen Rang in der Armee der indischen Compagnie.

Meine Mutter wagte also, — was ein liebendes Weib immer wagt — dem sie umgebenden Einfluß, den spöttischen Glossen der unerbittlichen Mistreß Brown Trotz zu bieten, und eines Morgens sehr früh sagte sie, ihre Freundin umarmend:

Theuerste, ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen. Ich will Sie verlassen.

So früh? —

Ja doch.

Sie wollen eine Promenade machen? fragte Mistreß Brown mit einem sardonischen Lächeln.

Nein, versetzte Mistreß Guilbert erröthend, etwas Besseres als das.

Sie gehen zu Balle?

Meine Theuerste, etwas noch Besseres. —

Aber wohin denn?

Zur Kirche.

Zur Kirche? —

Ja, ich verheirathe mich. —

So eilig? —

Ich will eben zur Trauung.

Und ich auf die Jagd.

Eine Stunde später ließ sich meine Mutter dem Kapitän Patrick Craigie in der protestantischen Kirche zu Deinapoore antrauen.

Es waren höchstens 6 Monate seit dem Tode meines Vaters verstrichen.

Man sieht, daß die Kinder und die Hunde am schnellsten derlei Geschäfte fördern. M. Foy hätte von ihnen lernen können. Es war ebenfalls ein Bouldoggenhund, welcher, worauf ich später in diesen Memoiren zurückkommen muß, mich im Hyde-Park zu London mit einem anderen Bouldoggenhund zusammenführte, den ich auf keine Weise in der freilich sehr schwierigen Kunst, ein Ehemann zu sein, dessiren konnte.

Siebentes Kapitel.

Rückkehr nach Calcutta. — Begebnisse auf der Reise. — Meine Mutter in ihrem neuen Verhältnisse.

Die so schnelle Wiederverheirathung meiner Mutter war den Leuten in den katholischen Ländern, in welchen die Wittwen ein Jahr bis zu ihrer Wiederverheirathung warten müssen, sehr anstößig.

In England dachte man nicht so strenge darüber. Hier hat das Gesetz deshalb keinen solchen Termin vorgeschrieben, weil es fürchtete, es könnte den Frauen, welche sich zu verheirathen Gelegenheit haben, hinderlich sein.

In diesem glückseligen Lande können sich die Wittwen sobald sie wollen verheirathen, ohne sich um das Datum ihrer Wittwenschaft bekümmern zu müssen.

Die katholische Religion hat weit mehr als der Protestantismus die Frauen gehoben, ihre gesellschaftliche Stellung verbessert. Deshalb sind auch jetzt in London die Frauen ihre Proselytinnen, die Männer ihre Gegner.

Obgleich die Engländer vorzugsweise ein Volk sind, welches die Ehe liebt, so sind sie doch aus dem indischen Baume gemacht, welchen man „Multipliant" nennt. Sie betrachten die Frau wie eine Maschine, die Ehe wie ein Amt, und gestatten

dieſer nützlichen Einrichtung, ſich ohne Hinderniß zu entwickeln.

Ich muß jedoch meinem neuen Vater Recht wiederfahren laſſen. Er theilte nicht die gewöhnlichen Fehler ſeines liebenswürdigen Vaterlandes. Er hatte ſich zuviel in der Welt umgeſehn, und war auf ſeinen Reiſen dahin gekommen, dieſes plumpe, engliſche Gepräge, welches dem Spotte der andern Länder ſtets neue Nahrung giebt, gänzlich abzulegen.

Er hatte ſich überführt, daß England in Europa ſchon verrufen genug iſt, und daß die Höfe endlich dieſer ſchaamloſen Haltung der Boutiquerdiplomatie überdrüſſig zu werden beginnen, einer Diplomatie deren Kunſt darin beſteht, das revolutionaire Element in fremden Ländern anzufachen, um daſelbſt deſto leichter ihre Waare an den Mann zu bringen.

Um auf Patrick Craigie zurückzukommen, ſo heirathete er allerdings meine Mutter hauptſächlich ihretwegen, aber auch ein wenig meinetwegen.

Es war nicht nur der achtungswerthe Gedanke, der Beſchützer einer jungen Frau von gutem Hauſe zu werden, welche faſt noch Kind, einer fremden Welt preisgegeben ſchien; es ſchmeichelte den edlen Empfindungen des ſchottiſchen Gentelmanns zugleich der Adoptiv-Vater eines Kindes zu werden, welches in dem unſchuldigen Alter der tauſend kleinen artigen Poſſen war, die kleine Kinder ſo intereſſant machen. Denn in dieſem Alter ſind ſie noch nicht durch die abſcheulichen Fehler, welche oft ſelbſt die ſorgfältigſte Erziehung giebt, verdorben.

Mein Pflegevater wußte ſich in meinem mütterlichen Hauſe durch ſeinen milden Character, ſein zuvorkommendes Weſen und ſeine gute Laune, welche ſoviel zum irdiſchen Glücke im Leben beiträgt, unſere Liebe zu erwerben.

Einige Zeit nach der Verheirathung meiner Mutter, ward

das Regiment des Capitäns Craigie durch eine Ordre des Generalgouverneurs Lord William Bentink, des Nachfolgers Lord Hastings, nach Calcutta zurückberufen.

Wir trafen Anstalten Deinapoore zu verlassen, was wir nicht ungern thaten.

Meine Mutter nahm Abschied von ihrer trefflichen Mistres Brown, welche ihr Gesicht so strahlend fand, daß sie den Muth nicht hatte, wie gewöhnlich die Lauge ihres Spotts über die neue Lage meiner Mutter auszuschütten.

Die Rückreise von Deinapoore nach Calcutta machten wir auf einem Kahne bengalischer Holzhacker.

Von diesem gebrechlichen Fahrzeuge aus ließen wir unsere erstaunten Blicke über das so malerische und lebensvoll bewegte Ufer des Ganges hinüberschweifen.

Affen, an den Zweigen der Kokusnußbäume hängend, richteten an mich ihre tausenderlei Späße. Sie hielten mich wahrscheinlich für einen ihrer Kleinen, denen ich, auf meiner aya hockend, vollständig glich; dagegen kamen mir die Affen wie Professoren der Luftsprünge und Fratzenschneiderei vor.

Krokodille von 15 — 20 Fuß Länge machten am Ufer des Ganges Spaziergänge. Sie hatten den Rachen weit geöffnet und das stumpfsinnige Ansehen der Bürger von Paris, als sie sich in den Februartagen mit der Republick ergötzten.

Diese poetischen Spaziergänge wurden auf einen Augenblick durch ein tragi-komisches Ereigniß in Verwirrung gesetzt.

Der Wachsamkeit meiner aya entschlüpfend, glückte es mir nämlich, auf das Dach der Kajüte unseres Kahns zu klettern. Von hier aus warf ich den Passagieren Grimmassen zu, welche vortreffliche Copien von denen meiner Freunde, der Affen, waren. Aber inmitten dieser Vorstellung wechselte die Dekora-

tion. Ich purzelte in's Waſſer, um hier auf etwas verſchiedene Weiſe ſehr ausdrucksvolle Grimaſſen zu ſchneiden.

Die bengaliſchen Fiſcher warfen ſchnell ihre Netze aus und fiſchten das durchnäſſte Huhn, welches gegen die anziehenden Raubvögel laut aufſchrie, aus dem Waſſer heraus. Ich habe niemals in meinem Leben ſo vortrefflich geſchrieen. Die Krokodille, welche am Ufer ein Schläfchen machten, ſprangen aus dem Schlafe empor, und wurden ſehr mißvergnügt.

Als ich aus meinem unfreiwilligen Bade kam, hatte ich ganz das Anſehen eines verdorbenen Kaufmannsballen nach einem großen Schiffbruch. Mein Körper, mein Geſicht, meine Haare waren mit dem klebrigen Koth bedeckt, welchen die Gewäſſer des Ganges mit ſich führen.

Aber dieſes war nicht das einzige Mißgeſchick, welches mich auf unſerer Reiſe treffen ſollte. Kaum dem Schiffbruche entgangen, drohten mich Menſchenfreſſer ganz neuer Art zu zermalmen.

Ein Haufen Aufrührer, geheimnißvolle Bewohner der Brücke unſerer Barke, wollten mich ohne Umſtände ein wenig aufeſſen. Es war eine Art flacher und ekelhafter Inſekten, von der Größe der Maikäfer, welche in dem Holz der Schiffe niſten. Man nennt ſie „cancrelats“. Sie waren, ſchon ein Dutzend, gegen mich in Anzug, aber meine aya wußte mich glücklich vor ihnen zu ſchützen. Dieſe Herren promenirten des Nachts in der Kajüte herum, und wenn ſie uns nicht beikommen konnten, quälten ſie uns mit ihrem höchſt unerträglichen Geſumme.

Bei unſerer Ankunft zu Calcutta ward mein Vater von dem Generalgouverneur, Lord William Bentinck, zu dem wichtigen Poſten eines „Deputy-General-Adjutanten“ der indiſchen Armee berufen.

Dieſer wichtige Poſten gab meiner Mutter eine Stellung

in der hohen englischen Aristokratie zu Calcutta, er bewirkte ein intimes Verhältniß zwischen ihr und der Familie des Generalgouverneurs.

Die Lady Bentinck war ein wenig gemessen und steif, wie es die englischen Damen von Bedeutung gewöhnlich sind, aber im Grunde eine herzensgute Frau. Sie hatte für mich die tausend kleinen Artigkeiten, welche erwachsene Personen schnell die Zuneigung der Kinder gewinnen lassen.

Meine Mutter wählte sich eine köstliche Wohnung in einem der angenehmsten Quartiere zu Calcutta, unfern des Pallastes des Generalgouverneurs.

Es war der sehnlichste Wunsch des Major Craigie, mich schon als großes Mädchen, aber dennoch nur mit den reinen einfachen Sitten eines Natur-Kindes zu sehen.

Ich lief stets mit nackten Füßen umher, sprang auf gutes Glück überall herum, mein Geist hatte noch nichts Anderes als die überraschenden und fremdartigen Erscheinungen kennen gelernt, welche uns in Indien auf jedem Schritte begegnen.

Ich hatte noch nichts gelernt. Ich konnte weder ordentlich sprechen, noch lesen, noch schreiben, ich wußte nichts von Allem dem, was in Europa selbst die einfachst erzogenen Kinder wissen müssen. Noch hatte ich von keinem andern Gotte als vom Brahma gehört. Ich war nichts als ein unleidliches, verzogenes Kind, verhätschelt von meinen Eltern, meiner Amme und aller Welt.

Meine ganze Wissenschaft bestand darin, die Litanei des Enthusiasmus zu verstehen, welche die Kinder gewöhnlich bei allen Fremden hervorrufen.

Die Eitelkeit, diese schlimme Eigenschaft, welche so leicht bei den Kindern entsteht, wurde auch in mir geweckt. Sie wurde durch die unerschöpflichen Albernheiten der Männer und

Frauen über meine ſchwarzen Haare, über meine großen Augen, über meine zarten Züge hervorgerufen.

Ja, wahrlich es iſt ein Glück für die kleinen Mädchen, daß ſie nicht alle die Narrheiten verſtehen, mit welchen man ſie überhäuft.

Hätte ich all die ſchönen Dinge, welche man an mich von meiner Wiege an bis zu meinem achten Jahre, von Sevilla bis Calcutta, von Calcutta bis London gerichtet hat, verſtehen können, hätte ich in der Zeit ein Ohr für die Weiſſagungen der Sybillen, für die Prophezeihungen der Kartenſchläger, für die eigens für mich erbauten Luftſchlöſſer gehabt, ich würde faſt den Verſtand verloren haben.

Aber ach, die Welt macht ſich in unſerm reifen Alter für die ſchönen Dinge, die ſie uns in unſerer Kindheit geſagt hat, theuer bezahlt.

Sie rächt an der Frau die Schmeicheleien, mit welchen ſie gegen das junge Mädchen ſo verſchwenderiſch geweſen iſt.

Die Schmeicheleien der Welt ſind, wie es die armen Frauen ſo wohl wiſſen, im Salon wie im Arbeitszimmer, im Pallaſt wie in der Hütte habgierigen Wucherern gleich, welche mit großen Zinſen unſere Illuſionen berechnen, und ſie ſich ganz gegen unſern Wunſch zurückzahlen laſſen.

Die Schmeichelei iſt die unter dem Graſe verborgene Schlange, iſt das dichte Laubwerk des Manſchenillenbaums in Indien, welches den Wandrer zur Ruhe einladet und ihn tödtet, ſobald er unter ſeinen Schatten tritt.

Achtes Kapitel.

Indiſche Tänze. — Ihr Einfluß auf meine Erziehung. — Der alte Radja. — Unterhaltung mit ihm. — Erſte Eindrücke.

Jemehr ſich meine Kräfte unter dem brennenden Klima Indiens entwickelten, jemehr trachtete meine unruhige Natur, aufgeſtachelt von dem afrikaniſchen Blute, welches in meinen Adern rollt, nach Bewegung. Meine Tage verſtrichen in Calcutta zwiſchen Sprüngen, Tänzen und den Beifallsbezeugungen der Leute.

Ich gehörte, glaube ich faſt, zu der Klaſſe der hüpfenden und kletternden Thiere. Mein größtes Vergnügen beſtand darin, immerfort herumzuklettern, bald auf meiner aya, bald auf dem Rücken der Elephanten, dieſer gelehrigen Träger der anmuthigen Kioskes.

In dem Hauſe meiner Mutter hüpfte ich über die Bedienten hinweg, ich tanzte um die Beïra, welche in Ausübung ihres ſtillen Amtes in der Sonne lagen. Es machte mich glücklich, wenn ich über die bewegten Maſchinen, leicht wie die Luft, welche ſie hervorbrachten, froh wie der boul-boul*) über die Roſe,

*) Der boul-boul, welcher auch atargal (Freund der Roſe) genannt wird, iſt ein Vogel von der Größe einer Grasmücke, ausgezeichnet durch ſein Gefieder und ſeine Stimme. Es iſt der lieblichſte Vogel in Indien.

Anmerk. d. Verf.

anmuthig wie der Schmetterling über die Blume hinweghüpfen konnte.

Ich tanzte inſtinktartig die ausdrucksvollen Tänze des Landes, in welchem ich geboren wurde, wie ich ſie in Sevilla auf dem Schooße meiner Mutter getanzt haben mochte.

Tag für Tag, wenn wir im Hougli*) unſer Bad genommen hatten, trieben wir uns, meine aya und ich, inmitten der Gruppen der eingebornen Frauen herum, welche den nothes aufführten. Das ſind Tänze der Bayaderen.

Die köſtliche Haltung, die bewunderungswürdige Taille, das anmuthige Geſicht der jungen, kleinen, lebhaften und zarten Mädchen, das Alles machte auf mein jugendliches Gemüth einen tiefen Eindruck.

Der Tanz, welcher zu allen Zeiten und von allen Ländern verehrt wurde, iſt das tägliche Vergnügen der Indier aller Claſſen. Die nothes dauern zuweilen zwei und drei Tage ohne Unterbrechung fort, und dieſes kunſtſinnige Volk, Männer Frauen und Kinder durcheinander, bilden Gruppen, wie die Gaſſenjungen von Paris um die Profeſſoren der Barrikaden, welche am Morgen einer Revolution mit einem Male Clubbiſten geworden ſind.

Um die nothes der Bayaderen beſſer ſehen zu können, reckte ich mich über den Kopf meiner aya hinweg und ahmte mit meinen Augen, meinem Geſichte, meinem ganzen Körper ihre wunderlichen Windungen nach.

Mit meinen Händen, meinen Füßen, meinem Kopfe tactirend, glich ich dem zauberhaften Stäbchen des Muſard, mit welchem er den tauſend Inſtrumenten Leben gab, die er leitete.

---

*) Mit dieſem Namen bezeichnen die Indier den Ganges.
Anmerk. d. Verf.

Bei ſolchen in die Augen fallenden Schauſpielen mußte ich ſtets ſtehen bleiben, war es auf den Straßen oder auf den öffentlichen Plätzen, in einer indiſchen oder engliſchen Stadt. Ich verbrachte meine Stunden bei den Gaucklern und den Kunſtſtückmachern, welche mit Schlangen wie mit Blumen ſpielten. Es war oft ein entſetzlicher Anblick wenn ſie, die wilden Schlangen wie Armſpangen um ihre Arme ſchlingend, ihre gefährlichen Kunſtſtücke zu Ehren des Brahma machten.

Indeß beunruhigte ſich mein Vater jemehr und mehr über mein zügelloſes, wildes Leben. Mein neuntes Jahr nahte heran und er beſchloß mich nach England zu ſchicken und daſelbſt erziehen zu laſſen. Man wartete nur noch auf eine gute Gelegenheit, welche ſich bald genug darbot.

Die Anzeige, daß ich abreiſen ſollte, entlockte mir viele Thränen.

Ich hatte einen alten Radja, einen trefflichen Mann, zum Freunde; dem wollte ich meinen Kummer mittheilen. Er war ein ſchöner Greis, lang, hager, weiß gekleidet wie ein Phantom, ſeine Stirne war von drei gelben Streifen bedeckt. In Indien macht das Kleid nicht den Mann. Ungeachtet ſeines ſonderbaren Coſtüms ward der Radja als Philoſoph, Grübler und Dichter geachtet. Er ſagte mir ſo ernſte Worte, daß ſie ſelbſt das leichtſinnigſte Kind behalten haben würde.

Seine Sentenzen waren wie die Fabeln des guten Lafontaine kurz, unterhaltend und lehrreich. Sie waren für mich die erſten weiſen und nützlichen Lehren, die ich mit Aufmerkſamkeit anhörte.

Da er ein großer Freund von Vögeln war, beſaß er in ſeinem Palaſte große Vogelhäuſer voller Papagayen, Colibris und boul-bouls, welche zwiſchen den Blumen und Roſenſtöcken herumzwitſcherten. Es war kein Tag, an welchem ich nicht das

Vogelhaus des Boul-boul besuchte. Der liebenswürdige Greis ließ mich dann auf seine Schultern steigen, damit ich die Vögel besser sehen könne. So, Einer auf dem Andern stehend, plauderten wir mit einander über die mannigfachsten Dinge. Er war immer bei guter Laune und liebte mich wie sein Kind. Er wurde nie müde, die Menge naiver und zudringlicher Fragen, mit welchen Kinder gewöhnlich die Personen behelligen, welche für sie Schwäche und Liebe zeigen, sanft und geduldig zu beantworten. Er nannte mich seine Tochter, ich ihn meinen Vater.

Meine Fragen über den Boul-boul, diesen ewigen Sänger in seinem Rosengefängnisse, wollten gar kein Ende nehmen. Die wohltönenden Klänge dieser kleinen Kehle einer Prima-Donna erregten in mir namenlose Empfindungen und weckten in meinem jugendlichen Herzen ahnungsvolle Gefühle, mir noch unverständlich wie die Liebe, rein wie die Unschuld, traurig wie der Schmerz.

O, sagte ich zum alten Radja, daß ich doch ein kleiner Boul-boul wäre!

Und warum das, meine Tochter? —

Um so glücklich wie dieser Vogel zu sein!

Bist Du denn nicht glücklich?

O nein, wenn Sie nur wüßten! — —

So theile mir Deinen Kummer mit.

Meine Aeltern wollen mich in die Pension schicken.

Und wohin, meine Tochter?

Hinunterwärts — weit von hier.

Und deshalb möchtest Du ein kleiner Vogel sein? —

Deshalb, mein Vater.

Aber Du weißt es, daß der Vogel nicht seine Freiheit hat?

Ich will lieber in einem Vogelhause als in der Pension gefangen sein.

Armes Kind! sagte der Greis mit großen Thränen in den Augen.

Warum weinen Sie, mein Vater? fragte ich.

Höre mich an, meine Tochter.

Ich höre, mein Vater.

In dem Maße, in welchem Du größer wirst, wirst Du jemehr und mehr erkennen, daß wir in jedem Alter, in allen Ländern, klein oder groß, gleich Deinem Vogel Gefangene sind.

Die kleinen Mädchen ebenfalls? —

O, wohl. Wir Alle sind Sklaven in diesem Gefängnisse, der Welt, welche unsere Freiheit, unsere Unabhängigkeit, unsere Handlungen beschränkt — in diesem schmalen Raume, welcher unsere Illusionen, unsere Wünsche, unsere Hoffnungen darniederschlägt.

Zum ersten Male in meinem Leben hatte mein kindlicher Geist eine so ernste Unterredung aufgenommen. Die Worte des guten Philosophen sind nie aus meinem Gedächtnisse entschwunden.

Ich bestürmte den Greis mit neuen Fragen, so sehr hatten mich seine Worte in Erstaunen versetzt.

Ist das Gefängniß, von dem Sie sprachen, fragte ich, sehr groß?

Betrübe Dich nicht zu sehr, mein Kind. Das Gefängniß ist groß, wie der Garten, welcher vor Deinen Blicken offen liegt, angenehm und voller Blumen, wie das Vogelhaus, in welchem Du die Vögel so glücklich siehst; aber jemehr Du in das Innere vorschreiten wirst, jemehr werden sich alle diese Herrlichkeiten vor Dir zurückziehen, jemehr werden Deine an-

gebornen guten Neigungen, Deine ſchönen und reinen Empfindungen, Deine Träume, Deine jugendliche Poeſie erſterben.

Nach dieſen Worten umarmte mich der Radja mit Zärtlichkeit.

Wohlan, mein Vater, ſagte ich, ſo will ich denn wenigſtens den kleinen Vogel mit mir nehmen, daß er mich lehre, ſo verſtändig wie er zu ſein, ſo zu ſingen wie er.

Mein Kind, verſetzte der alte Herr, wenn Du ihn ſeinem roſigen Clima, ſeinem Vogelhauſe entreißt, dann —

Was dann, mein Vater?

Er wird vielleicht leben, aber er wird nicht mehr ſingen.

Weshalb das?

Weil dem Vogel wie dem Menſchen der Boden, auf welchem er geboren, nothwendig iſt, um ſeine Gefangenſchaft ertragen zu können.

Und ich, die ich mein Vaterland verlaſſen ſoll, bin ich nicht ſehr unglücklich, mein Vater? ſagte ich weinend.

Beruhige Dich, mein armes Kind, die Trennung wird nicht lange währen, Du wirſt bald wieder zu uns zurückkehren.

Der Major Craigie hatte nunmehr meine Abreiſe nach England beſtimmt. Ich ſollte der Familie des Generals Sir Jasper Nicolls übergeben werden. Er war früher Ober-Kommandeur der indiſchen Armee und hatte eine große Zuneigung zu meinem Vater gefaßt, deſſen Eigenſchaften und militairiſchen Talente er achtete.

Die Vorbereitungen zur Abreiſe wurden ſehr beſchleunigt. Meine aya begleitete mich. Meine Mutter verſah mich mit einer großen Ausſteuer, überreich an den ſchönſten Kleidungsſtücken. Man hätte ſagen können, es war der Heirathsputz einer Puppe.

O, immer dieſer eitle Putz, welcher die Fehler groß zieht,

die ſich dem Glücke eines jungen Mädchens am feindlichſten zeigen!

Meine arme Mutter handelte für mich wie für ſich. Sie wähnte, mit Putz und Faltenſäumen überladen, würde ich glücklich ſein. Ach ſie konnte es mit ſo Wenigem ſein! —

So verließ ich denn mein erſtes Vaterland, voll der poetiſchen Erinnerungen, der zauberhaften Schauſpiele, der berauſchenden Tänze, ſchied aus der Mitte derjenigen, bei welchen ich meine Kindheit verlebt hatte.

Unſere erſten Empfindungen erhalten ſich am längſten in unſerer Erinnerung.

So mußte denn das arme kleine Mädchen von neun Jahren noch einmal in die fremde Welt gehen, noch einmal den Platz, noch einmal den Himmel wechſeln, folgend ſeiner verhängnißvollen Beſtimmung, welche es zur ewigen Unruhe verdammte.

Rittlings auf meiner aya, in Geſellſchaft des Colonel Innes und ſeiner Frau, welche alte Freunde meiner Familie waren und mich während der Reiſe bewachen ſollten, machte ich mich nun alſo auf den Weg.

Als ich mich ſo inmitten des großen Oceans ſah, fielen mir die bedeutungsvollen Worte des guten Radja ein, und ich murmelte wie im Gebete vor mir hin:

Mein Kind, je größer Du wirſt, jemehr wirſt Du erfahren, daß die Welt ein Gefängniß iſt! —

Sei es von Roſen oder Dornen umgeben, ein Gefängniß iſt immer ein Gefängniß. — Die Freiheit iſt nur dort oben! —

Selbſt der **Boul-boul** da unten iſt ein Gefangener!

Neuntes Kapitel.

Ankunft in London. — Mein Beschützer, der General Sir Jasper Nicolls. — Reise nach Perth in Schottland zur Familie des Generalmajors Craigie.

Ein Kind verläßt nie ohne Trauer das Land, in welchem es groß geworden und an dem seine ersten Erinnerungen haften.

Obgleich ich in einem Alter war, in welchem die Trauer nicht lange Bestand hat, konnte ich doch niemals von Indien sprechen hören, ohne Thränen zu vergießen. Ich hatte dann Niemanden, als meine arme aya, welche mich trösten konnte. Sie war für mich das lachende Vaterland, welches ich verlassen hatte, der liebe Boul-boul, welchen ich mitgenommen hatte.

Der Colonel Innes und seine Frau ertrugen zwar während unserer Reise meine sonderbaren Launen und schlimmen Fehler mit einer außerordentlichen Geduld, aber sie waren doch Fremde für mich.

Bei unserer Ankunft in London entledigten sie sich endlich ihrer Bürde und übergaben sie der Verantwortlichkeit des Generals Sir Jasper Nicolls.

Der Colonel und Mistreß Innes nahmen Abschied von uns. Ich wurde mit Küssen überschüttet, ein Beweis, daß man mir meine Unarten verziehen hatte.

Meine Amme und ich wurden nun in das glänzende Haus des Generals Nicolls übergesiedelt und wurden von seiner trefflichen Familie herzlich aufgenommen.

Der ehemalige Ober-Kommandeur der indischen Armee war ungefähr acht und sechszig Jahre alt. Er hatte einen hohen Wuchs, eine hohe, offene Stirn. Seine langen Augenbrauen, welche ungeachtet seines vorgerückten Alters sich schwarz erhalten hatten, contrastirten mit seinem schönen grauen Haar, welches seine Schläfe bedeckte.

Der alte General mit seinen noblen und strengen Sitten imponirte durch seine stolze Kälte erwachsenen Personen, und flößte den kleinen Furcht ein.

Seine Züge waren durch die Gewohnheit der Macht, welche er in seinen Händen gehabt, und die große Verantwortlichkeit, mit welcher sie ihn belastet hatte, sehr strenge geworden.

Sein Aufenthalt in Indien, die Gewohnheit des Befehlens, die beständige Berührung mit dem eingebornen Militär hatten den General zu einem Haustyrannen gemacht. Er hatte, ohne es zu wissen, die Rauheit des Soldaten in sein Privatleben übertragen. Er unterschied zu wenig die Autorität eines Generals en chef, welcher durch Furcht Gehorsam erzwingen, von der eines Familienvaters, welcher durch Liebe herrschen muß. —

Kurz mit dem Bedienten wie mit aller Welt, hielt er Schweigsamkeit für Würde, Kälte für Ernst. Er machte ein Studium daraus, so wenig wie möglich zu sprechen.

Von diesen Fehlern abgesehen, besaß der Greis die guten Eigenschaften eines Vaters und Gatten. Er verehrte seine Frau und liebte seine Kinder.

Seine Familie war, wie fast alle Familien in England, sehr zahlreich. Er hatte neun Töchter und einen Sohn.

Die einzige Entschuldigung, welche er für diesen englischen Töchtercatalog — diesen Unsinn einer Ehe — anführen konnte, bestand darin, daß der Sohn der letztgeborne war, und der unbeugsame General war Aristokrat genug, seine Töchtersammlung bis ins Unendliche zu vermehren, bis ihm Gott den Luxus eines Sohnes erlaubt haben würde.

Die Lady Nicolls stammte von der Familie der Herzöge von Buckingham ab, sie war eine Frau von großer Liebenswürdigkeit, angenehm und gut. Ohne regelmäßig schön gewesen zu sein, war ihre Figur noch jetzt sehr anmuthig. Sie hatte weiße Hände — dieses bleibende Erbtheil der Aristokratie — welches die Frauen zuweilen in dem Glauben, als blieben sie ewig jung, erhält.

Lady Nicolls war der wahre Typus der englischen Frauen von guter Erziehung, welche sich darin finden, jedes Jahr in interessanten Umständen zu sein und dies für zu natürlich halten, um sich darüber zu beklagen.

Die gute Dame hatte alle Sorgfalt für mich und betrachtete mich wie ihr eilftes Kind.

Ich lebte kaum einige Tage bei dieser Familie, als ich auch schon das ganze Haus umkehrte und die Dienerschaft in eine wahre Revolution versetzte. Meine unausgesetzten Muthwilligkeiten veranlaßten den General die Stirn zu runzeln und sogar den Mund zu öffnen, um sich über mich zu erzürnen.

Ganz stolz über diesen ersten Erfolg, sprang ich auf den Nacken meiner guten Indianerin und ahmte ganz natürlich die wilden Grimassen der Affen zu Calcutta nach. Ich schrie, ich miaute, ich ahmte die Stimme der wilden Thiere, meiner ersten Schulkameraden, und die verzerrten Stellungen der Fakirs*) nach.

*) Religiöse Fanatiker in Indien und Verehrer des Brahma.

Der arme General begann einzusehen, daß er ein saures Stück Arbeit unternommen hatte, mich ein wenig zu civilisiren. So bedeutende Siege er auch über die Syken erfochten hatte, er hielt sich nicht für sicher die kleine Wilde besiegen zu können, welche man ihm aus Indien zugeschickt hatte.

So mußte ich denn wieder Abschied von meinem Beschützer nehmen. Man schickte mich mit meiner aya für einige Wochen nach Perth, zu dem Bruder des General-Major Craigie.

Perth, berühmt durch Walter-Scott, ist eine große und schöne Stadt in Schottland, die Residenz der ehemaligen Könige, und liegt in der Nähe Edinburgs. Das angenehme gemäßigte Clima, die bewundernswerthe Lage dieses Landes, sagte meiner noch immer so zarten Gesundheit besser zu, als der dicke Nebel von London.

Die Blicke der kleinen Indianerin wurden lebhaft getroffen durch die originelle und malerische Natur Schottlands, welches von Bergen, deren Rücken in die Wolken ragen, und Thäler von zauberhaftem Ansehen bilden, durchschnitten ist.

Wir wurden bei unserer Ankunft in Perth von einem Schneeregen empfangen, welcher für mich eine gänzlich fremdartige und neue Erscheinung war.

Die kleinen Flocken, welche auf mich herniederfielen, erschienen mir wie feine Perlen, welche sich in meine schwarzen Haare verflochten wie die jungen Blüthen der weißen Camelia. Ich überschüttete meine aya mit einem Schwall von Fragen, welche, eben so dumm wie ich, mir die närrischsten Antworten gab.

Meine aya nahm den Schnee für Insekten, welche in Calcutta die Luft erfüllen, ich für Bonbons, welche der liebe Gott den kleinen Mädchen schickt, wenn sie artig sind, oder für die

seidenartigen Flaumen, welche zum Schutz der armen Geschöpfe, die der warmen Kleidung entbehren, vom Himmel kommen.

Die Einwohner von Perth amüsirten sich gar sehr über das große Mädchen von 9 Jahren, welches noch immer wie ein Krüppel von seiner Amme getragen wurde, und die Damen zogen die Vorhänge von ihren Fenstern zurück, um ein Kind zu sehen, welches immer wie eine Katze aussah, die mit ihren Klauen an einer langen Tannenplanke hängt.

Auch meine Aya machte in ihrem orientalischen Costüm viel Aufsehen. Ihre Schürze von indischem Mousselin umschlang sie wie ein großes Bananenblatt das gewundene Gitter eines Balcons und vertrat zu gleicher Zeit eine dreifache Bekleidung, Kopfputz, Leibchen und Unterrock. Durch diese Bekleidung machte sie die Eroberung aller jungen Mädchen der Stadt.

Die kalte Temperatur zwang mir wärmere Kleidung und Fußbedeckung auf. Jedoch die Gewohnheiten meiner ersten Jugend, während welcher ich fast vollständig unbekleidet ging, übten einen solchen Einfluß auf mich, daß ich mir in meiner warmen, bequemen Bekleidung wie in einem Gefängnisse erschien.

Ich war in Calcutta daran gewöhnt, nur auf der platten Erde oder auf dem frischen Rasen zu sitzen, es wurde mir daher unmöglich, mich auf einem Stuhle zu erhalten, ohne nach rechts oder nach links hinüber zu fallen.

Sobald ich auf einen Stuhl gesetzt wurde, so verlor ich, wie ein Körper ohne Stützpunkt, das Gleichgewicht, ich fiel über mich selbst wie ein Gliedermann, der seine Halthäkchen verloren hat, zusammen und mit einer Kreiswendung kam ich wieder in die horizontale Lage, welche ich in Indien einzunehmen pflegte.

Es war indeß an der Zeit ein europäisches Kind zu wer-

den. Die Familie Nicolls dachte daran, mich von meiner aya, welche alle meine Launen hingehen ließ, zu trennen und an einem ſchönen Morgen holte man mich von Perth ab, um mich in die Penſion zu bringen.

Zum erſten Mal in meinem Leben wurde ich inne, daß der alte Radja die Wahrheit geſagt hatte.

Das Kind boul-boul mußte ſich anſchicken ins Gefängniß zu gehen.

Adieu für immer, Freiheit!

Zehntes Kapitel.

Die Penſion zu Bath bei London. — Miſtreß Oldrige. — Der Lateiniſch-Lehrer. — Eindrücke. — Der Profeſſor der Muſik. — Geſtändniſſe eines Kindes.

Es war zu Bath in Sommerſet zwiſchen Briſtol und London, wo meine Erziehung beginnen ſollte.

Ich war zehn Jahre alt als die große Stunde ſchlug, welche ſo entſcheidend in dem Leben eines jungen Mädchens iſt. —

Die Penſion, in welche ich eintrat, konnte eigentlich nicht ſo genannt werden. Die würdige Frau, welche ſie leitete, war mehr als eine gewöhnliche Penſionsvorſteherin.

Miſtreß Oldrige war eine Frau von guter Herkunft, und hatte eine gute Stellung in der engliſchen Geſellſchaft eingenommen, aber der Wechſel des Glücks zwang ſie, eine anſtändige Hülfsquelle in dem geheiligten Berufe der Erziehung zu ſuchen.

Lady Nicolls hatte Miſtreß Oldrige, als ſie noch in beſſeren Verhältniſſen war, kennen gelernt.

Die guten Eigenſchaften und Tugenden dieſer Dame, ihr erhabener und wahrhaft aufgeklärter Geiſt, ihre gründlichen Kenntniſſe hatten der Lady Nicolls eine hohe Achtung eingeflößt.

Sie hatte ihr ihre beiden jüngsten Töchter anvertraut, um ihnen eine sorgfältigere Erziehung angedeihen zu lassen, als sie gewöhnlich in den Instituten gegeben wird.

Es waren unserer nur acht Pensionärinnen bei Mistreß Oldrige, Fanny und Valeria Nicolls und fünf andere junge Personen, welche etwas älter als wir waren und sämmtlich aristokratischen Familien angehörten.

Meine Mutter hatte in Erinnerung ihrer Herkunft und der meines armen Vaters dem General Sir Jasper Nicolls auf die Seele gebunden, mich in der katholischen Religion erziehen zu lassen und obgleich Mistreß Oldrige, wie das ganze Haus, protestantisch waren, so befolgte sie doch den Wunsch meiner Mutter mit gewissenhafter Genauigkeit.

Die religiösen Ideen fanden in meiner feurigen Seele leicht Zugang.

Als eine geborene Spanierin ward mir das Gebet zu einer freundlichen Gewohnheit.

Einige Monate meines Aufenthalts bei Mistreß Oldrige hatten in mancher Beziehung eine Umänderung bei mir hervorgebracht.

Ich war weniger wild, ich begann mich in eine Europäerin umzuwandeln. Ich zeigte mich wohlmeinenden Worten zugänglich und noch mehr den guten Beispielen.

Nach und nach verschwanden meine üblen Angewohnheiten. Ich sprach weniger die Sprache der indischen Thiere. Das Englische und Spanische, diese beiden Sprachen meiner Familie, stritten sich bei mir um das Vorrecht der Muttersprache und fingen an mir gleich geläufig zu werden.

Die französische, diese universelle Sprache, sollte die Umgangssprache in unserer kleinen Schule sein.

Um uns zu zwingen immerwährend Französisch zu sprechen,

hatten Miſtreß Oldrige und die andern Lehrerinnen auf unſer kleines Taſchengeld zu Gunſten der Armen eine Steuer gelegt.

Dieſe Geldſtrafe trat jedesmal ein, wenn uns ein engliſches Wort entſchlüpft war.

Nach der Vorſchrift war es nur am Sonntage erlaubt engliſch zu ſprechen.

Welch eine Zerſtreuung!

Da noch ein wenig meines ehemaligen widerſpenſtigen Gemüthes bei mir zurückgeblieben war, und um die Lehrerinnen in Wuth zu bringen, aber auch den Armen etwas zuzuwenden, amüſirte ich mich damit meine größte Ausgelaſſenheit in engliſcher Sprache auszugeben. Und das war nicht leicht.

Im Widerſpruch mit meinen Fortſchritten im Gehorſam, machte ſich ſchon in mir die Neigung zur verbotenen Frucht bemerkbar.

So ſprach ich denn engliſch zum Nutzen der Armen, und franzöſiſch zum Nutzen meiner Erziehung.

Meine Kameradinnen und Lehrerinnen hatten mir den Namen des kleinen Kobolds gegeben.

Mein Hang zu Neckereien, Poſſen und loſen Streichen machten mich ſtets zur Anführerin aller Verſchwörungen gegen das Reglement.

General en chef der Aufſtände, lehnte ich mich gegen die Lehrerinnen auf und verbarrikadirte mich hinter Büchern, Papierſtößen und zerbrochenen Puppen.

Hier vertheidigte ich mich bis auf's Aeußerſte, aber der Moment der Niederlage, nämlich der der Strafe, blieb nicht aus. Eine alte Magd mußte mit ihrem Lederriemen mir einige tüchtige Fuchtelhiebe aufzählen.

Wenn ich dann meine Strafe mit dem Muthe eines Bar-

rikabenhelden erlitten hatte, ſuchte ich von Neuem zu muthwilligen Streichen die Gelegenheit.

Um dieſen mauriſchen Charakter, welcher unbeugſam wie Eiſen wurde, zu dämpfen, befahl Miſtreß dem ganzen Hauſe mit der größten Strenge gegen mich zu verfahren.

Die Töchter der Lady Nicolls und ich hatten in der Penſion Lehrer der ſchönen Künſte, zu denen auch ein Lateiniſch-Lehrer gehörte.

Er war ein altes trocknes Wörterbuch der Claſſiker, welcher dreimal in der Woche mit ſeinen Charteken, ſeinen ſchweinsledernen Bänden und ſeiner alten ſchwarzſeidenen Mütze unterm Arm, zu mir kam.

Wenn dieſer Mann der Wiſſenſchaft, die proſaiſche Mütze majeſtätiſch über ſeine bedeckte Stirn geſtülpt, bei mir eintrat, ſo war ich ſicher, daß er trotz oder vielmehr wegen ſeiner großen Brillengläſer, welche gleich einer laterna magica auf ſeiner Naſe ſaßen, auch nicht das Geringſte ſehen konnte.

Ich warf ihm dann alle möglichen Grimaſſen zu, welche ſelbſt den Lehrerinnen ein tolles Gelächter verurſachten, aber die Unterrichtsſtunden, welche ſo komiſch begannen, ſchloſſen gewöhnlich ſehr tragiſch.

Die fremden Sprachen lernte ich übrigens mit großer Geläufigkeit, die Claſſiker las ich ziemlich gut, die Fabeln des Aeſop und Epitom waren mir ſchon ganz geläufig.

Ich hätte einem Baccalaurus der Univerſität zu Oxford vielleicht auch gewiſſen Doctoren der Sarbonne, welche oft nicht allzugut verſtehen, was ſie lehren, helfen können.

Zur Zahl dieſer läſtigen Menſchen zählte ich auch einen andern Burggrafen, den Lehrer des Piano.

Er hieß Vater Loeyler.

Auf ſeinem Haupte ſaß eine ungeheure Perrücke, welche ehemals weiß war, er zählte ſiebenzig Frühlinge, aber ſolcher engliſchen Frühlinge, welche für einen doppelten Winter gelten können. Dieſer Menſch war das wahrhafte Portrait des Saturns der Mythologie.

Häßlich, klein, unterſetzt, pausbackig wie ein Cantor der Kathedrale, oder wie der Schreiber eines proteſtantiſchen Geiſtlichen, trug er eine Kleidung eben ſo altmodiſch wie ſeine Figur, und ſeine Figur war eben ſo altmodiſch wie ſeine Kleidung.

Gewöhnlich trug er eine ſchwarze Cravatte, weil ſich dieſe Farbe, wie er ſich naiv ausdrückte, am längſten weiß erhält.

Dieſes in der That ſehr liebenswürdige Perſonal hatte man uns zu Lehrern der ſchönen Künſte ausgeſucht.

Der Vater Loeyler machte einen ſo unangenehmen Eindruck auf mich, daß er mir gegen die Muſik, welche mein Lebenselement war, eine tiefe Abneigung beibrachte.

Er hatte nicht mehr Geduld als ich ſelbſt, er zeigte ſich nur, um eine große Taſſe Thee, welche ihm Miſtreß Oldrige während der Stunde ſchickte, hinunterzuſchlucken.

Er trank dieſen engliſchen Thee mit einer wahren Kunſtfertigkeit. Seine matten Augen erhoben ſich während der Operation, welche eine Viertelſtunde dauerte, als Zeichen ſeiner Freude zum Himmel, und hatte er dieſe Medizin einmal eingenommen, dann wurden ſeine alten Glieder erſt beweglich und auf meine armen von Kälte rothen Finger fielen die ſtarken Taktſchläge ſeines ſchwarzen Crayons, welches er in den Händen hielt.

Meine Furcht vor dem Lehrer und ſeinem Crayon war ſo groß, daß ich eine Zeit lang regungslos, die Hand auf dem

rikabenhelden erlitten hatte, ſuchte ich von Neuem zu muthwilligen Streichen die Gelegenheit.

Um dieſen mauriſchen Charakter, welcher unbeugſam wie Eiſen wurde, zu dämpfen, befahl Miſtreß dem ganzen Hauſe mit der größten Strenge gegen mich zu verfahren.

Die Töchter der Lady Nicolls und ich hatten in der Penſion Lehrer der ſchönen Künſte, zu denen auch ein Lateiniſch-Lehrer gehörte.

Er war ein altes trocknes Wörterbuch der Claſſiker, welcher dreimal in der Woche mit ſeinen Charteken, ſeinen ſchweinsledernen Bänden und ſeiner alten ſchwarzſeidenen Mütze unterm Arm, zu mir kam.

Wenn dieſer Mann der Wiſſenſchaft, die proſaiſche Mütze majeſtätiſch über ſeine bedeckte Stirn geſtülpt, bei mir eintrat, ſo war ich ſicher, daß er trotz oder vielmehr wegen ſeiner großen Brillengläſer, welche gleich einer laterna magica auf ſeiner Naſe ſaßen, auch nicht das Geringſte ſehen konnte.

Ich warf ihm dann alle möglichen Grimaſſen zu, welche ſelbſt den Lehrerinnen ein tolles Gelächter verurſachten, aber die Unterrichtsſtunden, welche ſo komiſch begannen, ſchloſſen gewöhnlich ſehr tragiſch.

Die fremden Sprachen lernte ich übrigens mit großer Geläufigkeit, die Claſſiker las ich ziemlich gut, die Fabeln des Aeſop und Epitom waren mir ſchon ganz geläufig.

Ich hätte einem Baccalaurus der Univerſität zu Oxford vielleicht auch gewiſſen Doctoren der Sarbonne, welche oft nicht allzugut verſtehen, was ſie lehren, helfen können.

Zur Zahl dieſer läſtigen Menſchen zählte ich auch einen andern Burggrafen, den Lehrer des Piano.

Er hieß Vater Loeyler.

Auf seinem Haupte saß eine ungeheure Perrücke, welche ehemals weiß war, er zählte siebenzig Frühlinge, aber solcher englischen Frühlinge, welche für einen doppelten Winter gelten können. Dieser Mensch war das wahrhafte Portrait des Saturns der Mythologie.

Häßlich, klein, untersetzt, pausbackig wie ein Cantor der Kathedrale, oder wie der Schreiber eines protestantischen Geistlichen, trug er eine Kleidung eben so altmodisch wie seine Figur, und seine Figur war eben so altmodisch wie seine Kleidung.

Gewöhnlich trug er eine schwarze Cravatte, weil sich diese Farbe, wie er sich naiv ausdrückte, am längsten weiß erhält.

Dieses in der That sehr liebenswürdige Personal hatte man uns zu Lehrern der schönen Künste ausgesucht.

Der Vater Loeyler machte einen so unangenehmen Eindruck auf mich, daß er mir gegen die Musik, welche mein Lebenselement war, eine tiefe Abneigung beibrachte.

Er hatte nicht mehr Geduld als ich selbst, er zeigte sich nur, um eine große Tasse Thee, welche ihm Mistreß Oldrige während der Stunde schickte, hinunterzuschlucken.

Er trank diesen englischen Thee mit einer wahren Kunstfertigkeit. Seine matten Augen erhoben sich während der Operation, welche eine Viertelstunde dauerte, als Zeichen seiner Freude zum Himmel, und hatte er diese Medizin einmal eingenommen, dann wurden seine alten Glieder erst beweglich und auf meine armen von Kälte rothen Finger fielen die starken Taktschläge seines schwarzen Crayons, welches er in den Händen hielt.

Meine Furcht vor dem Lehrer und seinem Crayon war so groß, daß ich eine Zeit lang regungslos, die Hand auf dem

Griff der Thüre, stehen blieb, ehe ich den Muth fand mich an's Clavier zu setzen.

Ich war nicht im Stande die Noten zu lesen, so sehr setzte mich der bloße Anblick dieses Musikmenschen in Verwirrung. Ich spielte wie es mir in den Kopf kam, und meine Phantasien waren oft besser als die Stücke selbst.

Dann aber warf mir der Burggraf zornig das Notenheft an den Kopf. Ich fing an zu weinen und suchte mich zu retten. Aber der gute Mann, welcher sein Geld verdienen wollte, lief hinter mir her und zwang mich mit seinem Crayon auf das Clavier loszustürmen, welches das Ansehen einer eben so üblen Laune, wie ich selbst hatte.

So verging dieser Unterricht in der Harmonie mit lauter Zwiespalt, aber der Vater Loeyler hatte stets das beste Stück für seine Tasche ausgespielt. Er war so sicher wie ein Repräsentant seiner fünf und zwanzig Francs.

Um den epileptischen Anfällen des Lehrers zu entgehen, griff ich zu einem diplomatischen Auskunftsmittel. Ich ließ mir die Stücke, welche ich einstudiren sollte, von meinen Cameradinnen vorspielen, und ich hatte ein so gutes musikalisches Gehör, daß ich sie, nachdem ich sie ein einziges Mal gehört hatte, aus dem Gedächtnisse spielen konnte, ohne mich des Notenheftes zu bedienen. Auf diese Weise führte ich den alten Brummbär an, welcher die Possen, die ich ihm spielte, nicht im geringsten argwöhnte.

Eilftes Kapitel.

Miß Fanny, die jüngste Tochter der Lady Nicolls — Ein Penſionat für junge Knaben — der junge Sir Robert P . . .

Das erſte Abenteuer.

Der große Kummer, welchen ich in meiner Penſion zu erdulden hatte, erweckte in mir das Bedürfniß einer Freundin.

Der Mann ſowohl wie das Weib, das Kind wie das junge Mädchen bedürfen einer theilnehmenden Seele, die ihre Freuden mitempfindet und ihre Thränen mitweint.

In den zarteſten Jahren, in der Penſion, in der Schule, entſtehen die gegenſeitigen Neigungen, begründet ſich die Freundſchaft, ſuchen ſich die Charactere.

Es iſt ganz eben ſo in der großen Welt.

Oft macht ſich hierbei das Geſetz der Contraſte, wie es der große Philoſoph Bernardin de Saint-Pierre beobachtet hat, in der Freundſchaft ſowohl, wie in der Liebe geltend.

Es war die kleine Fanny Nicolls, welche ich zur Freundin wählte. Sie gefiel mir eben deshalb beſſer als alle anderen Penſionärinnen, weil ihr Character dem meinen gerade entgegengeſetzt war.

Fanny war eine kalte Natur, ich war feurig. —

Sie war ernſt, ich war ausgelaſſen.

Sie liebte die Schweigſamkeit, ich das Geräuſch.

Sie ſuchte in ihren Spielen Erholung, ich Bewegung.

Sie liebte die Ruhe über Alles, ich konnte niemals ruhig ſein.

Und trotz Allem liebten wir beide uns, weil wir uns ohne Unterlaß zankten. Dies gab Gelegenheit uns immer wieder auszuſöhnen.

Nach der Verſöhnung wieder derſelbe Wortwechſel, nach dem Wortwechſel wieder dieſelbe Verſöhnung!

Unſere Spielſtunden vergingen bei kleinen Kriegen, Verſöhnungen und Umarmungen.

Wir theilten gemeinſchaftlich alle unſere kleinen Beſitzthümer.

Wir hatten den Communismus ſchon eingeführt, ehe noch die Socialiſten ihn erfunden hatten. Sie mußten unſerm gemeinſchaftlichen Leben ihren Socialismus entlehnen. Das iſt Grund, weshalb ſie ſo einig ſind.

Wir hatten durchaus Alles gemeinſchaftlich, Freuden, Qualen, Thränen, Vergnügungen, Empfindungen, Spielſachen, Geld, Bonbons, unſere kleinen Geſchenke.

Das Verlangen, Alles kennen zu lernen, ließ mich nicht ruhen. Ich zerſtümmelte unſer Spielzeug, unſere hölzernen Pferde, unſere Papphunde, ich riß den Körper und den Kopf unſerer Puppen auf, um darin das unbeſtimmte Etwas zu finden, welches die Einbildungskraft eines jungen Mädchens beſchäftigt.

Fanny aber weinte bei dem Anblick dieſer Verſtümmelungen.

Die Leidenſchaft Alles zu wiſſen, Alles zu ſehen, Alles zu hören quälte meine feurige Natur. Jedes Geheimniß ſollte ſich

mir offenbaren, auf Alles mir eine Antwort werden, ſchnell wie der Gedanke.

Ich überhäufte meine Lehrerinnen mit den naivſten, originellſten Fragen, welche mir aber nicht beantwortet wurden.

Mein Character, durch ſolch ein ſyſtematiſches Stillſchweigen gereizt, verirrte ſich auf Abwege.

An der Seite unſerer Penſion befand ſich ein Inſtitut für Knaben, dieſes hatte ich geſehen, trotz dem, daß uns eine große Mauer trennte.

Die kleinen Demoiſellen unſerer Penſion hatten, wenn ſie Sonntags in die proteſtantiſche Kirche gingen, ihren Platz dem andern Geſchlecht gerade gegenüber.

Man ſprach ſich nicht, aber man beobachtete ſich.

Obgleich ich in der katholiſchen Religion erzogen wurde, ſo begleitete ich doch, dem Herkommen in unſerer Penſion gemäß, meine Camerabinnen nach der Kirche.

Da ich dieſe nun eigentlich herkömmlich beſuchte, ſo träumte ich während des Gottesdienſtes, ich ließ meine Augen umher ſchweifen, ſchon amüſirte ich mich damit meine Wahl unter den kleinen Herren zu treffen.

Zuweilen begegneten wir uns auf der Promenade, wir wechſelten Blicke, dann lächelten wir uns an und dann — — gaben ſich die Lächelnden am folgenden Morgen ein Rendezvous auf der großen Mauer.

Meine Liebe zu dem Unbekannten, Unvorhergeſehenen und Außerordentlichen, die alten Ueberreſte meiner erſten Erziehung in Indien, mein Talent im Klettern trieben mich an, die Mittel aufzuſuchen, mit deren Hülfe ich die Mauer beſteigen konnte. Und das Alles zu dem Zweck um zu ſehen, wie ein Knabenpenſionat ausſah.

Ein blaues Band, welches ich, wie alle meine Camera-

binnen, am Halſe trug, leitete die Aufmerkſamkeit des jungen Knaben auf mich, mit welchem ich in der Kirche und auf der Promenade Zeichen des Verſtändniſſes gewechſelt, mit dem ich gelächelt hatte.

Sobald der junge Menſch das blaue Band auf der Mauer erſcheinen ſah lief er herbei und kletterte von ſeiner Seite aus mit Hülfe einiger Baumzweige die Mauer hinauf.

Nachdem wir uns einmal wie die Katzen zugerufen hatten, plauderten wir, leichtfertig und naiv wie wir waren, ganz gemüthlich miteinander.

Der junge Thor, welcher es ſich angelegen ſein ließ, ſich mit einem jungen Mädchen zu amüſiren war ſiebenzehn Jahre alt und ich zählte damals 12 Jahre. Er nannte ſich Robert F . . . und war Engländer.

Ich will aus Rückſicht für ſein hohes diplomatiſches Amt welches er ſchon jetzt bekleidet, ſeinen Namen nicht nennen. Er iſt jetzt 32 Jahre alt.

Der Zufall hat uns ſeitdem in einer großen Stadt in Europa wieder zuſammengeführt, und wir haben uns recht gut unſerer Jugendſtreiche erinnert, der hohen Mauer, der Promenade und des blauen Bandes.

Wenn ihm an dem fremden Hofe, an welchem er ſeine Regierung vertritt, dieſe Blätter zukommen, ſo wird er mir es Dank wiſſen, daß ich ihn als einen ernſten Menſchen gezeichnet habe.

Mag er in dieſem Augenblick noch ſo gute Diplomatie machen, er wird davon niemals ſoviel zum Nutzen ſeines Vaterlandes verwenden, als er ſchon jetzt bei dem kleinen Mädchen mit dem blauen Bande vortheilhaft angewandt hat.

Unſere blonden und ſchwarzen Locken vermiſchten ſich

während unserer Schäkerei, wir richteten an uns gegenseitig die närrischsten Fragen.

Ich mußte aber immer zuerst die Unterhaltung beginnen, und er, der Diplomat, antwortete, wenn er konnte und wagte.

Was ist denn das für ein Ding, welches man Liebe nennt? fragte ich.

Meiner Treu, ich weiß es nicht; versetzte Robert.

Ach! Wäre ich ein Knabe! — — —

Nun dann, was würdest Du thun? —

O, ich würde es schnell genug wissen.

Wie wolltest Du das anfangen?

Ich würde die Damen fragen, ich! —

Aber die sind es ja gerade, welche uns hier fehlen.

O, ich würde dann schon welche finden.

Glaubst Du? —

So frage doch Deinen Lehrer darnach.

Ist das eine Sache, mit welcher sich ein Lehrer beschäftigt?

Gewiß. Die Herren beschäftigen sich stets damit.

Die Lehrer wollen niemals etwas davon wissen, wenn man sie frägt.

Frage ihn doch immerhin, damit Du erfährst, was er antworten wird.

Er wird Nichts antworten.

Höre. Ich habe diesen Morgen in dem Zimmer meiner Lehrerin, in ihrem Kästchen, ein Blatt gefunden, worin ich gelesen habe:

„Die Liebe ist eine Thorheit!"

„Die Männer sind Thoren genug, um an sie zu glauben, und die Frauen haben Geist genug, um über sie zu lachen."

Das ist die Herzensergießung einer alten Lehrerin, versetzte Robert.

Glaubst Du?

Ich bin dessen gewiß.

Suche doch einmal unter den Papieren Deines Lehrers nach, vielleicht findest Du eben solche Dinge.

Ich werde gar Nichts finden. Man beschäftigt sich bei uns nicht mit der Liebe.

Suche. Suche nur! —

Ich werde suchen. Adieu!

Auf Morgen!

Ja, auf Morgen!

Und am andern Morgen kletterten der Herr Diplomat und ich wieder über die Mauer und trafen uns am selben Platze.

Ganz bewegt, mein Ohr an das seine gelegt, erwartete ich das inhaltschwere Wort, die große Antwort auf eine große Frage.

Ich habe meinen Lehrer gefragt, sagte Robert.

Vortrefflich, und was hat er geantwortet?

Er hat gesagt: die Liebe ist eine Wolfsschlinge.

Unsere Unterredung hatte hiermit ein Ende.

Ich beeilte mich, Alles meiner guten Freundin, meiner kleinen Fanny, wieder zu erzählen, aber sie hörte diese pikanten Dinge, welche sie nicht verstand, ganz gleichgültig an.

Sonderbare Laune des Geschickes, welches jetzt zwei junge Mädchen trennt, die in denselben Grundsätzen, in denselben Ideen, in denselben Gegenständen erzogen worden sind. —

Das eine der beiden Mädchen ist der Laufbahn gefolgt, welche ihm sein milder Charakter, seine ruhige und zarte Natur vorgezeichnet. — Sie ist der Devise einer wahrhaften Frau gefolgt, welche heißt: Lebe in Bescheidenheit!

Ihre Empfindungen strömen dahin wie die ruhigen Wellen des Glückes. —

Sie ist jetzt eine sehr vornehme Dame in London.

Um so mehr aber bin ich physisch und moralisch, ich weiß nicht, durch welch ein unglückliches Verhängniß umhergeworfen worden, und es ist Alles anders gekommen, als die trügerischen Illusionen, welchen wir uns so gerne anstatt der Wirklichkeit hingeben, mir versprochen hatten.

Daß mir die kalte Philosophie nicht sage, die Erziehung vermöge das Naturell zu verbessern, den Charakter zu ändern, die Neigungen zu veredeln. Sie hat Unrecht.

Es sind die ersten Beispiele, die ersten Regungen, die ersten Eindrücke der Kindheit, welche für das Leben einer Frau entscheidend werden.

Die Erziehung ist gleich dem Schutzpfahl einer jungen Pflanze. —

Selbst ein abgestorbener Zweig schützt sie durch seine Umzäumung gegen die Winde, aber er überläßt sie schutzlos den Stürmen. —

Zwölftes Kapitel.

Die Ferien bei der Lady Nicolls.

Zweimal im Jahre verließen Fanny und ich die Penſion in Bath, um die Zeit der Ferien bei Lady Nicolls zuzubringen.

Zur großen Befriedigung der Lehrer und Schüler haben die Penſionäre in England zweimal des Jahres Ferien.

Die Winterferien verbrachten wir in London im Hauſe des Generals.

Wir befanden uns hier inmitten der engliſchen Ariſtokratie, inmitten der eleganteſten Sitten und ausgewählteſten Manieren der Hauptſtadt.

Von früh bis ſpät hörten wir von nichts Anderem reden, als von Vergnügungen, Vorſtellungen bei der Königin und Hoffeſten.

Die älteren Töchter der Lady Nicolls gingen oft in Geſellſchaft und erzählten uns von dem berauſchenden Leben auf den Bällen, welches ſo verführeriſch, ſo wünſchenswerth in den Träumen junger, faſt ſchon zu Jungfrauen gereifter Mädchen erſcheint.

Ohne es zu wollen, erweckte man in uns die Liebe zum Putze, man bereitete uns auf den Cultus der Coquetterie vor,

indem man in den größten Mode-Magazinen Londons bis zum Ueberfluß für uns Einkäufe machte.

Ich begann mit Theil an der Unterhaltung zu nehmen.

In der Penſion wie in der Stadt war ich unermüdlich im Fragen.

Eines Tages ſprach man über Indien. Die Erinnerung meiner Kindheit ließen mich die Unterhaltung mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit verfolgen. Ich hielt mich ganz zur Lady Nicolls, um ihre Worte beſſer hören zu können. Es war von der Ehe — ein Gegenſtand, welcher für die jungen Mädchen ſo viel Intereſſe hat — derjenigen jungen Perſonen die Rede, welche ſich nach Indien begeben wollten.

Eine ſo günſtige Gelegenheit zur Befriedigung meiner Neugierde konnte ich nicht ungenützt vorübergehen laſſen, und ich ſtand nicht an, von der Freiheit, welche man mir als einem aufgeweckten Kinde geſtattete, Gebrauch zu machen.

Warum wollen dieſe Demoiſelles nach Indien gehen? fragte ich.

Deshalb, meine Tochter, verſetzte Lady Nicolls lächelnd, weil in Indien die beſten Ehemänner ſind.

Dann will ich auch dahin gehen.

Daran würden Sie ſehr gut thun, Fräulein; verſetzte ein alter Junggeſelle, welcher ſeit funfzehn Jahren auf Freiersfüßen ſtand, ohne ſich an die Ehe zu wagen.

Ja, gewiß, ſagte ich.

Und was würden Sie dann thun?

Ich würde mich amüſiren — denn — —

Ei, ei, verſetzte der furchtſame Freier, das ſind ſchöne Anlagen — —

Sagen Sie mir doch, mein Herr, ſind die Männer wie die Puppen?

Nicht ganz so, Mademoiselle — ei, der Teufel! —

Die Damen lachten, der Gentelmann schnitt eine Grimasse und ich war mit einem Satze bei meiner Puppe, ließ sie vor aller Welt tanzen und nannte sie meinen Ehemann.

Im Sommer bewohnten wir das herrliche Schloß, welches die Familie Nicolls bei Bath besaß. Ich war daselbst wie ein kleiner dem Käfig entsprungener Löwe. Fanny dagegen immer ruhig und ernst .Wir gingen sehr oft in das Gehölz, um die wilden Blumen zu pflücken, deren lebendige Farben die Lady Nicolls mit einem ausgezeichneten Talent in Aquarellmanier wiedergab.

Unsere leichten Körbchen unterm Arm durchstrichen wir die mit Kräutern bewachsenen Pfade, von deren Stengeln wir die bescheidenen Blumen pflückten, welche unsere Gärtner nicht achten.

Wenn man diese liebliche Blumen so zwischen dem Buschwerk sah, so hätte man glauben sollen, daß die Natur sie deshalb in der Verborgenheit des Waldes wachsen ließ, um erkennen zu lassen, daß Gott noch größer in den Dingen ist, die sich uns verbergen, als denen, die wir sehen.

Unser größtes kindliches Glück bestand darin, mit der ernsten Miene der Künstler die Blumen im Arbeitszimmer zu ordnen und unbeweglich und steif, wie die jungen Mädchen der Provinz, an dem Arbeitstisch der Lady Nicolls zu sitzen.

Unsere Werkzeuge beim Malen waren sehr einfach. Zwei kleine Pinsel, Wasserfarben, ein Glas Wasser, einige Blätter Papier, das war Alles.

So verbreitete die tugendhafte Frau in ihrem Hause, und innerhalb ihrer zahlreichen Familie, den Geschmack an angenehmen Beschäftigungen, an dem unschuldigen Zeitvertreibe,

welche auf Geist und Herz wohlthätiger wirken, als das betäubende Geräusch der Feste.

So verlebte ich denn meine Ferien in dem Hause der Lady Nicolls, unter den Beispielen der häuslichen Tugenden, welche durch die Gegenwart eines stillen Glückes belohnt werden. Ach, schon der Gedanke an solch ein Glück vermag der zur ewigen Unruhe inmitten des Geräusches der Welt verurtheilten Frau heiße Thränen zu entlocken!

Die patriarchalischen Sitten dieser Familie hatten mein Gemüth gestillt, häuslichen Freuden zugänglich gemacht.

In der ersten Aufregung meiner jugendlichen Gefühle suchte ich oft nach soliden Hülfsquellen zur Begründung eines einfachen und ruhigen Lebens.

Aber mein beweglicher Geist, mein ungestümer Charakter ließen mich diese heilsamen Gedanken nur zu schnell wieder aufgeben und nach einigen Augenblicken war ich wieder der alte unruhige Plage- und Poltergeist für mich und Andere.

Ich stellte selbst die unerschütterliche Ruhe des alten, ernsten Generals auf die Probe.

Ich machte aus seinen Rockschößen eine Schaukel, ich lief ihm zwischen den Beinen durch, während er in den Alleen seines Gartens tiefsinnig spazieren ging, ich kletterte auf seinen Nacken, ich war für ihn eines jener unerträglichen indischen Insekten, welche oft mit einer systematischen Beharrlichkeit uns um die Nase schwirren.

Der General stieß mich gewöhnlich ruhig bei Seite, aber eines Tages hatte ich dennoch seine Geduld ermüdet. Er schüttelte sich, als ich ihm gerade auf den Schultern saß, so gewaltig, daß ich in ein Bassin fiel, welches gerade an seiner Seite war.

Dieser Vorfall brachte das ganze Haus in Alarm, auf

mein entsetzliches Geschrei lief die Dienerschaft herbei, welche mich aus meinem unfreiwilligen Bade zog.

Aber der geringe Erfolg bei dem alten General, welcher kein Wort sagte und nicht einmal den Kopf während meines Unfalles nach mir umdrehte, diente mir zur Lehre für die Zukunft.

Ich unterstand mich ferner nicht, ihn wie einen Schulkameraden zu behandeln.

Ich stellte jetzt meine muthwilligen Kinderstreiche ein, um Abenteuer aufzusuchen.

Dreizehntes Kapitel.

Reiſe nach Paris. — Beſuch bei dem Herzoge von Bordeaux. — Die Tuillerien. — Die Revolutionärs von 1830. — Der engliſche Geſandte Lord Stuart.

In den Sommerferien 1830 reiſten wir, Fanny und ich, mit der Lady Nicolls auf einige Tage nach Paris.

Wir ſtiegen im Hotel Meurice ab, wo wir in der zweiten Etage unſere Zimmer bezogen, welche die Ausſicht nach der Straße Rivoli gewährten.

Eine meiner früheſten Jugenderinnerungen, welche ſich bis heute in meinem Gedächtniſſe erhalten hat, iſt die meines Erwachens am erſten Morgen unſeres Aufenthaltes in Paris. Zum erſten Male, ſeitdem ich Indien verlaſſen hatte, zeigte ſich mir die Sonne wieder in der ganzen Pracht ihres ſtrahlenden Glanzes.

Vor mir lag der herrliche Garten der Tuillerien.

Bei dem Anblick der großen Orangenbäume, deren angenehme Düfte bis in unſer kleines Zimmer drangen, glaubte ich mich wie durch ein Wunder nach Indien zurückverſetzt.

Alſobald nach unſerer Ankunft in Paris, welche Stadt für mich ein neues, wahrhaft feenhaftes Bengalien war, empfing die Lady Nicolls den Beſuch des engliſchen Geſandten, Lord Stuart,

welcher ſich erbot, uns die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen.

Am andern Morgen ſtellte er die Lady Nicolls bei Hofe vor, wo ſie von dem Könige Carl X. auf die ſchmeichelhafteſte und liebenswürdigſte Weiſe empfangen wurde.

Der König liebte den Ruhm, bei welcher Nation er ihn auch finden mochte, und der militäriſche Ruf des ehemaligen Ober-Commandeurs der indiſchen Armee flößte dem ritterlichen Könige eine hohe Achtung ein, welche er der Lady Nicolls in ſeiner galanten und anmuthigen Weiſe zu erkennen gab.

Einige Tage ſpäter wurden auch wir, Fanny und ich, bei Hofe eingeführt.

Der junge Herzog von Bordeaux und ſeine Schweſter zeigten ſich gegen uns kleine Damen voll Anmuth und Huld, und wir waren ſtolz auf eine ſo gute Aufnahme.

Der Herzog von Bordeaux war das liebenswürdigſte Kind von der Welt.

Er trug an dieſem Tage die Uniform eines Obriſten des Jäger-Regiments, auf ſeiner Bruſt hatte er das große blaue Band des Ordens des heiligen Geiſtes. An ſeiner Seite hing ein ſehr ſchöner künſtlich gearbeiteter Säbel, welchen ihm ſein Regiment verehrt hatte.

Ich erinnere mich, daß dieſer Säbel meine Aufmerkſamkeit ganz beſonders auf ſich zog.

Mit meiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit griff ich nach der koſtbaren Waffe, zog den Degen raſch aus ſeiner Scheide, und nahm die Miene an, als ſtände ich an der Spitze eines Bataillons, das ich zu commandiren hatte.

Die Gouvernante der kleinen Herzogin, eine edle, erhabene Frau, war bei unſern unſchuldigen Spielen zugegen und verfolgte meine muthwilligen Launen mit großem Intereſſe. —

Aber aus diesen unsern kindlichen Spielen wurden wir durch sehr ernste Nachrichten aufgeschreckt. Der alte König fuhr in größter Eile zu einem Ministerrath nach Saint-Cloud.

Die Emeute hatte auf der Straße ihren Anfang genommen.

Wir verließen das Schloß, worin Alles in der größten Aufregung war. Vor den Tuillerien begegneten wir berauschten Menschen, den Julihelden, welche uns, so gut sie konnten, beschimpften.

Sie schrieen sehr laut, aber sie wußten nicht was sie schrieen.

Diese Zustände machten auf mich kleines Mädchen denselben Eindruck, wie meine Verbarrikadirung vor den Lehrern der schönen Künste in der Pension.

Nicht ohne Anstrengung gewannen wir unser Hotel, wo wir Lady Nicolls ganz bestürzt fanden. Nach dem Rathe des englischen Gesandten war sie schon den ganzen Morgen mit ihrem Gepäck zur Rückreise nach London beschäftigt.

Wir hatten uns mit einer Emeute niedergelegt, wir erwachten mit einer Revolution.

Wer hätte es mir vorher gesagt, daß ich mich zweimal in meinem Leben, in so verschiedenen Ländern, beim Ausbruche einer Revolution, so nahe den bedrohten Thronen befinden würde? Wahrlich, die Vorsehung hat mich durchaus dazu verdammt, zu leben und zu sterben inmitten des Aufruhrs.

Vierzehntes Kapitel.

Die religiösen Pflichten. — Die erste Communion. — Der Beichtvater.

Geständnisse eines jungen Mädchens.

Mit großer Freude sah ich die Zeit religiöser Pflichten kommen, die Zeit des Gebetes, der Beichte, der ersten Communion, diese Zeit reiner, keuscher Empfindungen, welche den Frauen für immer im Gedächtniß bleibt. —

Mistreß Oldrige war dem Willen meiner Mutter genau nachgekommen, sie hatte meine religiöse Erziehung einem alten Priester anvertraut, welcher der Gesellschaft Jesu angehörte. Diese hatten in Bath eine große Niederlassung.

Ich war jetzt 13 Jahre alt, meine Pensionszeit näherte sich ihrem Ende.

Niemals in meinem Leben werde ich die süßen Empfindungen vergessen, welche sich meiner Seele bemächtigten, als ich zum ersten Male, noch ein furchtsames, anspruchloses Kind, am Beichtstuhle zu Füßen des frommen Jesuiten niederkniete.

Meine Aufregung war so groß, mein Herz schlug so gewaltig, daß ich in der That mich in den Himmel zu den Füßen Gottes gehoben glaubte.

Ich hatte dem Priester durchaus nichts zu bekennen, wenn

nicht etwa meine Unterhaltung mit Robert F. auf der großen Mauer.

Er, der Beichtvater, hätte viel besser über das Elend des reifern und des Greisenalters als das unschuldige Kind Bekenntnisse ablegen können.

Als ich mich zum ersten Male in der Kapelle der Jesuiten dem Beichtstuhle näherte, war es zugleich das erste Mal, daß ich in eine katholische Kirche trat.

Es war am Tage des Frohnleichnamsfestes.

Ich werde niemals das Erstaunen und die Verwunderung, welche sich meines jugendlichen Gemüthes beim Anblick der so reichen und großartigen Ausschmückung der Kirche bemächtigte, wiedergeben können; bisher hatte ich nur die kahlen, kalten und schmucklosen protestantischen Kirchen zu sehen Gelegenheit gehabt.

Der Altar war mit Blumen bedeckt, und eine Uebermasse von Kerzen gossen ihr Licht über diese Blumen aus.

Räucherkraut verbreitete die feinsten Wohlgerüche, und die reinen Stimmen der jungen Knaben entzückten das Ohr. Die kleinen Sänger waren anmuthig in weiße Gewänder gehüllt. Andere Knaben trugen kleine Körbe, aus denen sie Rosenblätter durch die dichten Wolken des Weihrauchs auf den Altar niederwarfen.

Ein für mich so neues Schauspiel regte mich fieberhaft auf, und ich richtete an den guten Vater, welcher mir zur Seite knieete, die naivsten und sonderbarsten Fragen. Er antwortete dem für äußere Eindrücke so leicht empfänglichen Kinde mit der wohlwollenden Miene eines Priesters, mit der weisen Zurückhaltung eines Seelenhirten.

Sagen Sie mir doch, mein Vater, sprach ich zu ihm, ist der liebe Gott wie meine Mama? —

Was willst Du damit sagen, mein Kind? —

Ich meine, daß er eben dasselbe liebt, was meine Mama liebt.

Wie so das, mein Kind?

O, wohl, der liebe Gott ist wie meine Mama, er liebt die Blumen, den Wohlgeruch, das Strahlen der Kerzen, die Musik.

Gewiß, mein Kind.

Hat der liebe Gott auch ebenso den Tanz und die Bälle gern?

Was sprichst Du da, unglückseeliges Kind?

Meine Mutter liebt ja auch den Tanz und die Gesellschaft.

Der liebe Gott, mein Kind, liebt Alles was er geschaffen hat.

Sehr wohl, mein Vater.

Und Gott hat die Blumen, die Wohlgerüche und das Licht geschaffen.

Und den Tanz?

Den Tanz — den hat der Teufel geschaffen.

Also darf man den Tanz nicht lieben?

Nein, mein Kind.

Ich werde das meiner Mutter sagen.

Du wirst daran wohl thun, und Gott wird Dich lieb haben.

Seit diesem poetischen Tage erfüllten mich die religiösen Ceremonien. Ich dachte nicht mehr an die Unterhaltung auf der großen Mauer. Ich träumte von Nichts, als von den harmonischen Gesängen in der Kirche, von den Kerzen, von den Blumen auf dem Altar Gottes.

Ich suchte auf jede mögliche Weise aus der Pension zu entschlüpfen, um den kirchlichen Ceremonien beizuwohnen.

Die Stunde der ersten Communion nahte heran, der gute Vater bereitete mich durch seine freundliche Unterhaltung, durch seine frommen Rathschläge darauf vor.

Wir lasen zusammen die Verse des Evangeliums, welche das Gemüth zur Andacht erheben.

Eine große Bewegung bemächtigte sich noch immer meiner, wenn uns die Nacht in dem Gewölbe der Kirche bei unsern Gesprächen über das göttliche Wesen überraschte; wenn ich die Glocke des Convents zur Betstunde läuten hörte.

Dann machte sich inmitten der Stille des Klosters plötzlich ein starkes Geräusch hörbar. Die Jesuiten traten zum gemeinschaftlichen Abendgebete in die Kapelle.

Wer vermöchte die Empfindung, das Wonnegefühl einer reinen Seele in dem Augenblick, wo sich alle diese Stimmen zu einem gemeinschaftlichen Gebete vereinigten, wieder zu geben?

In einer finstern Ecke der Kirche verborgen, lauschte ich den hellen Tönen der Sänger, welche ich leise mitsang. Ich begann die stillen Freuden zu begreifen, welche die Ruhe des klösterlichen Lebens giebt.

Ich hätte mich da gerne zur Nonne machen lassen.

Der Sonntag Trinitatis war der Tag meiner ersten Communion. Am folgenden Tage suchte ich den Priester auf. Ich hatte seltsame Bekenntnisse zu machen. Ideen, die ich selbst nicht begriff, gingen mir durch den Kopf, beunruhigten mein Herz. Die Ceremonien des Gottesdienstes beschäftigten unaufhörlich meine Einbildungskraft.

Als ich mich dem Priester nahte, schlug laut mein Herz, füllten sich meine Augen mit Thränen, wurde meine Stimme bewegt, zitterten meine Glieder.

Was ist Dir, mein Kind? fragte der gute Vater.

Ich weiß es selbst nicht, mein Vater.

Warum weinst Du?

Ich weiß nicht, mein Vater.

Aber was bewegt Dich denn so?

Tausend Gedanken gehen mir durch den Kopf.

Was sind das für Gedanken, mein Kind?

Ach, mein Vater, ich weiß nicht auf welche Weise ich sie Euch mittheilen soll. Alle die religiösen Dinge verwirren mir den Kopf und wecken Empfindungen in mir, für die ich keine Worte habe.

Ich begreife Dich nicht, mein Kind.

Diese Blumen, diese Wohlgerüche, diese Erleuchtung, diese Musik! — —

Nun, meine Tochter?

Dies Alles betäubt mich und macht meinen Kopf schwindeln.

Welche Ideen hast Du da, armes Mädchen.

Hören Sie, mein Vater, ich dachte seit gestern, daß man ein Gott sein müsse, um seine Seele von all den irdischen Gedanken abzulenken, welche die Blumen, die Düfte, der Kerzenglanz, die Musik verursachen.

Entziehe Dich eiligst dieser traurigen Einbildung, mein Kind.

Das ist unmöglich, mein Vater. — —

Und bei diesen Worten brachen meine Thränen mit Heftigkeit hervor.

Der gute Priester senkte sein Haupt ohne ein Wort zu sagen. Trauriges Geschick! es war nicht mehr das Kind, es war das junge Mädchen, welches so dachte. —

Funfzehntes Kapitel.

Ankunft meiner Mutter in Bath. — Austritt aus der Penſion. — Ein zeitweiliger Ehemann. — Sonderbare Verhältniſſe.

Die Entführung.

Meine Mutter war von Indien gekommen, um mich aus der Penſion zu holen.

Kaum war das junge Mädchen aus dem Kindesalter getreten, hatte man es ſchon zur Ehe beſtimmt.

Meine Mutter wollte ſich der Verantwortlichkeit für ihre Tochter entheben, welche einer jungen Frau immer etwas unbequem geweſen wäre.

Meine Erziehung war beendet. Sie war ſehr glänzend. Ich verſtand alle europäiſchen Sprachen und ſelbſt Latein.

Ich hatte alle ſchönen Künſte gelernt, den Tanz ausgenommen, welchen ich ſchon genugſam vor meinem Eintritte in die Penſion kannte.

Man hatte mir den Weg der Vergnügungen gezeigt, aber nicht den des Glückes, den der nichtigen Freuden, aber nicht den der Vernunft.

Man hatte mir Latein beigebracht, welches uns pedantiſch macht.

Die Musik, welche uns zur Thörin bildet.

Die Toilette, welche uns zur Coquette erzieht.

Die Eitelkeit, welche zu Allem, nur nicht zum Guten führt.

Man hatte mich endlich in allen unnützen, ich möchte sagen, schädlichen Dingen unterrichtet.

Anstatt uns auf die frommen und erhabenen Pflichten einer Familienmutter vorzubereiten, hatte man uns für die Rolle einer Salondame erzogen.

Anstatt der einfachen und bescheidenen Sitten, welche einem ungen Mädchen ohne Vermögen so nothwendig sind, hatte man uns die Gewohnheiten des Luxus beigebracht, welche selbst große Häuser ruiniren.

Anstatt uns auf die Fallstricke der Welt aufmerksam zu machen, hatte man es vorgezogen, sie unter Blumen zu verbergen.

Anstatt uns gegen den Feind zu bewaffnen, hatte man uns ihm schutzlos in die Hände gegeben. —

Meine Mutter war eine Weltdame, nach ihrer Meinung war ich vollkommen gut erzogen.

Als sie in die Pension trat, war mein Kopfputz das Erste, worauf sie ihre Aufmerksamkeit richtete. Während ich auf sie zueilte, sie zu umarmen, rief sie:

O, Lola, wie schlecht bist Du frisirt! — —

Es waren gerade die Winterferien, als mich meine Mutter besuchte.

Sie war mit dem kostbaren Pelzwerk bedeckt, welcher zu den großen Reichthümern Indiens gehört, ihre Toilette aber hatte die geschmackvolle Einfachheit der wahrhaft aristokratischen Frauen.

Man hatte uns so gut in der Wissenschaft des Putzes un-

terrichtet, daß ich alsobald dieſe nützlichen Kenntniſſe bei meiner Mutter in Anwendung brachte.

Meine Mutter entfaltete in England den ganzen Luxus der orientaliſchen Gebräuche. Zwei indiſche Kammermädchen begleiteten ſie, und wenn ſie ausging, ſo folgten ihr ſtets zwei Indianerinnen in dem maleriſchen Coſtüm ihres Landes.

Ein junger Gentelmann von ungefähr dreißig Jahren gab meiner Mutter den Arm, aber mir gegenüber hielt er ſich unbeweglich und ſchweigſam.

Es war ein Irländer aus guter Familie, Capitain in einem indiſchen Regimente. Er hatte meine Mutter während der Reiſe kennen gelernt.

Der Penſionärin von 14 Jahren ſchien dieſer Herr alt genug, um für ihren Vater gelten zu können.

Die jungen Mädchen in dieſem Alter, nennen alle Männer ohne Unterſchied alt, welche mehr als achtzehn Jahre zählen.

Der Begleiter der Miſtreß Eregie war aber in der That noch jung. Seine Phyſiognomie war nicht unangenehm, er hatte eine mittelmäßige Taille, braunes, ziemlich ſchönes Haar, blaue Augen, eine niedrige, gedrückte Stirne. Alles an dieſem Manne war gewöhnlich, nur ſein Stillſchweigen und die forſchenden Blicke, welche er auf mich warf, erſchienen mir ſehr außerordentlich.

Der Beobachter würde in ſeiner Phyſiognomie den entſchiedenen Charakter, den Hang zu gewagten Unternehmungen gefunden haben.

Unter den angenehmen Formen eines Weltmannes verbarg ſich der militairiſche Despotismus, das methodiſch kalte Blut eines engliſchen Soldaten, die ſtarke Willenskraft eines Menſchen, welcher gewohnt iſt im beſtändigen Kampfe mit den Elementen zu leben.

Mit der Neugierde eines jungen Mädchens der Penſion, ſtellte ich tauſend Vermuthungen über den Fremden an, über den meine Mutter mir auch nicht die geringſte Mittheilung machte.

Dieſer Herr gab ſich das Anſehen eines Beſchützers, was mich ſowohl wie die Miſtreß Olbrige in Erſtaunen ſetzte, denn auch ihr hatte man nicht das Geringſte über das Verhältniß des jungen Mannes mitgetheilt.

Nachdem ich endlich lange genug nach einem Aufſchluſſe geſucht hatte, ſagte ich zu mir ſelbſt, der junge Gentelmann mag zu keinem anderen Zwecke gekommen ſein, als um eine unſerer alten Lehrerinnen zu heirathen.

Bei der erſten ſowohl, ſo wie bei der zweiten Viſite, welche meine Mutter in der Penſion abſtattete, war ſie von dem Unbekannten begleitet.

Sie ſprach auch in ſeiner Anweſenheit von der großen Sache, welche in den Ohren einer vierzigjährigen Jungfrau ſo lieblich klingt.

Willſt Du Dich verheirathen, Lola?

Ei ja, Mama.

Nun, ich habe einen Mann für Dich.

Iſt er recht hübſch?

O, wohl, er iſt hübſch.

In meinem Alter?

Nicht ganz in Deinem Alter, Lola —

Wie alt iſt er denn? —

Sechszig Jahre, mein Kind. —

Als ſie dieſes geſprochen hatte, erbleichte ich, die erſten Worte, welche über meine Verheirathung zu mir geſprochen wurden, waren für mich eine Enttäuſchung. Ich ſah den Offizier

an, welcher zum erſten Male lächelte und deſſen auf mich gehefteten Blicke mir Furcht einflößten.

Ich ging alſobald mit Thränen in den Augen zu meiner kleinen Fanny, der ich mein unglückliches Schickſal mittheilte.

Was bekümmert Dich ſo? fragte ſie mich, indem ſie meine Thränen trocknete.

Meine Mutter will mich verheirathen.

Und deshalb weinſt Du?

Ach, wenn Du wüßteſt — —

Was denn? — —

Meine Mama will mich verheirathen, aber nicht an einen Mann —

An wen denn?

An einen Alten.

An einen Alten? —

Ja, an einen Alten, den ſie mit aus Indien gebracht hat.

Du haſt ihn geſehen?

Vor einem Augenblick.

Wie alt iſt er denn?

Sechszig Jahre.

Hat er keine Haare mehr?

O ja.

Weißes Haar? —

Nein, ſchönes, braunes Haar.

Nun, ſo hat er wenigſtens keine Zähne mehr?

Doch; er hat weiße Zähne.

Und Du willſt dieſen Alten nicht? —

Nein, ich will ihn nicht.

Sehr wohl, man muß Deiner Mutter ſagen, daß Du in der Penſion bleiben willſt.

Sechszehntes Kapitel.

Sir Alexander Lunley, ein Ehemann von sechszig Jahren. — Der Capitän James.

Die Entführung.

Meine Mutter befragte mich nicht weiter über meine Empfindungen.

Am andern Morgen entführte sie mich meiner kleinen Freundin, dem Aufenthalte meiner kindlichen Empfindungen, der Illusionen eines jungen Mädchens, meinem Gefängnisse, um mich in eine andere Gefangenschaft zu führen.

Sie machte mir bekannt, daß meine Verheirathung mit einem reichen Greise, Sir Alexander Lunley, schon seit langer Zeit verabredet sei.

Nach dieser grausamen Mittheilung konnte ich den englischen Capitän nicht ohne Wuth und Verzweiflung ansehen.

Er richtete milde Worte an mich, er suchte mich auf jede mögliche Weise zu trösten.

Ich antwortete nichts, barg mein Haupt in meinen Händen und weinte mich aus.

Mademoiselle, sagte er einst, als er zu meiner Mutter ging, Sie verheirathen sich nicht gern? —

Nein, mein Herr.

Wie, Sie wollen den reichen Mann nicht, welchen Ihre Mutter für Sie bestimmt hat?

Nein — gehen Sie.

Sie wollen einen jüngern Gatten?

Ja, mein Herr.

Sie haben Recht.

Nicht wahr, mein Herr? sagte ich ganz erfreut, Jemanden gefunden zu haben, der mit mir gleicher Meinung war.

Ihre Mutter thut sehr übel daran, Sie an einen Sechzigjährigen verheirathen zu wollen.

Ach — mein Herr — Sie werden mich nicht gegen meinen Willen heirathen wollen? —

Aber, sagte der Capitän ganz erstaunt, aber, Mademoiselle — — —

Was ist Ihnen? —

Aber, Mademoiselle, Sie halten mich für Ihren alten Zukünftigen? —

Wie, ist dem nicht so? —

Welch ein Compliment machen Sie mir da! sagte der Capitän, halb ärgerlich, halb lächelnd.

Aber Sie sind doch der Alte, mein Herr, welchen meine Mutter aus Indien mitgebracht hat?

Sie moquiren sich über mich, Mademoiselle.

Wie, Sie heißen nicht Alexander Lunley?

Nein, nein, Mademoiselle.

Wie nennen Sie sich denn? —

Capitän Thomas James.

Ach — ich bitte um Verzeihung, mein Herr. Wir sehen in der Pension so selten Herren.

Deshalb?

Unsere Lehrerinnen haben uns niemals darin unterrichtet, das Alter eines Mannes nach seinem Aeußern zu beurtheilen. Für uns gilt ein Herr, welcher nicht von unseren Jahren ist, für einen alten Mann.

Als wir nähere Bekanntschaft gemacht hatten und ich mich überzeugt hatte, daß der Capitain James nicht mein Zukünftiger war, flößte er mir nicht mehr solche Angst ein.

Ich war vielmehr diplomatisch genug, ihn mir zum Freunde zu suchen. Ich dachte schon daran, daß er mich gegen den unbeugsamen Despotismus meiner Mutter in Schutz nehmen könnte.

Anstatt ihn, wie früher, zu meiden, wenn er zu uns kam, kam ich ihm jetzt entgegen.

Sie sind mir nicht böse, sagte ich zu ihm, daß ich Sie für einen sechzigjährigen Alten gehalten habe? —

Nein, Mademoiselle.

Ach, wie gütig sind Sie, mein Herr.

Sie sind mir jetzt gut?

Ja, mein Herr.

In Wahrheit?

Und ich würde Sie noch mehr lieben, wenn — —

Was muß ich thun, um mir Ihre volle Liebe zu erwerben?

Sie müssen meiner Mama sagen, daß sie mich mit dem alten Lunley nicht verheirathen soll.

Der Auftrag, den Sie mir da gaben, ist sehr mißlich.

Weshalb?

Wenn Ihre Mutter sich eine Sache in den Kopf gesetzt hat, so — —

Aber, mein Herr, wenn ich nicht will. — —

Ihre Mutter hat ihr Wort gegeben. —

Ich aber habe mein Wort nicht gegeben, mein Herr.

Das ist sehr wahr.

Nun wohlan, verhindern Sie, daß meine Mutter mich an den Alten vermählt, und ich will Sie lieben wie meinen Vater.

Ich verspreche Ihnen Alles was ich vermag für Sie aufzubieten.

So wurde der junge Offizier auf die natürlichste Weise mein Beschützer.

Er kannte den hartnäckigen Character meiner Mutter zu wohl, um nicht zu wissen, daß er bei ihr in einer Sache, welche ihrer Eitelkeit zusagte, nichts ausrichten würde.

Sie wollte mich eher reich, als glücklich wissen, mich nach ihrem Geschmack und nicht nach meinem verheirathen. Sie wollte mich versorgen, aber nicht verehlichen.

Der Capitän Thomas James suchte, als ein gewandter Mann, die Schwierigkeit zu umgehen, statt ihr offen entgegen zu treten, er versuchte nicht das zwecklose Mittel auf den Entschluß meiner Mutter einzuwirken, sondern wandte sich lieber an das Herz eines jungen Mädchens.

Es ist nicht allzu schwer das Herz eines jungen Mädchens von 14 Jahren zu gewinnen, weiß es doch selbst kaum was es mit seinem Herzen machen soll.

In einem so frühen Alter kennen wir noch nicht unsere Empfindungen; die Leidenschaften, die Liebe, die Freundschaft, Alles dieses sieht das junge Mädchen nur unbestimmt durch das Prisma ihrer wunderlichen Illusionen.

Das Herz eines vierzehnjährigen Mädchens ist ein weiches Wachs, auf welchem sich die Gefühle ebenso rasch eingraben, wie sie daraus verschwinden.

Im vierzehnten Jahre ſchlägt unſer Herz für den Erſten Beſten, welcher uns wohl will. —

Wir lieben Jeden, der uns beſchützt, erfreut, vertheidigt.

Der Capitain James war 30 Jahre und ich nicht einmal halb ſo alt.

Er beſuchte jetzt häufiger meine Mutter, wenn auch ein wenig ihretwegen, aber doch hauptſächlich, um mich zu ſehen.

Sobald er zu uns eintrat, erheiterte ſich mein Geſicht, ich wurde fröhlicher. Ich betrachtete ihn wie meinen Beſchützer vor dem Alten, welcher mich bedrohte.

Meine Mutter ſprach von unſerer Abreiſe nach Indien, und ich begann zu zittern.

Ich näherte mich dem Capitän, um ihm meinen Kummer mitzutheilen.

Sie weinen noch immer, Mademoiſelle?

Habe ich nicht Grund genug dazu? —

Sie fürchten ſich noch immer vor dem alten Ehemann?

O, ſehr, mein Herr!

Nun denn ſo hören Sie mich, ſagte der Capitän mit einer entſchloſſenen Miene.

Ich höre, verſetzte ich mit einer Art innerer Befriedigung.

Es giebt nur ein Mittel von Ihrem Alten loszukommen.

O, ſagen Sie es ſchnell.

Sie gehen mit mir.

Wohin?

Zu meiner Familie.

Ach, ſehr gern, aber — —

Nun, aber? —

Haben Sie die Erlaubniß meiner Mutter?

Im Gegentheil, ſie darf durchaus nichts davon wiſſen.

Wie wollen wir das anfangen?

Kümmern Sie sich um nichts, schweigen Sie nur, und dann diesen Abend — — —

Diesen Abend? —

An diesem Abend noch reisen wir nach Irland.

Meine innere Bewegung erreichte jetzt den höchsten Grad, ich brach in einen Strom von Thränen aus.

Sie werden mich doch gewiß wie mein Vater lieben? fragte ich schluchzend.

Statt aller Antwort küßte er mir die Hände, und entfernte sich.

Am Abend hielt er Wort. Ein Wagen stand vor unserer Thür bereit. Wir fuhren zusammen fort.

Und am andern Morgen, dreißig Meilen hinter Bath war er schon nicht mehr mein Papa! — — —

Siebenzehntes Kapitel.

Entwickelung unseres Abenteuers. — Unerwartete Hindernisse.

Lord Normanby, Vicekönig von Irland. Lady Normanby.

Das junge Mädchen von vierzehn Jahren war nicht mehr unschuldig. Sie erwachte von einer Schuld befleckt, welche sie weder gesucht, noch verstanden hatte. —

Wenn auch mein Entführer hierüber keine Gewissensbisse empfand, so hatte er sich doch eine Verlegenheit bereitet, aus der er sich herausreißen mußte.

Schon seines eigenen Vortheils wegen, welcher ihm aus seiner gesellschaftlichen Stellung erwuchs und der durch eine Entführung gefährdet war, mußte er an eine Ehe mit mir denken. Er wußte wohl, daß er Rücksicht zu nehmen habe auf ein junges Mädchen aus guter Familie, welches keinen andern Fehler begangen hatte, als in ihm seinen ersten Beschützer gegen eine ihm aufgezwungene unnatürliche Ehe zu sehen.

Der Mann, welcher sich in einem Lande wie England, wo die Sitten viel strenger sind als anderswo, wo die kalte Vernunft vorherrscht, wo der Geschäftsgeist die Leidenschaften verurtheilt, wo das Herz eben so wenig hervortritt wie die Sonne,

der Mann, sagen wir, welcher sich in diesem Lande zu dem Roman einer Entführung versteigt, ist für die Gesellschaft gebrandmarkt. —

So zwang denn mehr noch der Egoismus, als die Rücksicht auf mich, den Sir Thomas James das Sakrament der Ehe zu nehmen.

Die Zeit unvorhergesehener Hindernisse sollte jetzt beginnen.

Ich war minorenn und Katholikin. Ich mußte also zur Abschließung einer Ehe die Erlaubniß meiner Aeltern und des Bischofs haben.

Vier Erfordernisse machten alle Mitglieder des Clerus geltend, der Capitän fand noch eines dazu: unsere Ehe mußte von beiden Kirchen, der katholischen und protestantischen, eingesegnet werden.

Durch diese Schwierigkeiten gereizt, wollte sie der Capitän James wenigstens vermindern. Er schlug mir vor, zum Protestantismus überzutreten.

Jetzt zeigte ich das erste Mal in meinem Leben einen entschiedenen Willen, ich verweigerte es, meinen Glauben, in welchem ich erzogen war, abzuschwören.

Vergebens machte nun der Capitän in allen Kirchspielen Liverpools die Runde.

Um, wie er sagte, den bösen Willen der Geistlichen und Pfarrer zu überwinden, entschloß er sich nun, einen Anwalt, dessen Gewandheit in Geschäften und elastisches Gewissen er kannte, zu Rathe zu ziehen.

Wir machten uns also auf den Weg zu diesem feinen Manne, welcher in Dublin wohnte.

Bei der Auseinandersetzung unserer Angelegenheit machte der Anwalt ein sehr garstiges und verlegenes Gesicht. Während er über seine zu gebende Antwort nachsann, hefteten sich

seine Katzenaugen bald auf die bestäubten Actenstücke vor ihm, bald auf seine silbernen Schuhschnallen — aber kein Wort kam heraus.

Endlich nahm er eine ungeheure Prise, rückte mit einem sehr eigenthümlichen Lächeln dem Capitän näher und sagte, sich zu dessen Ohr hinneigend und jedes Wort scharf betonend:

Wenn man einen protestantischen Geistlichen zum Bruder hat — — — der in Dublin wohnt. — — Verstehen Sie? —

All right, rief Sir James, und beeilte sich, dem Gentlemen das Honorar für einen so kostbaren Rath zu zahlen.

Zwei Stunden später klopften wir an die Thür des kleinen Landhauses unseres protestantischen Pfarrers an.

Der heilige Mann war nicht wenig erstaunt, er glaubte, daß sein Bruder mit seinem ganzen Regiment aus Indien im Anzuge sei.

Er sah mich groß an und ich machte noch größere Augen.

Wer ist dieses Kind? fragte er.

Dieses Kind — — es ist meine Frau, versetzte der Capitän.

Deine Frau? — Du bist also verheirathet?

Ja — wenn nämlich — —

Wenn sie größer sein wird?

Nein, wenn Du uns trauen wirst.

Wie? —

Kannst Du Dir denken, daß ich schon fünf Tage lang darnach laufe, getraut zu werden?

So? —

Ich suchte Dich deshalb auf, weil ich es müde bin, länger herumzulaufen.

Aber, mein Bruder — —

Auf zwei Worte, sagte der Capitän, indem er seinen Bruder aus dem Zimmer in den Garten hineinzog.

Diese beiden Worte mußten von magischer Wirkung gewesen sein, denn am andern Morgen traute uns der gefällige Pfarrer in aller Frühe, mit Hinzuziehung eines alten Dieners, als des einzigen Zeugen, in der kleinen Kirche seines Ortes.

Konnte ich mich nun als die rechtmäßige Frau des Capitäns betrachten?

Die englischen Gesetze wissen davon nicht viel, sie sind überhaupt in Bezug auf dieses Thema nicht sehr unverschämt. Um als verheirathete Frau zu gelten, genügt es, wenn man nur mit einigem Recht die Miene einer solchen annehmen kann.

Diese seltsame Trauung, bei welcher ich eine Rolle zu spielen gezwungen war, schützte wenigstens den Capitän vor der Polizei, welche ihm auf eine Denunziation meiner Mutter von London aus auf den Fersen saß.

Als der Capitän nicht mehr fürchtete verhaftet zu werden, glaubte er, daß ich nun ganz glücklich sein würde, ihn der Polizei trotzen zu sehen.

Die Männer haben doch zuweilen viele dünkelhafte Einbildungen.

Endlich mußten wir doch auch daran denken, die Familie meines Mannes, welche auf einem alten Schlosse in der Nähe Dublins wohnte, kennen zu lernen.

Wir hielten uns aber zuvor noch einige Tage in der Hauptstadt Irlands auf, wo ich verschiedenen hohen Personen vorgestellt wurde.

Dies war mein erstes Auftreten in der Welt. Jeder lachte, welcher mich Madame nennen hörte. Man gab mir den Namen: „das verheirathete Kind."

Zum Hochzeitsgeschenk gab man mir ein Regiment Puppen, und mehrere Damen gaben mir zu Ehren Kinderbälle.

Zu der Zeit, als wir uns in Dublin aufhielten, bekleidete

der gegenwärtige englische Gesandte zu Paris den hohen Posten eines Vicekönigs von Irland.

Dieser englische Gentlemen war damals noch jung und trug noch nicht die prächtige Perrücke, mit welcher er jetzt in den großen Salons der Hauptstadt so geckenhaft herumspaziert.

Trotz seiner funfzig Jahre ist der elegante und schwächliche Diplomat noch immer derselbe.

Es sind noch immer dieselben Ansprüche an sein gutes Glück, noch immer dieselben Albernheiten des guten Tons, durch welche eitle Frauen sich so leicht fangen lassen, es ist immer noch dasselbe stereotype Lächeln, es sind noch immer dieselben süßen Worte, der Vogelleim des Salons, dessen sich der gewandte Vogelsteller eben so wohl zum Vortheil seiner Regierung, als zur Befriedigung seiner Eigenliebe bedient.

Von diesen unschuldigen Fehlern abgesehen, hat Lord Normanby den Ruf eines großen Diplomaten und Schriftstellers.

Er ist eines der bedeutendsten Mitglieder der Whigs, der rechte Arm des Lord Palmerston, auf den er einen großen Einfluß übt.

Der Lord Brougham hat mir über diesen Gegenstand, in Gegenwart des Fürsten Metternich, sehr sonderbare Thatsachen mitgetheilt. Ich komme später hierauf zurück.

Die Lady Normanby ist hübsch und graziös. Sie hat vollkommen die Manieren einer großen Dame, die berechnete Kälte, welche unverschämt genug ist, sich hinter dem Namen der Diplomatie zu verbergen. Im Grunde aber ist sie eine gute Frau, geistreich, wohlthätig, tugendhaft, sie liebt Frankreich und verabscheut die Franzosen.

Mit einer heldenmüthigen Resignation duldete sie die nothwendigen Treulosigkeiten ihres flatterhaften Gemahls.

Sie hoffte, daß wenigstens zu Paris das Reich der kleinen

Treuloſigkeiten mit der Regierung der Bürgerariſtokratie von 1830 vorübergehen würde.

Aber ſie hätte ſich überzeugt halten können, daß es ſelbſt die improviſirten Regierungen und die Proviſorien der Republik überdauern würde.

Es liegt in der Rolle des alten Lords, welche ihm durch die abenteuerliche Politik des Miniſters des Auswärtigen vorgezeichnet iſt, den Salon mit der Flüchtigkeit eines Schmetterlings zu berühren, und der alte ſtutzerhafte Geck zu bleiben, bis die Geſandtſchaften und die Geſandten beſeitigt ſein würden.

Warum ſoll ich es zu Ehren der Diplomatie nicht zugeſtehen? Es war der glänzende Vicekönig von Irland, welcher zuerſt das verheirathete Kind jene angenehme Schmeicheleien und Phraſen hören ließ, welche die Frauen ſo lüſtern und die Männer ſo eiferſüchtig machen.

Achtzehntes Kapitel.

Die Familie meines Mannes. — Sitten der Schloßbewohner. — Rückreise nach Indien.

Nach einigen wenigen Tagen der Aufregung und der Vergnügungen kamen die Tage der Langenweile und der Widerwärtigkeiten.

Wir begaben uns jetzt nach Bally-Castel in der Grafschaft Werford, woselbst mein Schwiegervater seinen Wohnsitz hatte.

Ich kam da so recht in die patriarchalischen Sitten hinein.

Das Haupt dieser zahlreichen Familie war seit langer Zeit Wittwer und eine Magistratsperson. Mein Schwiegervater lebte in der Mitte seiner Bauern, gutmüthiger und ehrlicher Irländer, deren Zwistigkeiten er schlichtete, wie Saint-Louis unter den Eichen von Vincenz.

Mein Schwiegervater und seine Kinder, welche wohl einsahen, daß die Heirath meines Mannes keine so große Thorheit war, wie sie den Anschein hatte, und daß der Major Craigie durch seinen hohen Rang in der indischen Armee dem Capitän sehr nützlich werden konnte, nahmen die Fremde, welche in ihre Familie wie vom Himmel herabgefallen war, auf's Beste auf.

So verlebten wir sechs Monate inmitten der Familie des alten Schlosses, welche aus drei Töchtern und vier Söhnen bestand.

Die Aelteste, eine trockne, steife Engländerin, ein wunderlicher Character, zänkisch und mürrisch, hatte den einzigen Sohn eines reichen Directors der indischen Compagnie geheirathet. Sie ist durch die Jahre zu einer ausgedörrten getrockneten Pflaume zusammengeschrumpft.

Die zweite Tochter, Wittwe des Obristen Walkson, entschädigte die Familie für die Häßlichkeit der älteren, durch ihre guten und seltenen Eigenschaften. Sie war eine sehr achtungswerthe Frau, welche sich nur mit ihren Kindern beschäftigte.

Die jüngste der Schwestern war nicht verheirathet. Vernunft und Neigung hatten sie dahin geführt, der Ehe zu entsagen. Sie hieß Mina. Sie war die barmherzige Schwester des Hauses, welche mit der Gewissenhaftigkeit eines Gelöbnisses über ihren alten Vater wachte, sie war die Vertraute der Freuden und Leiden aller Einwohner des Ortes, sie war die Vorsehung der Armen.

Der älteste der Brüder, der Erbe des väterlichen Gutes, war eine rohe Natur. Er brachte seine Zeit auf der Jagd und bei den Pferden zu, und galt im Lande für einen der ungebildetsten und langweiligsten Landjunker. Ich fand, daß er selbst diesen Ruf noch übertraf.

Nach ihm kam Sir Thomas James, welcher nun fast mein rechtmäßiger Mann war.

Dann folgte der Herr Pfarrer, dem ich dieses fast zu danken hatte.

Diese Jacobsleiter endigte sich bescheiden mit einem kleinen

Bruder, welcher die Tochter eines reichen Londoner Advokaten geheirathet hatte, und der zwar sehr wenige Beziehung mit seinen Vorfahren hatte, aber desto freundschaftlicher mit seinen Thalern stand.

Seine häßliche und abscheuliche Frau wirthschaftete im Hause wie ein Emporkömmling, schwatzte immerwährend von Geist, von dem sie nicht ein Körnchen besaß und bewunderte sich selbst, ohne daß sie in dieser Bewunderung Nebenbuhler gefunden hätte.

Was die Heiterkeit dieser Gesellschaft, von der ich umgeben war, anbetraf, so konnte sie mit einer Versammlung der Burggrafen zur Zeit der constitutionellen Conflikte wetteifern.

Auch mein Mann amüsirte mich nicht mehr, die Verschiedenheit unseres Alters führte ihn auf schlechte Wege. —

Wenn sich der Himmel meiner Flitterwochen in diesem Aufenthalte einen Augenblick wolkenlos gezeigt hatte, so war dieser von sehr kurzer Dauer.

Das Kind hatte nur einen Beschützer gesucht, aber einen Meister gefunden.

In seinen mißlaunigen Stunden zwickte mich der Herr Capitain mit so heftigen und groben Griffen, daß ich ihn für eine neue Auflage meines Pianolehrers halten mußte.

Ich hatte nun bald genug von diesem langweiligen Leben, auf dem alten, entlegenen Schlosse inmitten des jammervollen Irlands. Es glich gar zu sehr der Pension in Bezug nämlich auf seine — von den Frauen so sehr verabscheute — Eintönigkeit.

Es waren da immer dieselben Dinge welche sich regelmäßig nach der Uhr wiederholten. Erst die Jagd, dann das Essen, nach dem Essen wieder die Jagd. Dann folgten die

Tassen Thee, ohne Ende, aber stets genau in gleicher Zahl und in denselben Zwischenräumen angefüllt. Diese medizinischen Gießbäder, welche mit einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit immer zur selben Stunde in das Innere des Körpers hineingegossen wurden, griffen meine Nerven an, und machte mir dieses Gurgelschauspiel, dessen Annehmlichkeit ich nie begreifen konnte, höchst zuwider. —

Außer diesen edlen Beschäftigungen herrschte im Schlosse vollkommene Stille, welche weder von Tanz noch von Musik wenn nicht etwa von den disharmonischen Tönen eines Schnupfenspinetts unterbrochen wurde, mit einem Wort, es war da nichts von allem dem zu finden, was mir durch meine Erziehung zum Bedürfniß geworden war.

Ich gähnte gar zu oft — ich langweilte mich schon.

Wenn eine Frau erst dahin gekommen ist — sprechen wir es unverhohlen aus — so ist der Mann verloren. Ich träumte wol zuweilen, ich wünschte nichts sehnlicher als noch einmal entführt zu werden, aber nicht durch einen provisorischen Ehemann, sondern durch einen glücklichen Zufall, welcher mich gerettet hätte von der tödtlichen Einförmigkeit eines sich ewig wiederholenden Lebens, vor diesem kalten englischen Gesichte, auf welchem sich niemals das Geringste von dem zeigte, was anzieht, was die trüben Wolken am Ehehimmel scheucht; kein Lächeln, keine zärtliche Miene, kein liebendes Wort, nichts von jenen kleinen Mitteln endlich, welche das sich nach Ausfüllung sehnende Herz von Abwegen zurückhält.

Als mich diese so schweren Gedanken beschäftigten, erhielt mein Mann den Befehl nach Calcutta zu seinem Regimente zurückzukehren.

Es war hohe Zeit. Es giebt doch noch einen Gott der Ehe sowohl als der Liebe! —

Wir traten sofort unsere Rückreise nach Indien an.

Zur guten Stunde einmal wieder, Bewegung, Aufregung, Veränderung! das Leben für die Grabesstille, Sonnenlächeln für finstere Nebel! Also noch einmal die Welt durchkreuzt, aber diesmal soll die Frau davon Vortheil ziehn! —

Neunzehntes Kapitel.

Abreise. — Leben auf dem Schiffe. — Merkwürdige Abenteuer. — Eine kleine geheime Correspondenz. — Die Schiffergesellschaft.

Drei Anbeter.

So war ich denn glücklich dem Pensionat auf dem alten Schlosse entkommen, aber leider nicht dem Lehrer der Pension. Wir schifften uns auf einem Schiffe der ostindischen Compagnie, dem „Blund" zu Liverpool, ein.

Ich hoffte, daß mir nun die eheliche Kette leichter werden würde, aber in dem engen Raume des Schiffes wurde sie mir noch drückender.

Das Zusammenreisen ist selbst in den Flitterwochen der Tod der Liebe. Eine Reise auf dem Schiffe veranlaßt ein immerwährendes Gähnen. Man geht gelangweilt zu Bette und erhebt sich wieder, um Andere zu langweilen. Man hat Ungeduld im Kopfe und in den Füßen. Das Meer macht die Frauen krank und die Männer unleidlich. In der ehelichen Koye kommt man immerwährend in unangenehme Berührungen, man kann sich nicht umdrehen, ohne sich wider Willen ein unangenehmes Compliment zu machen.

Der „Blund," ein herrlich gebautes Schiff führte Passa-

giere von Rang mit ſich, Engländer, Spanier, junge Herren, junge Frauen, und Alle wollten ſich unterhalten, und unterhalten ſein.

Am Tage plauderte man und des Abends ſuchte man bei Tanz und Muſik die Einförmigkeit der Reiſe zu vergeſſen.

Während meines kurzen Aufenthalts zu Dublin hatte ich die Welt lieben gelernt, wie ſie meine Mutter liebte. Die kleinen Schmeicheleien, welche ich daſelbſt vom Vicekönig von Irland vernommen hatte, gingen mir durch den Kopf.

Der Lord Normanby hatte mir, ohne vielleicht ſelbſt daran zu glauben geſagt, daß ich ſchön ſei. Denn er war damals ſchon Diplomat genug um das Gegentheil von dem zu ſagen, was er glaubte. Aber ich glaubte es — und das genügte mir.

In einer Ecke des Salons zu Dublin hatte mir der edle Lord unter anderen wichtigen Dingen anvertraut, daß die Frauen von 16 Jahren die Gebieterinnen der Welt ſeien, und daß ſie, wenn ſie wollten, die Männer und namentlich die Diplomaten zu Narren machen könnten. Beſſer konnte ich es nicht verlangen.

Seine galanten Bemerkungen konnten mich übrigens nicht verleiten. Er mag ſie längſt vergeſſen haben, denn er hat ſeitdem in allen Ländern damit debütirt.

Die Galanterien der jungen Paſſagiere brachten mich dahin, daß ich an meine kleinen Verdienſte glaubte. Mein Mann verbrachte die Zeit zwiſchen Porterflaſchen und Schlaf. Er trank wie ein Deutſcher und ſchlief wie ein Bär. Er wurde launiſch, ſtörriſch, tyranniſch; ich muß jedoch frei bekennen, daß es mir nicht einmal aufgefallen ſein würde, hätten mich die Frauen nicht darauf aufmerkſam gemacht.

Ich bemerkte wohl, daß er mißlaunig und langweilig war, aber ich glaubte, daß die Ehemänner alle ſo wären.

Die Damen der Reiſegeſellſchaft aber ſuchten mit vielem

Eifer mir begreiflich zu machen, daß ein Ehemann sehr Lebenswürdig sein müsse, und daß die Ehe dazu da sei, um meine Launen und Einfälle zu befriedigen.

Unser Geschlecht zeigt bei seinen gegenseitigen Herzensergießungen, doch mehr als man glaubt, daß es jede Wolke am Himmel seiner Flitterwochen hasse. —

Unsere Schiffsgesellschaft, welche eben so lärmend, eben so belebt war, wie eine Gesellschaft in den Salons zu London und Paris, machte mich mit den kleinen Geheimnissen vertraut, welche ich bis dahin noch nicht verstand, aber mein weibliches Erforschungstalent bald fassen ließ.

Welche Episoden öffneten mir die Augen! —

Wenn wir des Abends auf dem Verdecke tanzten und musicirten, plauderten die muntern Herren ganz leise mit den Damen, aber ich vernahm dennoch halbe Worte, kleine Bruchstücke dieser Unterhaltungen.

Aber es kam noch besser. —

Ich wußte, daß mein Reisenachbar ein charmanter junger Officier war. Dieser neugierige Mensch hatte in das Brett, welches ihn von unserer ehelichen Schlafstätte trennte, ein unmerkliches Loch gebohrt, durch welches er eine Menge Dinge bei mir sah, die ihm sehr wohl gefielen.

Bald amüsirte er sich damit, meinen prosaischen, schlafenden Ehemann zu bewundern, bald ließ er durch die Oeffnung kleine Stückchen zusammengerollten Papiers gleiten. Ich nahm sie für Schwefelhölzchen, zündete sie an, und hatte mein Vergnügen daran, die Asche auf das Gesicht meines schlafenden Mannes fallen zu lassen. —

Der Nachbar zu meiner Linken zögerte nicht meinem Nachbarn zur Rechten nachzuahmen. Alsobald kamen auch von dieser Seite feine Röllchen von Velinpapier, welche den ersten

ähnlich waren. Ich entwickelte die geheimnißvollen Rollen. Es waren die abgeschossenen Pfeile irgend eines schalkhaften Gottes, welche gegen mich gerichtet waren, es waren Liebesbriefe. — Und welche! — Der Eine von der rechten Seite schrieb:

„Mademoiselle!

„Wie sehr müssen Sie sich mit einem Vater lang„weilen, der nichts Anderes thut, als schlafen oder „trinken. Werden Sie mir die ausgezeichnete Gunst „bewilligen, meine Hand anzunehmen, so will ich Ihnen „mit Freuden angeloben, niemals weder zu schlafen noch „zu trinken."

Ihr
Sie ewig anbetender
John S...

Der Andere von der linken Seite hatte seinen Brief auf zartem Rosapapier in spanischer Sprache geschrieben, er gab so ziemlich die Poesie des ersten Briefes wieder.

„Mademoiselle!

(Man hielt mich ganz entschieden für ein Kind.)

„Ihr Herr Vater ist ein so fleißiger Schläfer, daß „es Ihnen nicht schwer fallen wird, mir mit einer kur„zen Unterredung das himmlische Glück zu gewähren, „Ihre schönen Augen, die mich ganz närrisch gemacht „haben, betrachten zu können."

Enriquez de V . . .

Von der Lectüre dieser Briefe wurde meine Aufmerksamkeit durch ein leises Geräusch, welches von der Thüre herzukommen schien, abgelenkt. Ich beugte mich über mein Bett und fing einen Brief auf, dessen Styl sehr eigenthümlich war. Er lautete:

„Madame!

(Das laß ich mir gefallen.)

„Man hat Sie mit einem Manne aus der Familie „des Morpheus beglückt. Wenn Sie Sich für die Lange„weile, welche er Ihnen verurſacht, nicht rächen, ſo ſind „Sie kein Weib. Machen Sie mich das Gegentheil „glauben, und ich biete Ihnen die tiefe Ergebenheit einer „heißen und verſchwiegenen Liebe an.

„Eine ſehr ſchnelle Antwort von Ihnen, Madame, „würde mich zu einem Glücklichen machen."

Ihr
unterthäniger Diener
Capitän Sn...

Mit meinen drei Briefen ſpazierte ich ganz ſtolz unter den Damen unſerer Reiſegeſellſchaft umher. Ich wußte aber nicht für welchen ich mich entſcheiden ſollte. Der letzte Brief, das muß ich geſtehen, gefiel mir ganz beſonders, er hatte das Verdienſt der Klarheit und ſchien mir von einem Manne von Geiſt abgefaßt zu ſein.

Während ich nun damit beſchäftigt war, ihn nochmals zu leſen, um mich mit dem was er mir vorſchlug, vertraut zu machen, wurde an meine Thür gepocht.

Wer iſt da? fragte ich ganz beſtürzt.

Ich bin es, Madame.

Wer ſind Sie?

Der, welcher Ihnen einen Brief geſchrieben hat.

Welchen Brief?

Den, welcher eine ſchnelle Antwort erbat.

Ich öffnete dem Pocher, großer Gott! ich fand mich einem Rieſen von Tambourmajor gegenüber, der einen entſetzlich großen Bart hatte. Dabei hatte er ein kupfer-

rothes Geſicht mit aufgeblaſenen Wangen, im Munde hielt er eine chineſiſche Pfeife, welche er, bevor er zu ſprechen begann, ehrfurchtsvoll aus dem Munde nahm und an ſein Knopfloch hing.

Mein Mann hatte glücklicherweiſe den Einfall gehabt, auf dem Verdeck ein Mittagsſchläfchen zu halten.

Wer ſind Sie denn, mein Herr? fragte ich nun ein wenig in meinen Illuſionen geſtört.

Ich bin Sn . . . , Capitän des Schiffes gaillard d'avant genannt „Feuerſprüher". — — Ich habe noch niemals eine elegante Fregatte, welche ſo graziös wie Sie gebaut iſt mit einem ſo alten entmaſteten Ponton wie Ihr Mann iſt, daſſelbe Fahrwaſſer halten ſehen. —

Das geht nicht mit rechten Dingen zu, ſagte ich zu mir, und die Liebe hat mich auf den Einfall gebracht, Sie zu erlöſen. Nun, hier bin ich, mein ſchönes Kind, und bitte mir Antwort auf meinen Brief aus.

Schreiben Sie, mein Herr, fragte ich, bei ſolchen körperlichen Anlagen Liebesbriefe?

O, ich habe über meine körperliche Beſchaffenheit noch niemals Klagen gehört, und was die Liebe anbetrifft — — die kenne ich ein wenig.

Ah — Sie kennen die Liebe?

Ob ich ſie kenne! rief der Goliath mit einem ganz eigenthümlichen Augenblinzeln.

So ſagen Sie mir doch, wie ſie iſt, entgegnete ich ihn auslachend.

Die Liebe, mein theures Kind, iſt eine Pfeife, welche man ſtopft in ſeinem achtzehnten, welche man raucht bis zum vierzigſten Jahre, und deren Aſche man abſchüttelt bis zum Sterbeſtündlein.

Die Rückkehr meines Mannes verhinderte glücklicher Weise dieſen poſſierlichen Menſchen, ſeine Erläuterung auszuführen.

Hätte Büffon die poetiſchen Briefe des Herrn „Feuerſprühers“ Sn... geleſen, er würde nicht mehr geſagt haben, daß der Styl der Menſch iſt.

Mögen doch die Frauen, wenn ihnen ſo närriſche Käuze, welche ihnen dergleichen zärtliches Zeug ſchreiben, nahe ſind, einen Riegel vor ihr Herz legen und ihre Thüre verbarrikadiren!

Um mich von dem Rieſen und ſeinen Briefen zu befreien, nahm ich meine Zuflucht zu einer Kriegsliſt, welche mir ſehr gut gelang.

Das Schiff hatte nämlich eine Ladung engliſcher Mädchen zum Export eingenommen, welche ſchon ſeit langer Zeit auf die Haube warteten und nun, in Ermangelung einer andern Ausſicht, in Indien die geſellſchaftliche Stellung zu finden gedachten, welche den Engländerinnen ſo wünſchenswerth erſcheint.

Ihnen ſandte ich den „Feuerſprüher“, und ich hörte nur mit Lob von ihm ſprechen.

Zwanzigstes Kapitel.

Eine Ladung heirathslustiger Mädchen. — Drei Personen, die eine närrischer als die andere.

Eine improvisirte Heirath am Bord des „Blund."

Inzwischen beobachtete ich meine beiden anderen Verehrer. Ich sah sie in den Abendgesellschaften. Sie harrten auf die Antworten, welche ich zu geben nicht wagte, und auch in der That nicht zu geben wußte. Aber ich ermuthigte sie mit meinen Blicken, und da ich sehr neugierig auf eine Liebesunterhaltung war, welche ich mir sehr verschieden von der des Sn. . . . dachte, so verschaffte ich nach und nach dem Engländer und dem Spanier die Gelegenheit sich mir zu nähern.

Sie erschienen mir als charmante junge Leute, deren Unterhaltung besser war, als ihr Styl.

Der Engländer war empfindsam, der Spanier leidenschaftlich.

O Miß, sagte der Eine, während er mit mir tanzte, mit zitternder Stimme, Sie sind es, die beständig in meinen Träumen lebt, ich liebe Sie, und ich fühle, daß diese Liebe das Glück oder das Unglück meines Lebens sein wird. Wenn Sie mir auf meinen Brief, was sehr traurig wäre, keine Antwort

geben wollen, o, dann, ich bitte Sie, gestatten Sie mir wenigstens, einen Augenblick zu einer Unterredung.

Ich verstehe Sie nicht, mein Herr, versetzte ich, aber wenn Sie mich sprechen wollen, so wählen Sie Morgen eine Zeit, in der mein Mann die Kajüte verlassen haben wird.

Ihr Mann? — Dieser Herr ist Ihr Mann? —

Ohne Zweifel.

Er führte mich an meinen Platz zurück und sagte mir nur, indem er meine Fingerspitzen drückte: auf Morgen, Madame!

Einen Augenblick später saß ich am Piano.

Der Spanier stellte sich unter dem Vorwande, die Blätter des Notenheftes umzukehren, hinter meinen Stuhl und, indem er meine Schultern mit seinen Blicken verschlang und mein Haar mit seinen Wangen berührte, bat er mich jedesmal, wenn sein Amt, das er sich selbst gegeben, ihm die Gelegenheit bot, ihm die Ruhe wieder zu geben, welche ihm meine himmlische Schönheit geraubt habe.

Ihr Vater, Senora, sagte er, kann uns nicht hören, ich sehe in dem Spiegel sein kaltes Gesicht, dessen sich der Schlaf schon bemächtigt hat. Glauben Sie mir — die Liebe zu Ihnen tödtet mich. Aber hier vermag ich Ihnen nicht zu sagen, welche Fülle von Zärtlichkeit, welche Gluth mein Herz umschließt. Gewähren Sie mir das Glück, welches ich Ihnen mit meinem Leben bezahlen würde, Sie nur einen Augenblick allein zu sehen — Sie zu sprechen.

Der Orgelzug half mir aus der Verlegenheit, ich spielte einige Variationen, und unter dem Applaus der Dilettanten des Schiffes, antwortete ich rasch und leise:

Ich weiß nicht, ob ich darf. — — Morgen, wenn ich allein sein werde — — und mein Gemahl — —

Ihr Ge— — mahl? — Nun, um ſo beſſer! Es iſt nicht mehr wie billig, murmelte der Spanier, als ich die letzte Note des Singſtücks ſpielte.

Die Nacht brachte mir Ueberlegung. Ich war kaum im Bette, als ich meine Unvorſichtigkeit inne wurde.

Wenn ſie nun beide in derſelben Zeit kommen? dachte ich. Ei nun, dann werde ich ſie beide empfangen. Ich wußte damals noch nicht, wie es zu ändern war, habe aber ſeitdem gelernt, wie eine Frau eine ſo unbedeutende Schwierigkeit beſeitigt. —

Am andern Morgen wurde Sir James abgerufen, um eine ſehr ſchwere Frage zu entſcheiden, welche den Officieren zu einer ſehr bedeutenden Wette Veranlaſſung gegeben hatte. Es handelte ſich um nichts Geringeres als die Zeit zu berechnen, welche ein Soldat, der im Sturmſchritt marſchirt, ein Elephant, der mit einer mittelmäßigen Laſt beladen, vorwärts trabt und endlich eine rückwärts ſchreitende Schildkröte, bei einer Reiſe um die Welt gebrauchen.

Meine ſchmachtenden Anbeter benutzten dieſe Gelegenheit, und zwar in demſelben Augenblick. Ich ſah ſie beide zu gleicher Zeit ankommen und war nicht mehr ſehr verlegen.

Ehe ſie die Thüre erreichten, entſpann ſich zwiſchen ihnen ein Streit, der mir von beiden Seiten ſehr egoiſtiſch ſchien.

Erlauben Sie mir, mein Herr, ſagte der Engländer, ich will zur Madame, welche von meinem Beſuche benachrichtigt iſt.

Aber Madame erwartet mich ebenfalls, wandte der Spanier ein.

Sie kommen zweifelsohne in Geſchäftsangelegenheiten?

Und Sie, mein Herr?

Ich ebenfalls.

Ist es mir erlaubt zu fragen, welche Geschäfte Sie vorhaben? —

Ich wollte eben dieselbe Frage an Sie richten.

Aber mein Herr ich bin zuerst hier angelangt, versetzte der Spanier aufbrausend.

Sie irren, Sie irren, mein Herr, entgegnete Sir John Sn. . . . , welcher von seiner Kaltblütigkeit nichts verlor, wir haben das Verdeck zur selben Zeit verlassen, ich war Ihnen eine Stufe voraus, und da die Kajüttentreppe sehr eng ist, so mußten Sie mir folgen, Sie konnten also nicht zu gleicher Zeit mit mir hier sein. —

Der Engländer behauptete den Platz, aber er hatte nicht die Zeit, sich seinen Vortheil zu Nutze zu machen.

Mein Mann kam, um seine logarithmischen Tabellen zu holen.

Alsobald veränderte sich die Scene. Die Nachbaren rechts und links machten sich davon, wie bei ihrem Raube überraschte Wilddiebe.

Ich beeilte mich auf's Schleunigste das Gesellschaftszimmer wieder zu gewinnen, um der Wiederholung einer Scene zu entgehen, deren Gefahr ich jetzt kennen gelernt hatte.

Der Spanier erspähte mit der größten Beharrlichkeit eine Gelegenheit, mich zu sprechen, und fand sie auch noch am selben Tage.

Sein Besuch war kurz, aber sehr gut ausgefüllt. Als er mich verließ, erkannte ich, daß eine junge Frau vor einer Zusammenkunft unter vier Augen mit einem unternehmenden Schwätzer, sich wohl zu hüten habe.

Ich konnte nun auch dem anderen Herren eine Unterredung nicht versagen, auf welche er eben so gut ein Recht hatte, als sein Nebenbuhler. Ich hörte also auch ihn und über-

zeugte mich, daß die Engländer in Bezug auf die Ehe einen bessern Ruf haben, als sie verdienen, und daß sie solche bei günstiger Gelegenheit nicht mehr achten, als ihre leichtsinnigen Nachbaren des Festlandes. —

Aber die junge Frau, welche sich für den Anfang ihrer Freiheit so gut zu bedienen wußte, fühlte jetzt das Bedürfniß sich gewissen Selbstbetrachtungen zu entziehen.

Ich mischte mich unter die Gesellschaft der ehesuchenden Damen. In ihrer Mitte thronte der Capitän vom gaillard d'avant (Vorcastel) welcher ihnen Geschichtchen erzählte, denen sie, den Fächer vor den Augen haltend, sehr aufmerksam zuhörten.

Ich fand ihn ein wenig abgemagert.

Die Mistreß B . . . ein altes sinniges Mädchen von 31 Jahren, welcher ich meine Briefe gezeigt hatte, nahm mich bei Seite, um mich zu befragen, ob ich schon andere empfangen, und welche Antwort ich auf meine ersten Briefe gegeben hätte.

Ich habe ihm geantwortet, entgegnete ich auf diese Frage, daß hier ganz liebenswürdige Damen wären, denen sie gewiß sehr angenehm sein würden.

Ich hoffe, daß Sie mich nicht genannt haben.

Wollen Sie sich denn etwa nicht verheirathen?

O, wohl.

Nun gut; und was thut der große Capitän da? Schreibt der etwa auch Briefe?

Und das sehr leidenschaftliche. —

Hat er an Sie welche gerichtet?

An mich, wie an alle Welt.

Was haben Sie geantwortet?

Ich habe ihn geradezu an Sie gewiesen.

An mich? —

Ja, an Sie, die am beſten ſeine glänzende Erziehung zu ſchätzen wiſſen würde.

Sie ſpotten über mich.

Nein, ich verſichere es Ihnen . . . Es ſind nicht allzuviel Ehemänner da und ſie ſind ſelten vollkommen . . .

Sie würden mir alſo rathen? . . .

Ich rathe Ihnen gar nichts. Ich glaube, daß Sir James meine Urtheilsfähigkeit in Bezug auf die Ehe verdorben hat.

Miſtreß B . . . entfernte ſich ſehr nachdenkend, aber ich ſollte den Gegenſtand ihres Nachdenkens bald erfahren.

Wir waren nicht mehr weit von Calcutta entfernt, als ich ein Einladungsſchreiben folgenden Inhalts erhielt:

„Auf der Rhede von Calcutta, am 30. Dez. 1841.

„An Miſtreß Thomas James!

„Miß Euphemia B . . . . erlaubt ſich, in Abweſen-
„heit ihrer Eltern, Ihnen ihre Verheirathung mit dem
„ehrenwerthen Peter Sn . . . von der königlichen Ma-
„rine, anzuzeigen, und ich bitte Sie, unſere Trauung
„welche am Bord des „Blund" am künftigen Mittwoch,
„früh 5 Uhr, ſtattfinden wird, mit Ihrer Gegenwart
„beehren zu wollen."

Dieſen Brief konnte ich nicht, ohne zu lachen, leſen. Der ehrenwerthe Capitän Sn... hatte den guten Einfall gehabt, ſeinen ruhmvollen Beinamen eines „Feuerſprühers" auf dem Altar der Liebe zu opfern und ich war es, welche, ohne es zu wollen, in Abweſenheit der Eltern des jungen Mädchens, eine ſo ausgeſuchte Heirath eingeleitet hatte.

Ein kleines, allerliebſtes Billet, welches in dem Einladungsſchreiben eingeſchloſſen war, drückte mir noch beſonders den Dank der Miß B . . . aus.

Liebe Madame!

„Sie sind es, welcher ich den vollkommensten Ehemann „verdanke, denn Sie haben mir über die guten Eigen„schaften des M. Sn.... die Augen geöffnet. Ich hätte „allerdings eine glänzendere Heirath schließen können, „aber die vielen Jahre, in welchen ich Gelegenheit hatte, „die Bedingungen kennen zu lernen, ohne welche kein „dauerndes Glück möglich ist, und Ihre so richtigen „Bemerkungen haben mich entschieden.

„Bei einem fast immerwährend abwesenden Ehe„manne, findet eine Frau den doppelten Vortheil, nicht „zu viel von seinen Fehlern zu leiden, wenn er deren „hat, und die Augenblicke des ehelichen Glückes besser „zu schätzen, welche ihr so sparsam zugezählt sind. — „Auf diese Weise wiederholen und erneuern sich gewisser„maßen die Flitterwochen.

„Ach, es wird mir indessen sehr schwer werden, wäh„rend so langer Zeit meinen Mann nicht zu sehen. Ich „glaube, daß man in jeder Hinsicht nicht seines „Gleichen findet."

Ihre u. s. w.

Arme Miß B . . . Bei ihrer Erziehung und guten Herkunft hätte sie in der langen Zeit von etwas Besserem träumen sollen, als von einem solchen rüden Ehemann. Aber wenn ein Mädchen erst 31 Jahre alt ist, dann glaubt sie schon nahe an vierzig zu sein, eine fatale Zahl, welche für die Ehelosen eben so unglücksverkündend ist, wie Dantes Hölleninschrift: „Lasciate ogni speranza," (laßt alle Hoffnung hinter euch.)

So hatte sie sich dann rasch entschieden, um, zu Calcutta angelangt, keine Concurrenz mehr befürchten zu dürfen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Beschreibung von Calcutta.

Sitten. — Kleidung. — Religion. — Die Göttin Kali. — Die Bayaderen.

Werfen wir nochmals einen Blick auf Calcutta, auf diese große Stadt, auf alle ihre Merkwürdigkeiten, welche auf mich, da ich noch ein Kind war, schon einen so großen Eindruck gemacht hatten, und jetzt auch die junge Frau wieder in Erstaunen versetzten.

Calcutta liegt an der dreifachen Mündung des größten und poetischsten Flusses der Welt, an dem Ganges.

Diese prächtige Hauptstadt Indiens, eine Tochterstadt Londons, hat nach einem nur zwanzigjährigen Bestand — allerdings zum größten Nutzen ihrer Mutterstadt — die jämmerliche französische Colonie, Chandernayon, welche seitwärts am andern Ufer des Ganges liegt, vollkommen unterdrückt.

Die Engländer haben aus Calcutta zum Vortheil ihres Handels einen Ableitungskanal für ganz Europa gemacht.

England, dieses so selbstsüchtige, kalte Land, welches so gut zu rechnen versteht, sandte einen Theil seiner nur zu großen Proletarier-Bevölkerung dahin, welche in dem stets glühenden Klima dieses Landes an der asiatischen Cholera ihren

Tod fand. Seine Kaufleute begründeten daselbst den Despotismus des Schachers an der Stelle des Despotismus der Regierung, welche freisinnig ist in Bezug auf sich selbst und tyrannisch gegen Andere.

Die jüngern Abkömmlinge der Familien suchten daselbst Vermögen zu erwerben, seine Aristokratie ihren zerrütteten Vermögensumstände wieder aufzuhelfen, seine Schiffsladungen von Mädchen fanden daselbst Aussteuer und Ehemänner, seine Armeen endlich, mit welchen es nichts anzufangen wußte, unterdrückten daselbst die armen Eingebornen und eroberten zum Schaden der benachbarten Völker ein so bedeutendes Stück Land.

Calcutta besteht eigentlich aus zwei Städten, welche ihren Sitten, ihren Gewohnheiten und ihrer Religion nach sich völlig entgegengesetzt sind. Calcutta ist zugleich eine indische und eine englische Stadt.

Welch einen fremdartigen Anblick gewährt dieses indische Calcutta! Die orientalischen Sitten seiner Eingebornen, ihre Eigenthümlichkeit der Bekleidung, welche sich bei ihnen aus ihrer ältesten Zeit erhalten hat, ihre phantastischen Tänze und Bewegungen, ihre wunderlichen immerwährenden Festlichkeiten, ihre hindostanische Sprache, welche aus einem Gemisch von Persisch und der Sanscritsprache besteht, Alles dieses überrascht den Fremden und versetzt ihn in Erstaunen.

Indien gleicht dem gelobten Lande, dem irdischen Paradiese, wie es die Apostel der heiligen Schrift gezeichnet haben.

Es war gewiß dieses Indien, wo Gott unseren ersten Voreltern ihren Wohnsitz angewiesen hat.

Die Bekleidung der Indier ist ebenso einfach wie die Bekleidung der ersten Bewohner des Paradieses, sie besteht einzig und allein aus Armringen, Fußreifen und Nasenringen.

Die indische Aristokratie, die Radjas, hüllen sich in ihren

Paläſten des Anſtandes wegen in lange Tücher von weißem Mouſſelin, die ſie, anſtatt des Feigenblattes, welches man oft an den Statüen in unſern Muſeen bemerkt, nachläſſig um ihre Hüfte knüpfen.

Das Volk hat eine bewundernswerthe Zierlichkeit der Geſtalt und eine erſtaunliche Geſchwindigkeit in ſeinen Bewegungen. Das männliche Geſchlecht iſt wie in Europa ein wenig häßlich, den Frauen aber fehlt es nicht an Liebreiz.

In dieſem merkwürdigen Lande mit ſeiner ſo wunderbaren Natur und ſeinen originellen Sitten begegnen uns auf jedem Schritt die ſchroffſten Gegenſätze, das ſeltſamſte Gemiſch; das Tragiſche im Verein mit dem Lächerlichen, das Erhabene mit dem Gemeinen, das Ernſte mit dem Poſſenhaften, das Elend mit dem Luxus. — Die ſonderbarſten Aufzüge durchkreuzen die religiöſen Prozeſſionen.

Einen höchſt eigenthümlichen Anblick gewährt die nackte Bevölkerung, welche heulend und ſchreiend durcheinanderwogt, inmitten ungeheurer Heerden von mehr oder minder wilden Thieren, mit welchen ſie lebt, ißt und ſchläft.

Kameele, eine Art häßlicher Buckelthiere von weißer Farbe, Affen, Papageien, Pfauen, alle dieſe Thiere leben ganz einträchtig beiſammen.

Hier ſieht man große Elephanten mit den Kioskes auf ihren Rücken, Chakals, eine Art wilder Katzen, wilde Schlangen von drei bis vier Ellen, welche ziſchend aus dem Annanasgebüſch emporfahren; dort Affen und kleine Vögel von ſchönſter Farbenpracht mit ihrem lieblichen Gezwitſcher in den melancholiſchen Palmhainen und den duftenden Roſengebüſchen umherfliegen und ſpielen.

Ich konnte nicht aufhören, dieſe ſo merkwürdige Natur zu bewundern, dieſe Bäume mit ihrem ewigen Grün, mit ihren

köstlichen Früchten, mit ihren duftenden Blüthen; diese Gebüsche von Lorbeerrosen, diese Wälder von Kokosbäumen und vorzüglich diesen Banihan auch Multipliant (der sich vervielfältigende) genannt.

Wahrlich eine bewundernswerthe Vegetation! —

Der „Banihan" hat die große Kraft des Menschen sich bis ins Unendliche fortzupflanzen, bald reichen seine Zweige bis in den Himmel, bald hängen sie zur Erde nieder, — fassen im Boden wieder Wurzel, werden Stämme und bekommen wieder Zweige.

Der Banihan könnte den Mond mit seinem Schatten decken, wenn der Ocean und die englische Mauth ihn nicht daran verhinderten. —

Etwas weiterhin sieht man die großen Stelzfüßler, eine Art Raubvögel, welche wie die Raben die Richtstätten, die Körper, welche man in den Gangeswellen begraben hat, umkreisen. —

Diese Thiere nennt man wegen ihres eigenthümlichen Aussehens und ihrer traurigen Beschäftigung „Philosophen." Sie sind die Anordner des Leichengepränges zu Calcutta.

Die Radjas verlassen zweimal am Tage ihre Paläste und kommen, wie unsere Wasserenten, in Schaaren von zwanzig und dreißig, um ihre religiösen Waschungen im Ganges vorzunehmen.

Einige von ihnen haben das Gesicht mit allerlei Zeichen bunt bemalt, Andere ihre Stirne mit dickem Mastix bedeckt. Diese sonderbaren Verzierungen oder Verunzierungen sind religiöse Gebräuche und Zeichen. Einige sind in alte und abgenutzte Stoffe von verblichenem Brocat, Andere in lange weiße Mousselingewänder gehüllt, welche ihnen ein gespensterhaftes Ansehen geben. Ihre Köpfe sind vollständig geschoren, nur

am Hinterkopfe haben sie eine einzige Haarflechte, die Eleganten aber gestatten sich einen Bart. Bald gehen sie zu Fuße, bald sieht man sie in Wagen von Bambus, welche von weißen Ochsen, die wie deutsche Diplomaten bebändert sind, oder von Elephanten gezogen werden, denen man Decken von den schreiendsten Farben, wie sie die Krämerfrauen an hohen Festtagen tragen, übergeworfen hat. — Zuweilen lassen sie sich auch von ihren Dienern auf Palankins (Tragbahren) tragen. Nackte Menschen laufen mit einem Kuhschweif gegen die Insekten und mit Fächern gegen die Hitze bewaffnet neben ihnen her.

Die Feste zu Ehren des indischen Hauptgottes „Brama" werden auf offener Straße gefeiert, eben so werden auf offener Straße Concerte und Serenaden der Göttin der Rache und des Todes „Kali-Poudja" dargebracht.

Diese burleske Göttin würde sehr gut eine Statüe der rothen Republik vorstellen können. Sie wird auf einer Art Tragbahre von Saumthieren getragen, und stellt, entblößt von aller Bekleidung, ihre menschlichen Formen zur Schau.

An ihren beiden Händen hängen frisch abgehauene Köpfe, ihr Hals ist mit einem entsetzlichen Halsbande von Todtenköpfen geschmückt, die neben einander wie Perlen auf einem seidenen Faden aufgereiht sind, zu ihren Füßen liegen Leichen mit auf der Brust zusammengebundenen Händen, den Statüen ähnlich, welche die Bildhauer des Mittelalters an den Grabmälern der Könige angebracht haben. —

Die „Philosophen" sind so unverschämt, sich dieser Leichenkette welche sie wittern, zu nahen, und machen sich nach Art unserer Katzen wenn sie spielen, ein Vergnügen daraus, die Leichen mit ihren langen Schnabeln anzubeißen.

Um diesen traurigen Pomp schwingen Jünglinge ihre bren-

nenden Fackeln, welche auf die Bäume rings herum ihr Licht werfen und sie blaß färben. —

Eine ohrzerreißende Musik erfüllt die Luft. Einige haben Trompeten aus Elephantenhorn, Andere Querpfeifen und wieder Andere ein mir unbekanntes Instrument, welches sie „tam tam“ nennen und das ein Europäer nicht hören kann, ohne sich die Ohren zuzuhalten.

In der Nähe dieses Orchesters tanzen die Bajaderen, welche auf meine kindliche Phantasie so viel Eindruck gemacht hatten. Die Bajaderen sind junge Mädchen von funfzehn und sechszehn Jahren, sie haben ein regelmäßig gebildetes Gesicht, eine feine, dünne und schlanke Taille, ihre Bekleidung ist sehr einfach und besteht aus einem Unterröckchen von durchsichtigem mit Gold und Silber durchwirktem Mousselin.

Diese Tänzerinnen wiederholen bis ins Unendliche während der religiösen Prozessionen ihre üppigen Stellungen und Verschlingungen.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Religion des Brama.

Die Fakirs. — Ihre Bekleidung. — Ihre heiligen Gebräuche. — Das Blatt der Waſſerlilie. — Die Leuchtkäfer. — Erleuchtung Calcuttas.

Sehen wir auf der einen Seite Freudentänze, ſo begegnet uns auf der andern ein herzzerreißendes Schauſpiel! Auf der einen Seite Beluſtigung, auf der andern thörichte Leiden!

Die Religiöſen nehmen nämlich an ſich ſelbſt die entſetzlichſten Verſtümmelungen vor. Es ſind die Fanatiker, welche man „Fakirs“ nennt, eine Art Trappiſten, welche wie lebendige Leichen umhergehen, und die unmöglichſten Gelübde zu Ehren ihres „Brama“ thun.

Es iſt bemerkungswerth, daß in der Religion des Brama, wie in der unſern, die Aſche das Zeichen der Demüthigung iſt. Auch die Fakirs beſchmieren ſich, als Zeichen der Demüthigung vor ihrem Gott, das Antlitz mit Aſche.

Die Fakirs gehen bald völlig nackend, bald bedecken ſie ſich mit häßlichen Fellen, welche ihnen das Anſehen des Rothwildes giebt. Wenn ſie ihre gräßlichen religiöſen Uebungen verrichten wollen, ſo ſtoßen ſie in ihre langen Trompeten, um dies ihrem Brama, welcher wol etwas ſchwerhörig ſein mag,

anzuzeigen, und die Unglücklichen gehen alsobald an's Werk.

Die Einen halten vor dem versammelten Publikum ihre Arme über einer glühenden Kohlenpfanne, die Andern halten ihre über einandergekreuzten Hände so lange in der Luft, bis die Nägel sich ins Fleisch eindrücken. — Die Einen thun das Gelübde niemals zu schlafen, die Andern sich niemals niederzusetzen, Andere wiederum wollen niemals sprechen.

Wenn doch die constitutionellen Regierungen so glücklich wären, daß sie in ihren Kammern nur solche ausschweifenden Fakirs hätten!!

Die Religion ist in Indien despotisch, materiell und fanatisch zugleich. Sie gilt dort als Gesetzbuch.

In diesem Lande schlechter Gesetzgeber bedarf es aber wenigstens nicht der täglichen Diäten von 25 Francs, um das Volk zu beglücken. Ein solcher Luxus ist daselbst vollkommen unbekannt.

In praktischen, religiösen Uebungen besteht das hauptsächlichste Bedürfniß und die einzige Beschäftigung dieses alten Volkes, welches die europäische Civilisation mit seinen verderbten Sitten und seinen revolutionären Thorheiten noch nicht angenommen hat.

Das Gesetz des Brama verpflichtet den Hindu, er mag dazu geeignet sein oder nicht, den Beruf seines Vaters zu achten, welcher sich vom Vater auf den Sohn in der ganzen Familie forterbt. Der Sohn des Schneiders, des Kochs, des Strickers, des Beira wird wieder Schneider, Koch, Stricker, Beira von Generation zu Generation.

Es ist das monarchische Erbrecht, welches in diesem strengen Brauche liegt. — Wenn es dem Hindu einfallen sollte,

den Beruf seiner Familie aufzugeben, so verliert er das Recht seiner Kaste und wird Paria (Sclave).

Der Paria wird in Indien schlimmer behandelt als ein wildes Thier.

Die Religion verbietet es mit ihm zu reden, ihn zu berühren, ihn irgend wie zu berücksichtigen, und wer gegen dieses Gebot handelt, wird ebenfalls Paria.

Der Paria tritt niemals über die Schwelle eines Hauses. Er lebt mit seiner Familie abgeschlossen in einer Hütte oder in einem Buschwerk inmitten der Thiere. Niemand richtet an ihn ein Wort. Es werden ihm die härtesten und gemeinsten Hausarbeiten übertragen und man kann sagen, daß er in Compagnie mit den „Philosophen" die Stadt von ihrem Unrath säubert.

Die hindostanischen Frauen haben sämmtlich weder einen Stand noch ein Geschäft, sie widmen sich ausschließlich den häuslichen Angelegenheiten und ihren Kindern.

Diese Frauen haben einen schönen Wuchs, eine biegsame, schlanke Taille, ihre Haltung und Bewegung ist verführerisch. Ihre Bekleidung besteht aus einer einzigen Umhüllung von durchsichtigem weißen Mousselin.

Sie ist nachlässig und kunstvoll über die Schultern geworfen, läßt den vollen Busen unbedeckt und bildet über die Hüfte fallend einen Unterrock, welcher bis auf die Füße reicht. Diese langen Schürzen gleichen fast den dreifarbigen Leibbinden, welche die Mitglieder der provisorischen Regierung trugen, als sie durch ihre immerwährenden Promenaden durch die Straßen die Leute von dem Bestand ihrer eingeschmuggelten Republik zu überzeugen versuchten.

Die übrigen Körpertheile der lieblichen indischen Frauen sind völlig nackend, aber überfüllt mit Schmuck. Sie tragen

Ringe an den Armen, an den Beinen, Halsbänder, große Ohr- und Nasenringe. Ihr Haar schmücken sie mit den wohlriechenden Blume der Arecapalme, der Champa — einer Art Jasmin — und verbreiten auf diese Weise einen Duft, daß man in ihrer Nähe durchaus keines Riechfläschchens oder Parfümkästchens bedarf.

In diesem lachenden Klima sieht man Abends Schaaren junger Mädchen von 16 bis 18 Jahren mit ihren Urnen von etruskischer Form auf dem Haupte zu den Ufern des „Hougli" hinabsteigen, in dessen Wellen sich ein Theil derselben badet, während der andere Theil an ihn, wie an einen Gott, seine Gebete richtet. Andere pflücken Wasserlilien, welche sowohl an den Ufern des Ganges, wie an denen Europäischer Flüsse wachsen; noch Andere machen aus den großen Blättern dieser Pflanze kleine Fahrzeuge, in welche sie Lämpchen von gebrannter Erde, nachdem sie ihre Dochte angezündet haben, oder Fulgoren, kleine Feuerfliegen, welche wie Funken glänzen, hineinsetzen. Wenn die jungen Mädchen mit dieser Vorrichtung fertig sind, dann setzen sie ihre kleinen gebrechlichen Fahrzeuge aufs Wasser, und verfolgen zitternd, von Furcht und Hoffnung bewegt, die gefährliche Reise ihrer improvisirten Leuchten. Denn für sie hängt von dem Erfolge dieser Reise das Glück oder Unglück ihres ganzen Lebens ab. Wenn nämlich das Lämpchen dem reißenden Strom der Wellen folgt, ohne von ihnen gefaßt zu werden, wenn es nicht erlischt; so ist ihnen das ein Zeichen, daß sie geliebt werden, es verkündet ihnen Glück; wenn aber das Lämpchen von den Wellen ausgelöscht wird, dann ist das ihnen eine unglückliche Vorbedeutung, sie glauben, nicht geliebt zu sein und erfüllen die Luft mit ihren Wehklagen.

Die Frauen tragen ihre Kinder rittlings auf der geschmeidigen Beugung ihrer Hüften. Sonderbare Eigenheit! Aber die

Schamhaftigkeit wird sowohl in den entferntesten Ländern wie bei uns durch das Herkommen bestimmt, welches für die äußern Sinne, so wie für die Ideen, nichts mehr als eine bloße Formel ist.

Um so leichter und weniger bekleidet die Frau des gemeinen Mannes auf offner Straße erscheint, um so mehr entzieht sich die Frau des aristokratischen Radja den Blicken der Fremden. Sie lebt beständig in ihrem Harem (zehanah) eingeschlossen, und geschähe es, daß ihr jungfräuliches Antlitz von einem fremden Blicke getroffen würde, dann würde sie in den Augen ihres Mannes für entehrt erscheinen. — Besuche zu empfangen, ist ihr aufs Strengste untersagt, selbst ihre Eltern sieht sie höchst selten; wenn sie redet verbirgt ein dichter Atlasschleier ihr Antlitz den Besuchenden.

Auch der Arzt darf sich dem geheimnißvollen Heiligthum nicht nahen. Die Zimmer des Harem haben kleine Klappfenster, durch welche die Frau ihre Hand zur Beobachtung des Pulses dem Arzte entgegenhält.

Wenn das Geräusch, die Geschäftigkeit des Tages verstummt ist, dann zeigt die Nacht noch einmal die merkwürdigen Gegensätze, welche in diesem Lande herrschen. Den rauschenden Festlichkeiten folgt die tiefste Stille, Alles ruht, Alles schläft, die Natur, die Menschen, die Thiere.

Nur die prächtigen Insekten, die kleinen leuchtenden Fliegen, welche auf dem Manquier leben, erfüllen die Luft, sie sind die Gaslaternen des Landes. So schimmerud durch die Nacht gleichen sie den leuchtenden Gläsern, deren man sich in den europäischen Gärten bedient.

Die Vorsehung, welche stets die Bedürfnisse der Menschen berücksichtigt, hat diesem Lande gleichsam provisorisch, bis die Gaserleuchtung daselbst eingeführt sein würde, diese lebendigen Leuchten gegeben.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Das engliſche Calcutta.

Sitten der Geſellſchaft. — Advocaten. — Journale. — Bedienten.

Reden wir jetzt vom engliſchen Calcutta, von dem Calcutta der Kaufleute. — Es iſt von dem indiſchen Calcutta durchaus verſchieden. Man ſieht da die engliſchen Sitten, mit alle ihrem Luxus, mit allem Raffinement ihrer erkünſtelten Bedürfniſſe, welche England dem übrigen Europa mitgetheilt hat, und welche gewiſſe Klaſſen der franzöſiſchen Geſellſchaft mit gewiſſenhafter Eitelkeit nachahmen.

Die Häuſer der Engländer zu Calcutta ſind regelmäßig gebaut und haben zwei hohe und geräumige Stockwerke. Die erſten Etagen haben große Balcons mit ſteinernen Geländern, welche auf etwas plumpen Säulen im orientaliſchen Style ruhen.

Alle Zimmer haben ſtatt der Fenſter große Oeffnungen, an welchen, um die brennende Sonnenhitze abzuhalten, große Raſenmatten angebracht ſind, welche mit friſchem Waſſer reichlich begoſſen werden und ſtatt der Fenſterladen dienen.

Die Baukunſt bietet Alles auf, um dieſen ſo einfach conſtruirten Häuſern das Anſehen der Paläſte zu geben, und es gelingt ihr zuweilen.

Die Dächer sind mit Rasenterrassen bedeckt und auf dem Gipfel der Dächer sitzen die gefiederten Maulaffen, welche man Philosophen nennt, in einer Stellung, als wären sie wirklich tief in Gedanken versunken.

Wenn sie in den Viehhöfen und in der Umgegend des Ganges den Koth, welchen sie in ihre weiten Schnabeltaschen stecken, aufgelesen haben, dann ruhen sie sich auf den Dächern der Privathäuser und der öffentlichen Gebäude von ihren Tagesmühen aus.

Die Häuser der Engländer in Calcutta sind sämmtlich mit englischen Gärten umgeben, aus welchen ein ausschweifender englischer Patriotismus alle indischen Pflanzen verbannt hat.

Kleine Gitter von leichtem Eisen umgeben jede Wohnung.

Aber Alles dieses ist trocken, kahl und einförmig wie das Volk. Unter dem Vorwande, daß sie den so spärlichen Luftzug abhalten, haut man alle Bäume um und nur durch Rasenplätze, welche von Springbrunnen bewässert werden, wird diese Einförmigkeit etwas gemildert.

Des Tages verkriechen sich diese unempfindlichen, mißlaunigen Engländer in ihren Zimmern hinter Barrikaden von Fächerziehern, Fächern und Vorhängen und ersäufen sich in einem Schwalm von warmem Wasser, welches sie Thee nennen oder in andern Getränken, welche sie mit Salpeter kühlen.

Man beschäftigt sich mit einer Anzahl Journale, welche in Calcutta eben so zahlreich sind, wie in London und Paris, endlose Blätter, deren ausgezeichneter Inhalt euch gähnen macht, sobald ihr in's Lesezimmer tretet. — Einige sind in englischer, andere in bengalischer oder hindostanischer Sprache gedruckt.

Da ist der Calcutta-John-bull, Calcutta the Kart karah, Litterary Gazette etc., es fehlen auch nicht die Winkelzeitungen mit ihren Klätschereien, ihren Lügen und Schmähungen,

welche zur Classe der literarischen Freibeuter gehören, welche die Familienverhältnisse ausbeuten, und durch die Furcht, welche sie einflößen, durch die Verläumdungen, welche sie erfinden, ihr elendes Dasein fristen, welche gerade wie die Straßenräuber euch mit der unverschämten Forderung angehen: Geld oder Leben, d. h. Abonnement oder Ehre.

So sitzt man denn in den englischen Häusern zu Calcutta mit Zeitungen überladen, man unterhält sich, man plaudert, man klatscht, aber man rührt sich nicht aus Furcht seiner entsetzlichen Feindin — der Hitze — zu begegnen.

Die Männer, die Frauen, die Kinder lassen sich von einer Etage zur andern von einem Schwarm Bedienten schleppen, die überall von demselben Schlage sind.

Die Bedienten sind in Indien in jeder Familie so zahlreich, wie die Kokroaken und Muskitos. Jeder Bediente hat nur ein einziges Geschäft zu verrichten, große Dienerschaft und Fächerzahl sind das Zeichen der Wohlhabenheit in Calcutta. Mir scheint dieser Luxus der einfältigste und unbequemste zu sein. In Indien, wie in Europa, sind die Bedienten die Feinde des Herrn, besonders in unserer Zeit, wo man sich ihrer als Spione bedient, und eine gewisse Regierung sie sogar zu Wählern gemacht hat.

Ein Herr, der viele Diener hat, ist nichts anders als ein Sklave seiner Sklaven. Man ist am besten bedient, wenn man ihrer gar nicht bedarf.

Aber es ist nicht möglich in irgend einem indischen Hause dieser Landplage zu entgehen, denn selbst in den bescheidenst eingerichteten Häusern findet man mindestens 30 bis 40 Bedienten, welche mit den Leuten wie die Jesuiten mit gekreuzten Händen sprechen, und sobald sie ihnen den Rücken kehren, über sie herfallen.

Am meisten ist der Generalgouverneur zu bedauern. Seine Excellenz muß die Ehre, eine kurze Zeit auf dem Throne des Großmogols zu sitzen theuer bezahlen. Er ist dazu verdammt, ein Bedientenvolk von einigen hundert Leuten um sich zu haben, welche ihn plündern und ausziehen, ihn überall verfolgen und nicht das Geringste thun.— Umgeben von diesen Faullenzern gleicht der Generalgouverneur so ziemlich einem Mitgliede der provisorischen Regierung inmitten der Arbeiter der Nationalwerkstätten zu Paris, welche in's Tropenland versetzt worden sind.

Folgende Diener sind in jedem Hause eine unumgängliche Nothwendigkeit: Der Haushofmeister (casswan), welcher das Haus beaufsichtigt.

Der Koch, (babouschi) der unentbehrlichste von Allen.

Eine indische Küche gewährt den sonderbarsten Anblick. Vier oder fünf Küchenjungen schaaren sich auf offener Straße um den Küchenmeister. Der Eine zerreibt zwischen zwei Steinen Reis oder Korn, ein zweiter macht einen Teig daraus, ein dritter legt ihn in eine Blechpfanne, und ein vierter endlich setzt diese aufs Feuer. Der Koch wendet das Gebäck um und giebt mit einem ungeheuren Ernste Acht darauf. Wenn dies Alles geschehen und das ungeheure Werk vollendet ist, dann kommt der Herr und verschlingt unter dem Geschwätz dieser Bedientenbande das Gebäck.

Die Nomenclatur der Bedienten zu Calcutta ist endlos. Der Ketmadger (Intendant) ist dem Haushofmeister beigeordnet, um beim Mittagsessen aufzuwarten. Er ist gewöhnlich ein Possenreißer, welcher nur dazu da ist, um das was bei Tische gesprochen wird zu hören und sich darüber in der ganzen Stadt lustig zu machen.

Außer den genannten Bedienten giebt es noch einen Tellerwischer, einen Wasserträger, einen Krautschneider u. s. w.

Man könnte zu diesen Leuten auch den Bäcker, den Krämer, den Wäscher, den Schneider ꝛc. ꝛc. zählen, welche wie ihre Berufsgenossen in Europa darin concurriren, wie sie den Brodherrn am besten plündern können.

Der Luxus eines Portiers — dieser pariser Despotismus — ist in Indien unbekannt; dafür hält aber an der Thüre des Hauses ein Cerberus Wache, dessen Amt es ist, das Gitter den Besuchenden zu öffnen, und sie dem Herrn des Hauses anzukündigen. Dies geschieht, indem sie mit einem ungeheuren Hammer, dem Gong, auf eine große Zinkplatte schlagen, welche am Eingange angebracht ist. Die Schläge des Gongs rufen Töne hervor, welche denen des tam-tam der Eingebornen bei ihren öffentlichen Ceremonien sehr ähnlich sind.

Auf der Straße gleicht jeder Engländer einer Patrouille. Er geht niemals aus, ohne von vier Leuten begleitet zu sein. — Das ist der Chattah-Beira, welcher den Sonnenschirm trägt, der Beira, der Chawi-Beira, welcher den Mückenabwehrer trägt, und endlich der Kammerdiener des Herrn.

Nach acht Uhr des Abends, wenn die Sonne einer prächtigen Abendröthe gewichen ist, dann begiebt sich die englische Gesellschaft in ihren reichen Equipagen auf den Corso, eine prachtvolle Promenade an dem Ufer des Ganges.

Die Frauen fahren ebenfalls oder setzen sich in ihre mit allen Bequemlichkeiten versehenen Tragbahren. Sie haben die bleiche Farbe der aristokratischen Frauen, denn die Hitze wirkt mehr auf die Europäer, als auf die Eingebornen, und sie giebt den Frauen einen Grund, jene schmachtenden Mienen anzunehmen, welche sie zuweilen so interessant machen.

Die gute Lage, in welche die ostindische Compagnie ihre oft überflüssigen Beamten versetzt, machen Calcutta für den Europäer, welcher daselbst zum Vergnügen leben will, zu einem

sehr theuren Aufenthalt. Man sieht daselbst überzählige Commis in Equipagen fahren, welche glänzender sind, als die der Dandys im Hyde-Park und im Boulogner Gehölz; junge Offiziere mit einer Begleitung von 20 bis 30 Leuten, welche einzig und allein zu ihrer militairischen Bedienung bestimmt sind, mit prächtigen Pferden, Elephanten, Kameelen, welche ihre Montirung, ihre Zelte und Waffen nach den verschiedenen Stationen des flachen Landes bringen, wo der General-Gouverneur die Regimenter Rasttag machen läßt. Man sieht in Calcutta Advocaten, die dadurch, daß sie, wie ihre würdigen Collegen in Europa ihre Clienten ausplündern, jährlich ihre 100,000 Thaler verdienen. Man sieht daselbst Kaufleute, Banquiers, Wucherer, Börsenspeculanten, unbekannte Directoren von Gesellschaften, die eben so unbekannt sind, Papierspeculanten, Juden, Charlatane, Abenteurer, Leute, die sich mit Allem befassen; man sieht daselbst jenes Gewühl von Leuten, welchen man an der Pariser und Londoner Börse begegnet, welche sich entweder zu wenig oder allzu gut kennen; man sieht Leute von der Klasse, welche seine Gnaden, der schlaue Präsident des Ministerium des Aeußern, nach allen großen Plätzen der Welt schickt; Leute endlich, welche, wenn es sich machen ließe, die Sonne in ihre Comptoirs setzen würden, um sie als Waare en détail zu verkaufen, ihre Wärme nach dem eisigen Rußland, ihr Licht nach dem nebelfeuchten London, in Ballen wohlverpackt, zu versenden.

Das ist das englische Calcutta, wie es sich mir bei meiner Rückkehr in dieses feenhafte Bengalen gezeigt hat, welches Gott so wunderbar schön und die Engländer so ungemein häßlich gemacht haben.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Mein Eintritt in die Welt.

Die Gesellschaft in Calcutta. — Festlichkeiten. — Charakteristik der jungen Engländerinnen.

Es war auf einem Ball, welchen der Generalsekretair der indischen Regierung gab, wo ich zum ersten Male in der großen Welt von Calcutta auftrat.

Ich war wie betäubt inmitten der glänzenden Räume, wo sich der ausgesuchteste europäische Luxus zur Schau stellte.

Die Gesellschaft gewährte einen ganz eigenthümlichen Anblick, welcher sich schwer wiedergeben läßt, man sah da die abstechendsten Farben; die Gesichter der Eingebornen waren bleich, die der Europäer roth, so hatte sie die Hitze des brennenden Climas umgewandelt.

Die Gesellschaft war gemischt, wie sie es in Paris ist, ich weiß nicht, wie ich sie eigentlich bezeichnen soll. Es war eine Gesellschaft von Emporkömmlingen, aus der Bürger- und untersten Volksklasse bestehend, aus Millionären, welche heute im größten Ueberflusse lebten und am andern Tage Bettler waren, aus einem Haufen aufgeputzter Frauen mit groben sinnlichen Gesichtern, wie man sie während der Eintagsherrschaft der

republikaniſchen Wichtigmacher in gewiſſen Pariſer Salons geſehen hat. Man findet in der That keinen Namen für dieſes Miſchmaſch der Salons zu Calcutta, wo die Damen von Welt ſich neben der Tabackskrämerin, welche Rentiere geworden iſt, bewegt und wo der Generalgouverneur nicht im Stande iſt, es ſeinem Schneider abzuſchlagen bei einer Whiſtpartie, als vierter Mann auszuhelfen.

Eine ſehr luſtige Geſchichte begegnete mir ſchon beim erſten Contretanz.

Ein vorzüglich gut gekleideter Herr, welcher aber ſehr linkiſch in Haltung und Bewegung war, kam auf mich zu. Sein Geſicht ſchien mir nicht unbekannt und ich betrachtete ihn mit der größten Aufmerkſamkeit. Ich war noch zu ſehr Kind und vor Allem zu frei, um nicht die größte Luſt zu verſpüren, ihm ins Geſicht zu lachen.

Er näherte ſich mir mit einer gewöhnlichen Phraſe, welche bei allen Tänzern in allen Ländern ſtereotyp geworden iſt.

Meine auf ihn gehefteten Augen machten ihn aber derart verlegen, daß er den Zuſammenhang ſeiner Rede verlor und keine Sylbe hervorzubringen vermochte, ich kam ihm aus wirklichem Mitleid zu Hülfe und begann die Unterhaltung.

Sie wollten mir etwas ſagen, mein Herr?

Ja, Madame, aber ich weiß nicht — —

Sobald er geſprochen, war ich über ſeine Perſon nicht mehr zweifelhaft und das Blut ſtieg mir zu Geſichte.

So ſagen Sie doch, was Sie eigentlich wollen?

Ich wollte Sie um die Ehre eines Contretanzes bitten —

Einen Contretanz?! rief ich auf's Höchſte erſtaunt aus.

Ich würde Ihnen ſehr verbindlich ſein, wenn Sie mit mir tanzen wollten.

Ich muß bedauern, mein Herr, denn ich muß es Ihnen

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Mein Eintritt in die Welt.

Die Gesellschaft in Calcutta. — Festlichkeiten. — Charakteristik der jungen Engländerinnen.

Es war auf einem Ball, welchen der Generalsekretair der indischen Regierung gab, wo ich zum ersten Male in der großen Welt von Calcutta auftrat.

Ich war wie betäubt inmitten der glänzenden Räume, wo sich der ausgesuchteste europäische Luxus zur Schau stellte.

Die Gesellschaft gewährte einen ganz eigenthümlichen Anblick, welcher sich schwer wiedergeben läßt, man sah da die abstechendsten Farben; die Gesichter der Eingebornen waren bleich, die der Europäer roth, so hatte sie die Hitze des brennenden Climas umgewandelt.

Die Gesellschaft war gemischt, wie sie es in Paris ist, ich weiß nicht, wie ich sie eigentlich bezeichnen soll. Es war eine Gesellschaft von Emporkömmlingen, aus der Bürger- und untersten Volksklasse bestehend, aus Millionären, welche heute im größten Ueberflusse lebten und am andern Tage Bettler waren, aus einem Haufen aufgeputzter Frauen mit groben sinnlichen Gesichtern, wie man sie während der Eintagsherrschaft der

republikanischen Wichtigmacher in gewissen Pariser Salons gesehen hat. Man findet in der That keinen Namen für dieses Mischmasch der Salons zu Calcutta, wo die Damen von Welt sich neben der Tabackskrämerin, welche Rentiere geworden ist, bewegt und wo der Generalgouverneur nicht im Stande ist, es seinem Schneider abzuschlagen bei einer Whistpartie, als vierter Mann auszuhelfen.

Eine sehr lustige Geschichte begegnete mir schon beim ersten Contretanz.

Ein vorzüglich gut gekleideter Herr, welcher aber sehr linkisch in Haltung und Bewegung war, kam auf mich zu. Sein Gesicht schien mir nicht unbekannt und ich betrachtete ihn mit der größten Aufmerksamkeit. Ich war noch zu sehr Kind und vor Allem zu frei, um nicht die größte Lust zu verspüren, ihm ins Gesicht zu lachen.

Er näherte sich mir mit einer gewöhnlichen Phrase, welche bei allen Tänzern in allen Ländern stereotyp geworden ist.

Meine auf ihn gehefteten Augen machten ihn aber derart verlegen, daß er den Zusammenhang seiner Rede verlor und keine Sylbe hervorzubringen vermochte, ich kam ihm aus wirklichem Mitleid zu Hülfe und begann die Unterhaltung.

Sie wollten mir etwas sagen, mein Herr?

Ja, Madame, aber ich weiß nicht — —

Sobald er gesprochen, war ich über seine Person nicht mehr zweifelhaft und das Blut stieg mir zu Gesichte.

So sagen Sie doch, was Sie eigentlich wollen?

Ich wollte Sie um die Ehre eines Contretanzes bitten —

Einen Contretanz?! rief ich auf's Höchste erstaunt aus.

Ich würde Ihnen sehr verbindlich sein, wenn Sie mit mir tanzen wollten.

Ich muß bedauern, mein Herr, denn ich muß es Ihnen

nur gestehen, Sie haben mir diesen Morgen meine Hühneraugen so schlecht geschnitten, daß ich leider nicht im Stande bin, mit Ihnen zu tanzen.

Ich verabschiedete den armen Teufel mit einem sehr ehrfurchtsvollen Gruß, den er eben so ehrfurchtsvoll erwiederte.

Es war kein Anderer als — mein Leichdornschneider.

Einige Augenblicke später sah ich einen meiner drei Verehrer vom Schiffe, meinen Nachbar Links.

Er näherte sich mir mit einem sehr siegreichen Lächeln.

Finde ich Sie hier, Madame, in dieser officiellen Arche Noas?

Sie entwerfen da ein schönes Bild von einer so ausgesuchten Gesellschaft.

Meiner Treu, Madame, wenn ich Sie und mich ausnehme, habe ich kein besseres Wort zur Bezeichnung dieser Gesellschaft.

Sie sind ein Spötter.

Nichts weniger; aber ich vergesse ganz, Sie nach dem Befinden eines Herrn zu befragen, dessen Schlaf mich sehr interessirt.

Wir sind hier nicht auf dem Schiffe mein Herr.

Der Nachbar Links merkte den Hieb und suchte ihm auszuweichen.

Das ist wahr, Madame, sagte er, ich wenigstens befinde mich allerdings jetzt in einer ganz andern Lage.

Wie meinen Sie das?

Ich denke jetzt an nichts als an meine Verheirathung und bereite mich eben darauf vor.

Und wenn Sie verheirathet sein werden, dann fangen auch Sie zu schlafen an? —

Davor werde ich mich hüten, Madame, ich kenne die Gefahren des Schlafes zu gut.

Und ich sage es Ihnen mit Bestimmtheit voraus, daß Sie Ihr Versprechen, niemals zu schlafen, nicht halten werden.

Ich glaube nicht an Vorausſagungen.

Woran glauben Sie denn?

Nun an den Zufall, welcher oft ein böſes Verhängniß und eben ſo oft eine liebevolle Schickung Gottes iſt.

Sagen Sie doch immer eine Schickung Gottes, und die Ihre iſt nun allerdings eine Frau. Wer iſt denn die Erwählte?

Darf ich es Ihnen anvertrauen?

Welche Frage. Haben Sie nicht ſo eben ſelbſt eingeſtanden, daß wir Frauen mit dem lieben Gott in gutem Einvernehmen ſtehen?

Erinnern Sie ſich der Blondine, welche mit Ihnen die Reiſe gemacht hat?

Es waren deren mehrere auf dem Schiffe, wie heißt ſie?

Miß R . . .

Ah — es iſt die Dame, welche in Ohnmacht fiel, als ſie zu gleicher Zeit die Verheirathung dreier Freundinnen erfuhr?

Dieſelbe, was denken Sie von ihr?

Ich denke — daß ſie ein engliſches Mädchen iſt.

Das iſt nichts geſagt.

Mehr als Sie glauben.

Wie ſoll ich das verſtehen?

Hören Sie eine allgemeine Regel:

Alle in England geborne oder daſelbſt erzogene Mädchen richten ihr Benehmen und alle ihre Gedanken auf ein einziges Ziel — auf die Ehe.

Sie gelangen, wenn nicht beſondere Hinderniſſe eintreten, alle ohne Ausnahme durch dieſelben Mittel, auf demſelben Wege dahin. Das engliſche Mädchen ſpricht, was es ſprechen

muß, aber niemals, was es nicht sagen soll, es hat solide Grundsätze und ernste Gesinnungen. Man kann ihm große Freiheit gestatten, ohne einen Mißbrauch derselben fürchten zu müssen.

Das ist sehr wahr.

Die englischen Mädchen sind verständig, aber nicht geistreich. Sie gestatten, was man von ihnen verlangt und oft auch, was man von ihnen nicht verlangt. Sie gestatten Ihnen, ungehindert bis zu ihrem Herzen vorzudringen, weiter aber nicht. Ihre gute Erziehung zieht ihnen die Demarkationslinie, über die hinweg nur der Ehemann kömmt. Aber sind Sie so weit vorgeschritten, dann bleibt Ihnen so wenig Zeit, um zur Besinnung zu kommen, und Sie haben eine Frau, ehe Sie sich dessen versehen. Das ist das wahrhafte Portrait der englischen Bürgermädchen. Finden Sie es nicht auch so, mein Herr?

Ich finde, daß es nicht sehr schmeichelhaft ist.

Warum sagen Sie mir das mit einem so ernsthaften Gesichte? Sind Sie wankelmüthig?

Nein, gewiß nicht; ich gestehe, daß Ihre Bemerkungen in gewissen Punkten ganz richtig sind, aber — —

Hält Sie das etwa ab, Ihre Ehe zu beschleunigen? Sie zögern mit der Antwort. Heirathen Sie nur immerzu, mein Herr. Gerade diese Erziehung, welche nicht ganz tadelnswerth ist, vielmehr einen sehr achtungswerthen Grund hat, macht die englischen Mädchen zu guten Hausfrauen und zu vorzüglichen Müttern. Sie achten ihre Ehemänner, erziehen ihre Kinder vollkommen gut, sie verstehen es, sich und ihrer Familie ein wahrhaft häusliches Glück zu schaffen.

Ihre zweite Meinung, welche Sie von den englischen Mädchen haben, gefällt mir unweit besser als die erste; ist es Ihre letzte?

Ich habe nichts mehr hinzuzufügen, mein Herr. Eine Frau muß das Vergangene vergessen, die Gegenwart nicht allzustreng nehmen und niemals zu große Ansprüche an die Zukunft machen. Doch brechen wir von diesem Gegenstande ab, der Walzer beginnt und ich bin engagirt.

Nun dann auf Wiedersehen, Madame.

Noch ein Wort. Um Ihnen zu beweisen, wie gut ich von den englischen Frauen denke, gestehe ich Ihnen, daß wenn ich ein Mann wäre, ich in Frankreich als Junggeselle leben, aber in England meine Frau suchen würde. — Leben Sie wohl.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Ballvergnügen.

Der Generaladjutant Sir W... O...e. — Ein witziger Cicerone. — Sir S... T...y. — Die Reichgewordenen. — Liebe und Eigenliebe.

Der Walzer begann. Mein Tänzer war ein junger, hübſcher Mann von dreißig Jahren.

Alles an dieſem jungen Manne war nobel. Seine ausgezeichnete Haltung, ſein freies, ungezwungenes Benehmen, dieſes „Sichgehenlaſſen", welches ſtets die Grenzen des guten Tons inne zu halten weiß und von untergeordneten Menſchen niemals nachgeahmt werden kann, ließen den ariſtokratiſchen, hochgebornen Engländer nicht verkennen.

In ſeinem Blicke lag etwas Unwiderſtehliches. Er imponirte durch ſeine Ueberlegenheit, und dennoch bewegte ich mich leicht und zwanglos mit ihm. Seine Unterhaltung ergötzte mich und machte mich zugleich verwirrt. Ich wußte oft kaum, was ich ihm auf ſeine einfachen Reden erwidern ſollte, die weniger durch ihren Inhalt, als die Art und Weiſe, in welcher ſie ausgeſprochen wurden, intereſſirten.

Ich war nahe daran, verlegen zu werden, aber ich habe erfahren, daß junge Frauen niemals zu ſprechen brauchen.

Der Walzer scheint vorzüglich dazu geschaffen zu sein, um die Frauen der Verlegenheit zu entziehen. Dieser ausdrucksvolle Tanz verleiht uns eine Beredsamkeit, welche die geistreichsten Phrasen übertrifft.

Ich brannte vor Begierde, den Namen des ausgezeichneten Cavaliers zu erfahren, und erkundigte mich deshalb, sobald ich es nur möglich machen konnte, bei Herrn J... T...p, Generalverwalter der indischen Compagnie, einem sehr liebenswürdigen Greise, dessen Schutze mich mein Gemahl anvertraut hatte.

Es ist eine der größten englischen Berühmtheiten, sagte er mir, und Generaladjutant des Gouverneurs, der ehrenwerthe Sir W... O...e.

Und dieser junge Mann bekleidet schon eine so hohe Würde? fragte ich.

Kennen Sie denn seine Geschichte nicht?

Ich kenne noch keines Menschen Geschichte.

Hier in Calcutta hat Jedermann seine Geschichte, die oft mehrere Bände füllen könnte.

Ich bitte Sie, mir nur die des Sir W... O...e zu erzählen.

Sehr gern. Bevor der junge Mann seine hübsche Figur, die Ihnen so sehr auffällt, hier hergebracht hat, hat er sie eben so in England gezeigt und die Regierung fühlte sich durch ein so verführerisches Gesicht sehr genirt.

Die Regierung, sagen Sie? Mischt sich die Regierung in solche Dinge?

Die Regierung mischt sich in Alles. Uebrigens war die Sache auch sehr dringlich.

Sie scheinen, mein Herr, ein Freund paradoxer Behauptungen zu sein, eine hübsche Figur hat mit der Regierung nichts zu schaffen.

Sie werden gleich hören. Eine vornehme, eine sehr vornehme Dame hatte sich ernstlich in den jungen Mann, welchen man fürchtete, verliebt. —

Bis so weit nur hatte ich die Geschichte gehört.

Denn mein begünstigter Tänzer Sir W... O...e, welcher mich nicht aus den Augen gelassen hatte, näherte sich mir wieder, um mich zu einem Contretanze aufzufordern. Arm in Arm durchschritten wir die Gallerie des Ballsaales, um zu unsern Mittänzern zu gelangen.

Es war erst das zweite Mal, daß sich der junge Generaladjutant mit mir beschäftigte, und schon verfolgten eine Menge Damen mit der größten Aufmerksamkeit unsere unmerklichsten Bewegungen, unser leisestes Mienenspiel.

Schon begann die Bevorzugung des jungen Generaladjutanten mir vielfache kleine Leiden zu verursachen. Während des Tanzes umgab uns eine ganze Reihe von vierzigjährigen Frauen, welche erklärten, daß mein Gemahl ein sehr verehrungswürdiger Mann und ich ein höchst gefährliches Weibchen sei. — Eine dieser Frauen war sogar so unverschämt, so laut, daß ich es hören konnte, zu sagen:

Der Capitän James ist in der That ein sehr charmanter Mann. Mit welcher Aufmerksamkeit, mit welcher Zuvorkommenheit behandelt er seine Frau!

Ich wendete mich rasch um, und der liebenswürdigen Schmeichlerin scharf in die Augen sehend, konnte ich mir nicht versagen, ihr zur Antwort zu geben:

Sie sind gewiß Wittwe, Madame, und das ist wohl der Grund, weshalb sie die Männer, welche sie gar nicht kennen, so vollkommen finden.

Ich habe allerdings nicht die Ehre, den Herrn James zu kennen, aber ich habe sehr viel Gutes von ihm sagen hören.

Und ich, Madame, verſetzte ich, kenne jetzt Ihren Ruf vollkommen, obgleich ich noch niemals von Ihnen reden gehört habe. —

Sir W... O...e lachte, und wir tanzten weiter. Nach dem Tanze ſetzten wir unſere Promenade fort. Unſere Unterhaltung ſpielte ſich vom leichten Scherz je mehr und mehr in's Ernſthafte hinüber. In keiner Sprache Europa's vermöchte ich die Bewegung wiederzugeben, welche ich in dieſem Momente empfand.

Sir W... O...e ſprach, ich hörte nur und erröthete zuweilen. Ich ward ſehr aufgeregt. Seine Worte waren mir ein harmoniſcher Geſang, welcher ſich in meine Seele ſtahl.

Welchen Namen ſoll ich dieſer Bewegung geben? —

Ich will ſie ohne Hehl zu beſchreiben ſuchen.

War es Liebe?

Oder war es Eigenliebe?

Ich habe die Ideen des Larochefoucauld nicht geleſen.

Die Frauen, namentlich die ſehr jugendlichen, welche in dem betäubenden Gewühl der großen Welt leben, ſind nicht ſehr leicht zu gewinnen.

Man überhäuft ſie mit ſo zahlreichen Schmeicheleien, daß die Ueberfülle des Uebels auf das Uebel ſelbſt ſehr heilſam wirkt.

Das Alltägliche gewöhnlicher Schmeicheleien gewöhnlicher Menſchen ſchützt ſie lange Zeit, zuweilen für immer.

Wenn ſich aber unter dieſem Schwalm gewöhnlicher Schmeicheleien eine ſehr ſeltene und eigenthümliche Huldigung bemerkbar macht, wenn die Frau durch den Namen, durch den Rang und durch die geſellſchaftliche Stellung desjenigen verführt wird, der ſie auszeichnet, ſo hat ſie ſelten die Kraft zu widerſtehen. — Sie kämpft vergeblich und die Welt, welche

die Schlinge unter Blumen birgt, hütet ſich wohl, den Fehltritt darunter zu verbergen.

Und ſind die Frauen, welche andere um ihre Schönheit neiden, zu etwas Anderm da, als mit lauter Stimme die Entwickelung vor den Intriguen, den Fall vor dem Fehltritt aller Welt zu verkünden? —

Der junge Generaladjutant an meinem Arme auf dem Ballſaale zu Calcutta hatte mir genug Nebenbuhlerinnen und Neiderinnen geſchaffen, aber auch in eben demſelben Maaße meine Eigenliebe geſchmeichelt. — Er wußte das und bediente ſich derſelben, um mein Herz zu gewinnen. —

Die Eigenliebe iſt bei den Frauen oft genug der Weg zu ihrem Herzen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Ernste Betrachtungen nach dem Balle.

In dem Hause. — Sir W... O...e und der Capitän James.

Was beginnt eine Frau, wenn sie nach der Aufregung eines Balles in ihr Haus zurückkehrt?

Sie spricht nicht, aber sie denkt.

Sie schläft nicht, sondern sie vergleicht.

Der Mann ist ermüdet, mißlaunig, langweilig, er gähnt, er ist in der Stimmung, in welcher man sich befindet, wenn man einen unangenehmen Aufenthalt verlassen hat, für die Tanzende war es ein Aufenthalt der Freude.

In ihrer Nähe befindet sich der eifersüchtige, langweilige Gemahl — der liebenswürdige Tänzer ist fern von ihr.

Aber die Erinnerung jener schönen Ballempfindungen entweicht nicht aus den Gedanken des schwachen Weibes, die Gegenstände, welche ihr Inneres erregt haben, stehen ihr noch vor Augen, der galante Ritter, welcher sie verführerisch umgarnt hat, ist auch jetzt noch gegenwärtig.

Das Ballkleid, welches er zerknittert, die elegante Taille, welche er während der fieberhaften Bewegung des Walzers mit seinen Armen umschlossen hat, der Blumenstrauß, über

welchem ſich die verliebten Seufzer ein Rendez-vous gegeben hatten, der Fächer, welcher die ſchönen Worte discret verdeckt hatte, das parfümirte Taſchentuch, welches, als es zufällig zur Erde gefallen war, der junge Tänzer aufgehoben und in ſeine Hände gepreßt hatte, alle dieſe Dinge, welche die Seele einer jungen Frau in Aufruhr verſetzen, alle dieſe Mitſchuldigen ihrer erſten kleinen Täuſchungen tragen ihr in der ehelichen Kammer tauſend gefährliche Erinnerungen zu.

Sie kämpft, noch iſt ſie unſchuldig und kann es vielleicht noch lange Zeit bleiben.

Sie verſucht es, den fürchterlichſten Feind eines liebenden Herzens — — die Erinnerung — — zu verſcheuchen, aber der trotzige Gegner behauptet ſich. Die Vernunft zieht ſich allmälig zurück, und die Einbildung bemächtigt ſich Schritt vor Schritt des aufgegebenen Platzes.

Alſobald beginnen zuerſt in dem Schattenreich der Träume, dann in den Gedanken ſich die Verſchwörungen anzuzetteln. Das Herz umfaßt die Liebe zuerſt mit der Heftigkeit eines Wunſches, um endlich, wenn ſich die Gelegenheit bietet, ihn in Erfüllung zu umwandeln.

Der nächſte Ball wird ſie dahin führen.

Es ſind drei Dinge im Leben, welche ſich gegen das beſcheidene Glück, gegen die Pflichten eines Weibes verſchwören. Die Blumen, die Parfüms, die Muſik. Sie verſetzen die Sinne in die größte Erregung, ſie ſind gewiſſermaßen ebenfalls angenehme Schlingen, welche ſie überraſchen und gefangen nehmen.

Führt auch die bewegliche Natur einer Frau ſie zur Vergeſſenheit ihrer Träume, die Welt übernimmt die Sorge, ſie ohne Unterlaß wieder aufzufriſchen.

An jedem Abende beginnt der Ball von Neuem. Der Tänzer von geſtern wird der Tänzer von heute.

Sobald er in den Salon tritt, bringen seine Blicke das arme Wesen, welches sich nur mit ihm beschäftigt hat, in Verwirrung. Er nähert sich ihr und sie sucht ihre Bewegung zu verbergen, aber alle ihre Nerven zittern.

Die Unterhaltung wird noch inniger als am Abend zuvor und endet damit, alle Vorsicht bei Seite zu setzen.

Das Vorspiel der Liebe erreicht sein Ziel.

Man unterhandelt nicht mehr, man geht an's Werk.

Der junge W... O...e riß mich mit sich fort.

Während des Walzers fand er keine Worte, aber mein Herz sprach für ihn.

Wozu Worte, wenn die Blicke die Dolmetscher der Gedanken sind? —

Wenn er von Zeit zu Zeit einige Worte sprach, dann war seine Stimme bewegt, er wußte nicht was er sagte. Es giebt nichts Närrischeres als einen Verliebten, mag er noch so geistreich sein.

Während der kurzen Pause des Walzers suchte mein Auge das seine und zog sich eben so rasch vor den unbescheidenen Forscherblicken der prüfenden Weiberfreunde zurück, welche unsere geringsten Bewegungen erspähten, und welche, ihrer Gewohnheit nach die Zeitungen der Salons waren.

Sir W... O...e flüsterte mir seine kurzen und abgebrochenen Worte zu, welche den Kampf oft ohne Wissen der dabei Betheiligten zur Entscheidung bringen.

Der Hauch, welcher diese magischen Worte zu meinem Ohre führte, war duftig wie Weihrauch.

Am andern Tage sollten wir uns abermals auf einem Balle zusammenfinden. Also Morgen werden wir uns wiedersehen, sagte er mit bewegter Stimme, Morgen auf dem Balle des Gouverneurs.

Morgen! wiederholte ich leiſe.

Die Poeſie des Balls hatte aufgehört, die Proſa häuslicher Verdrießlichkeiten begann.

O, welch ein entſetzlicher Augenblick! rief mein junger Freund, indem er mich zu meinem Wagen geleitete.

Was iſt Ihnen? fragte ich.

Sie kennen die Qualen nicht, welche mein Herz zerfleiſchen.

Es iſt mir Alles an Ihnen begreiflich, nur ihre Traurigkeit nicht.

Und dennoch iſt ſie ſo natürlich. —

Die Frau eines Andern zu lieben, Madame, das iſt die Strafe eines Verdammten, das macht das Herz brechen. Zu groß iſt das Leid, die Blume, deren Duft man eingeathmet, die Hand, welche man in der ſeinigen gehalten hat, plötzlich verſchwinden zu ſehen — denn dieſe Hand iſt nicht mehr frei.

Sie reden thöricht — ich bin frei — Adieu!

In dem Momente, in welchem ich dieſe unvorſichtigen Worte, welche den jungen Mann entzückten, ausgeſprochen hatte, war der Capitän Thomas James an uns heran getreten und hatte ſie alſo vernommen. Er erbleichte, ein kalter Zorn entzündete ſein liebloſes und dennoch eiferſüchtiges Herz.

Ich ſah den Sturm kommen.

Ach, endlich ſind Sie da, ſagte ich mit vollkommener Harmloſigkeit, ich beklagte mich ſo eben bei dem Herrn, daß ich eigentlich ſo gut wie keinen Ehemann habe.

Und Sie baten ihn, Sie zu geleiten?

Ich mußte wohl, wenn ich nicht allein gehen wollte, was Sie ja auch nicht gerne geſehen hätten.

Aber ſie hatten doch meinen Freund, den Colonel T...d, welcher ſtets Ihnen zu dienen bereit iſt.

Den wollte ich aber nicht damit behelligen.

Und den Herrn da behelligten Sie um desto lieber.

Sie wissen, daß ich sehr viele Rücksicht für Ihre Freunde habe. Ich schätze den Eifer des Colonel, aber da er bei seinem schlechten Gesichte und seinem Stelzenfuße sich kaum selbst führen kann, so vermeide ich deshalb, so viel ich irgend kann, ihn der Gefahr über die Stufen der Treppen zu stolpern, auszusetzen.

Während sich der Capitän James die Lippen biß, bemerkte ich, daß Sir W... O... e, treu den englischen Sitten, sich bei dieser häuslichen Scene unbeweglich hielt. Denn da er nicht vorgestellt war, glaubte er nicht das Recht zu haben, sich in unser Zwiegespräch zu mischen.

Ich beeilte mich nun, eine Formalität zu erfüllen, die so unerläßlich war, daß sich zwei Gentlemens, ehe sie sie verletzt hätten, lieber verdammt haben würden, einen ganzen Abend beisammen zu sein, sich anzulächeln und zu grüßen, aber eben so schweigend zu verharren, wie zwei Fakirs, welche das Gelübde gethan haben niemals den Mund zu öffnen.

M. James, sagte ich also, erlauben Sie mir, Ihnen den ehrenwerthen Sir W... O... e, General-Adjutanten des Gouverneurs, vorzustellen. Sir W... O... e, erlauben Sie mir, Ihnen meinen Mann, den Master James, Capitän beim 21. Infanterie-Regiment der indischen Armee, vorzustellen.

Die beiden Männer begrüßten sich mit jener geschraubten Höflichkeit, welche sich zu Nichts versteht, als höchstens zu einem Gruß.

Es ist der General-Adjutant des Gouverneurs, mit welchen Sie getanzt haben? fragte mein Mann und wer hat ihn Ihnen vorgestellt?

Wer ihn mir vorgestellt hat? — Nun es war der Sir J... T..p, welcher mir ihn vorgestellt hat.

Es iſt ein ausgezeichnet ſchöner Mann.

Sir J... T..p?

Nein. Sir W... O...e; haben Sie es nicht bemerkt?

Vielleicht nicht ſo ſehr, wie Sie. Ich denke, daß die Verdienſte, welche man ihm beimißt, mehr ſeiner bedeutenden Stellung als ſeiner Schönheit gelten, und wenn Sie Generaladjutant des Gouverneurs wären ....

Sir James lächelte. Eingenommen für ſeine perſönlichen Vorzüge hatte er mehr Vertrauen zu ſich, als zu mir. Meine Vorausſetzung gefiel ihm und für den Augenblick beſchwichtigten ſich ſeine eiferſüchtigen Empfindungen. Aber die Eiferſucht gleicht dem Vogel Phönix, welcher ſich aus ſeiner Aſche wieder erzeugt.

Der Streit war alſo beendet. Der junge Generaladjutant war ein größerer Sieger als Hannibal. Er verſtand aber nicht allein zu ſiegen, ſondern wußte auch ſeinen Sieg zu verfolgen.

Es bedurfte dazu nur einer Gelegenheit.

Dieſe Gelegenheit ließ nicht lange auf ſich warten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der böse Leumund.

Ein Ball bei dem Gouverneur. — Eine merkwürdige Abendgesellschaft. — Hinterlist einer Frau.

Am andern Tage traf ich, wie es vorher bestimmt war, mit dem jungen General-Adjutanten auf einem Ball, welchen der Gouverneur veranstaltet hatte, wieder zusammen.

Der böse Leumund begann mich mit seiner giftigen Zunge anzugreifen.

Er gehört in Calcutta sowohl wie anderwärts zur Tagesordnung, mit dem einzigen Unterschiede, daß er in Calcutta rasch entsteht und eben so rasch wieder abstirbt. — Gleich der asiatischen Cholera tödtet er euch schnell oder berührt euch nur obenhin.

Eine junge Frau, welche das Unglück hat, schön und gesucht zu sein, hat in der Regel zwei schlimme Feinde, welche sie erbittert verfolgen.

Es sind die Männer, welchen es nicht gelingt, ihr Fallstricke zu legen.

Es sind die Mädchen, welchen es nicht gelingt, Männer zu finden.

Ich trat am Arme des Sir P... E....., eines Hausfreundes, in den Salon. Der arme Mann schleppte so gut er konnte sein steifes Bein nach und bewegte sich nicht allzurasch.

Ich hatte also Zeit meine Bemerkungen über den Putz und die Gesichter zu machen und die ergötzlichen und kurzweiligen Bruchstücke der Unterhaltung zu hören.

Indem ich an die lange Damenreihe, welche die Sitzbänke einnahm, vorüberschritt, bemerkte ich eine allgemeine Aufregung, und ich vernahm ihre spitzen Reden, welche auf mich zielten und die sie hinter ihren Fächern in Bereitschaft hielten.

Diese muthwilligen nach Salonromanen lüsternen Damen wollten, daß ich schon bis zum Aeußersten vorgeschritten sein sollte. Für sie war mein Verhältniß nicht erst im Entstehen, sondern schon über die Entwicklung hinaus. — Wie es sich so oft im Leben bewährt, zeigten gerade diejenigen Personen in Rücksicht auf mich die größte Strenge, welche sich selbst am meisten zu verzeihen hatten. — Bei meiner großen Jugend aber und der allgemeinen Zuneigung, welcher ich mich erfreute, mußten die bösen Zungen wohl in der Minderheit bleiben.

Endlich bemerkte ich Sir W... O..., welcher mich mit den Augen suchte. Meine Bewegung verhinderte mich nicht, die Mittel aufzufinden, um den Colonel zu entfernen. Ich sprach vom Whisttische, dankte für seine Güte, und da er den Spieltisch mehr als die Frauen liebte, ließ er mich den ihm so angenehmen Urlaub nicht wiederholen, grüßte und verschwand von meiner Seite.

Sobald mich der junge General-Adjutant allein sah, trat er zu mir heran. Wir schlossen uns einem andern Paare zu einer Quadrille an, welche jetzt beginnen sollte. Die Musik erhöhte meine Aufregung. Der Arm meines Tänzers, welcher den meinen umfaßte, machte mich zittern, ich wagte nicht das

Auge aufzuschlagen, ich athmete kaum. Hätte man mich in diesem Augenblick mit den schändlichsten Nichtswürdigkeiten überschüttet, ich würde sie nicht vernommen haben.

Es war mir, als könne die Quadrille niemals enden, aber Alles hat sein Ende in dieser Welt, und von kürzester Dauer sind die Freuden. Nur Eins dauert oft bis zur Ewigkeit aus, das ist der Kummer, welcher ihnen folgt.

Mein Tänzer mußte sich jetzt nothwendiger Weise von mir trennen. Ich konnte nicht den ganzen Abend an seinem Arme zubringen, denn die böse Welt zwingt uns in ihrer Feindschaft die despotischsten Gesetze auf. Fangt es an, wie ihr wollt, opfert ihr mehr, als ihr einem Freunde opfern würdet, sie würde auch dennoch nicht unterlassen, euch ihre grimmigen Zähne zu weisen.

Ich setzte mich jetzt an die Seite einer ausgezeichneten Frau nieder, welche mich liebgewonnen hatte. Da sie sehr klug und wohlwollend war, und all die kleinen Komödien, das Heer der kleinen und kleinlichen Leidenschaften, welche sich in den Salons herumtummeln, mit Feinheit und Geistesschwäche beobachtete, faßte ich ein großes Zutrauen zu ihr.

Die Mistreß A... F..., welche an einen Mann verheirathet war, der durch seine persönlichen Verdienste und seine Bildung einen hohen Platz in der Gesellschaft zu Calcutta einnahm, hatte sich gewissermaßen das Recht erworben, über Alles ein wenig spotten zu dürfen, und sie nahm kraft dieses Rechts und der allgemeinen Achtung, welche sie genoß, stets diejenigen Personen in Schutz, an welchen sie Interesse fand.

Wenn man mich angriff, so vertheidigte mich die wohlwollende Frau. Obgleich wir noch gar nicht vertraut mit einander waren, so wehrte sie doch die spitzen Reden, welche gegen mich gerichtet wurden, mit aller Energie von mir ab.

Sie kam durch ihre Freimüthigkeit und Offenherzigkeit meiner Verlassenheit zu Hülfe.

Bei der Verschiedenheit unseres Alters — sie zählte 41 und ich 16 Jahre — konnte ich sie wie meine Mutter betrachten, von der das Geschick mich so weit entfernt hatte.

Mistreß F... hatte auch ihre Tochter mit auf den Ball geführt, welche ungefähr in meinem Alter und von hinreißender Schönheit war.

Es gewährte mir ein so großes Vergnügen, wenn ich die Mutter glücklich über die Triumphe ihrer Tochter und diese erfreut über das zufriedene Lächeln ihrer Mutter sah!

Ich fühlte das Bedürfniß mit der Mistreß F... zu sprechen, denn ich befand mich in einem Widerstreit mit mir selbst und ich wollte wissen, ob unsere Empfindungen übereinstimmten.

Ich bin fast zu glauben versucht, sagte ich zu ihr, daß die Bälle irgend ein böser Dämon erfunden hat, um die Frauen unglücklich zu machen.

Ei, sie träumen wohl, Mistreß James? —

Ja, wahrlich, die Männer thun sehr Unrecht daran, ihre Frauen auf Bälle zu führen.

Und weshalb das, wenn ich bitten darf?

Weshalb? — Weil die Frauen hier in die Lage kommen Vergleichungen aufzustellen. —

Welche Vergleichungen? —

Man kann nicht umhin seinen Gatten mit andern Männern, die Sprache der Gesellschaft mit der Sprache des Hauses zu vergleichen.

Und das meinen Sie wäre — — —

Sehr gefährlich.

Welche sonderbare Ideen sind das! —

Ich sage Ihnen, Mistreß F..., ganz offenherzig, was ich denke. —

Und was ist das Resultat Ihrer Vergleichungen? —

Ich finde, daß die Partie nicht gleich steht. In der Gesellschaft trägt der Mann eine Maske, der Ehemann hat in seinem Hause keine vor. —

Jener weiß seine guten Eigenschaften mit aller Kunst glänzen zu lassen — der Ehemann zeigt alle seine Fehler, ohne sie im geringsten zu verbergen. Der Tänzer auf dem Balle braucht nur einen Moment liebenswürdig zu sein und er gefällt. Der Ehemann dagegen — ach, das ist ein ganz anderes Ding — der könnte den ganzen Tag liebenswürdig sein und er würde doch nicht immer gefallen.

Sie haben Recht, die Einförmigkeit ermüdet selbst in guten Dingen.

Ja gewiß. Ein Mann, welcher immer liebenswürdig ist, wird ebenso lästig, als ein Mann, der beständig unangenehm ist.

Sie sind noch sehr jung, meine Theuere. Sie sind zu früh in die Ehe getreten, um alle ihre Annehmlichkeiten, alle ihre Vortheile im besten Lichte zu sehen.

Ach ja, Sie sprechen nur zu wahr.

Die Ehe ist ein Hafen nach dem Seesturme, ein Erholungsplatz nach den Aufregungen, welche uns die Welt verursacht hat.

O, wie gern höre ich Sie so sprechen!

Der Ball flößt Ihnen nur deshalb Furcht ein, weil ihre jugendliche Phantasie, die ohne Leitung sich selbst überlassen ist, nur die verführerischen Reize beachtet, welche Ihnen in dem Getümmel der Festlichkeiten begegnen.

Was soll man aber Anderes auf einem Balle suchen?

Zerstreuungen, welche uns das häusliche Leben nur um so angenehmer machen.

Mich aber zerstreuen die Bälle nicht, ich trage von ihnen nur Empfindungen fort, welche mich verwirren.

Der Ball ist nichts als eine angenehme Abwechslung in der Alltäglichkeit des Lebens, welche uns erheitert und erfrischt.

Sagen Sie doch lieber, welche uns fieberhaft aufregt.

Ja, wenn die Frau mehr Eitelkeit als Vernunft besitzt.

In diesem Moment ging Sir W... O... an uns vorüber und warf auf mich einen seiner Flammenblicke, welche zündeten wie der Blitz, und wirkungslos waren alle die verständigen Worte der Mistreß F.., welche so tief in mein von Natur gut geartetes Herz gedrungen waren.

Dennoch hätte die kalte Verständigkeit der Mistreß F... mich der Bahn des Guten wieder zugelenkt, wenn mein böses Geschick nicht von Neuem in mir den Kampf der widerstreitendsten Empfindungen geweckt hätte.

Die Worte einer Närrin ließen mich die ernsten Worte einer verständigen Frau vergessen.

Die Mistreß A.. war eine junge Polin und hatte einen alten englischen Obristen zum Gemahl, sie glaubte ihre Lage aber dadurch zu verbessern, daß sie gegen ihren Mann stets die größte Rücksicht beobachtete, und ihn mit der größten Vorsicht betrog.

Sie war eine Frau von Welt, Gebieterin in den Salons, liebenswürdig, geistreich, sie wußte sich stets mit einem zahlreichen Gefolge von Verehrern zu umgeben, welchen sie geschickt ihre Stellungen anwies, so daß die Klatschschwestern niemals im Stande waren, aus diesem Haufen den wirklichen Geliebten herauszufinden.

Mistreß A... suchte in der Gesellschaft Freundinnen, um sich mit ihnen zu amüsiren und Nachahmerinnen ihrer Schwächen.

Die ſchöne Polin der Salons und wir begegneten uns auf demſelben Terrain.

Was machen Sie denn mit dem ſchönen Sir W... O...e, fragte ſie mich, indem ſie mich bei Seite führte. Wiſſen Sie auch, daß Sie alle Frauen auf das Entſetzlichſte eiferſüchtig machen?

Sie ausgenommen, denn Ihr Staatsrath beſchäftigt Sie mehr als der Generaladjutant.

Sprechen wir nicht von Abweſenden.

Iſt er nicht hier, hat er ſo Dringliches zu thun?

Ich hoffe ihn noch in dieſer Stunde in einer Geſellſchaft zu ſehen, wohin ich mich ſo eben begeben will.

Wird Sie Ihr Gemahl nicht begleiten?

Nein, ich wollte Sie deshalb gerade erſuchen, ihm während meiner Abweſenheit, die nicht lange dauern wird, Geſellſchaft zu leiſten. Mein Mann liebt jenes Haus nicht — und er hat auch da nichts zu thun. Aus Rückſicht für ihn wollte ich Ihnen meinen Mann einige Augenblicke anvertrauen.

Aber was ſoll ich dem Obriſten ſagen?

Alles was Sie wollen, nur nicht, daß ich fortgegangen bin. Adieu.

Aber nur auf kurze Zeit, denn es verlangt mich Ihnen Ihren Gemahl wieder zuzuſtellen.

Sobald Miſtreß A... ſich entfernt hatte, trat Sir W... O...e zu mir heran und enthob mich der Verlegenheit einer Unterredung mit dem alten Colonel, zu der ich gerade keine beſondere Neigung hatte.

Was haben Sie mit Ihrer Freundin vorgehabt? fragte er mich in einem ſpöttiſchen Tone.

Sie iſt für einige Augenblicke in eine andere Geſellſchaft gegangen.

In eine andere Gesellschaft? rief Sir W... O e...e lachend.

Warum lachen Sie denn? fragte ich.

Der junge Gentleman antwortete nichts, aber sein Lächeln wurde noch malitiöser.

Ungefähr drei Viertelstunden später kam Mistreß A . . . zurück.

Ich ließ meine Finger ganz absichtslos und unmerklich über die Blumen ihres Kopfputzes gleiten, sie dankte mir mit einem liebreichen Händedruck.

Man lernt doch immer etwas Neues in einer Gesellschaft.

Nach einigen Tagen hatten wir die innigste Freundschaft geschlossen, Mistreß A... übernahm die Sorge, meine Erziehung zu vollenden.

O, die Frauen! die Frauen! sie spielen, ohne daran zu denken, sich selbst die schlimmsten Streiche.

Es mag der Eitelkeit der Männer wenig zusagen, aber es ist wahr, Rath und Beispiel sind die größten Verführer!

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Scenen aus dem ehelichen Leben.

Abreiſe von Calcutta. — Reiſe in's Innere Indiens. — Kurnal.

Das einundzwanzigſte Regiment der oſtindiſchen Compagnie, bei welchem M. James als Capitän ſtand, wurde zur Expedition nach Afganiſtan beordert, und ſollte in Kurnal, tief in Indien, dreihundert Meilen von Calcutta entfernt, ſeine Cantonnirung beziehen.

So mußte ich denn die Annehmlichkeiten des bengaliſchen Cathua verlaſſen, ſtatt der Feſte erwartete mich die Garniſon.

Mit meinem Manne mehrere Monate lang zu reiſen, konnte mir keine ſonderliche Abwechslungen und Vergnügungen gewähren.

Der Capitän James hatte ſeine Rolle als Ehemann einer geſuchten und geſchmeichelten Modedame wohl ſeinem, aber leider nicht meinem Charakter gemäß aufgefaßt. Er ſprach nicht, er zeigte ſich nicht, Niemand kannte ihn, ſo konnte es nicht fehlen, daß die Leute ihn für einen charmanten Menſchen hielten.

Die Beſchäftigung auf unſerer Reiſe war durchaus eine und dieſelbe. Wir verbrachten die Zeit damit, uns gegenſeitig

zu beklagen, unsere geringsten Fehler auszuspähen, sie zu übertreiben, um endlich auf die eigenthümlichste Weise nähere Bekanntschaft mit einander zu machen.

Auf diese Weise kamen wir zu der Erkenntniß, daß eine Verträglichkeit zwischen uns beiden zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Wir führten, nach der indischen Sitte, ein großes Gefolge von Dienern mit uns, mit denen nichts anzufangen war und welche nach dem Beispiel ihrer Herrschaft sich auf's Beste zu zanken verstanden.

Meine einzige Zerstreuung bestand nun darin, bei ihnen den Friedensrichter abzugeben, und ich hörte die drolligsten Prozesse von der Welt. Die Indier glichen hierin vollkommen den civilisirten Völkern, Jeder wollte Recht haben.

Von Calcutta bis Benares machten wir die Reise zu Schiffe auf dem Ganges. Um die Einförmigkeit dieser Fahrt ein wenig zu unterbrechen, zog der Capitän James, welcher methodisch wie ein englischer Prokurator war, ein Notizenbuch aus der Tasche, worin er mit der größten Genauigkeit alle die Tadel niedergeschrieben hatte, zu welchen ich ihm während meiner Ballvergnügungen Gelegenheit gegeben und welche er sich in Reserve gehalten hatte, um mich gelegentlich mit der Lectüre dieses Generalverzeichnisses meiner kleinen Sünden zu erfreuen.

Die Anklageacte war lang, der Commentar dazu noch länger. Um der Sache ein Ende zu machen, riß ich blitzschnell das Faktum aus seinen Händen. Wir warfen nun die constitutionellen Formen bei Seite und der Bürgerkrieg schlug in helle Flammen auf — dieses Schauspiel gewährte schon mehr dramatisches Interesse.

Bei jeder Gelegenheit, unter jedem Vorwande, durch alle

erdenklichen Mittel ſuchte mein Herr Gemahl ſich zu erzürnen, mir Verdruß zu machen, mich zu ärgern, ich ärgerte ihn wieder, wir ärgerten uns gegenſeitig. Im Grunde haben auch die Händel ihr Angenehmes, denn ſie geſtatten uns wenigſtens, eine und dieſelbe Sache mit den verſchiedenſten Namen zu bezeichnen. —

Man hat nur Ein Wort um dem Manne zu ſagen, daß man ihn liebt, aber es giebt deren Hunderte um ihm zu ſagen, daß er uns unleidlich iſt, namentlich in der franzöſiſchen Sprache. Ich pflege daher mich auch dieſer Sprache bei meinen Artigkeiten zu bedienen.

Um dieſe ſo gewöhnlichen häuslichen Scenen kurz abzubrechen, veränderten wir unſere Reiſeeinrichtung. Auf der Strecke von Benares bis nach Kurnal trennten wir uns und nahmen Jeder in unſerem beſonderen Palankin Platz.

Der Palankin iſt das angenehmſte Beförderungsmittel in Indien.

Es iſt die claſſiſche Tragbahre der Römer, welche vermittelſt Stangen auf den Schultern der Menſchen getragen wird, eine enge Behauſung, derrn Inneres mit friſchen, wohlriechenden Matten ausgefüttert iſt. Die Thüre, welche in die Seitenwand hineinfällt, kann man nach Belieben ſchließen und öffnen.

Die Parias leiſten die Dienſte der Poſtpferde, und dieſe armen „Menſchenthiere" tragen den Reiſenden ſiebenhundert Meilen und löſen ſich ungefähr alle fünf Meilen an den Stationen, welche Bengalowes genannt werden, ab. Sie laufen immer im Trabe, aber langſam wie ein Fiacre- oder Droſchkenpferd. Zu ihrer Erleichterung und Erheiterung ſingen dieſe Unglücklichen monotone indiſche Lieder, welche die Reiſenden einſchläfern.

Mein Mann fand natürlich dies Alles ganz nach seinem Geschmacke.

Die Sänfte wird des Nachts von Leuten begleitet, welche zur Beleuchtung des Weges große Harz-Fackeln tragen.

Diese nackten Menschen, welche nur eine lange Schürze von weißer Farbe tragen, gewähren von dem grotesken Licht ihrer Fackeln beleuchtet, einen gespensterhaften Anblick.

Zur Seite eines jeden Fackelträgers keucht schweißtriefend einer ihrer unglücklichen Brüder unter der Bürde des Palankins.

Ganz erschöpft durch die Anstrengung, mit von den Tragstangen geschundenen Schultern finden sie doch noch Kraft genug, um sich gegenseitig mit Stockschlägen halbtodt zu prügeln.

Auch diese Dinge gehören zu den Vergnügungen einer Reise in Indien.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Ein verliebter Bramine.

Benares, die heilige Stadt der Indier. — Liebeserklärung eines indiſchen Prieſters.

Nach einigen Tagen erreichten wir Benares, die heilige Stadt der Indier.

Das erhabenſte Schauſpiel, welches ich je geſehn habe, zeigte ſich meinen erſtaunten Blicken.

Unmittelbar neben der großen Stadt floß der Ganges. Es ſchien, als hätte er gar kein Ufer.

Man ſteigt zu dem heiligen Fluſſe auf einer Treppe von unzähligen Stufen hinab, die aus ſeltenen Steinen gehauen ſind. Sie gehören zu den Wundern der Baukunſt.

Inmitten der großen Waſſerfläche, in welcher ſich die blendende Sonne wiederſpiegelt, bringen die Braminen in betender Stellung dem heiligen Fluſſe ihre Opfer dar. — Zahlloſe Menſchenhaufen bewegen ſich längſt des Fluſſes.

Aus allen Gegenden Indiens wallfahren die Gläubigen nach Benares, um an den Hougli ihre Gebete zu richten. Die Sünder kommen hierher, um das Recht ihrer Kaſte, welches ſie verloren haben, wieder zu erlangen.

Die Frauen, die jungen Mädchen, die Kinder selbst, vollziehen hier ihre religiösen Waschungen, und die Fakirs bringen die Umstehenden durch die Verstümmelungen, welche sie an sich selbst vornehmen, in Entsetzen.

Während ich diesen Dingen zuschaute, blieb plötzlich ein Bramine von hoher Gestalt und ausdrucksvollem Gesichte vor mir stehen.

Ich schien ihm sehr gefallen zu haben, denn er brach sein Gebet ab, um mich auf eine etwas ungewöhnliche Weise anzureden.

Seine leidenschaftliche Sprache überzeugte mich leicht, daß auch die Priester des Brama Menschen sind und trotz ihres Gelöbnisses der Keuschheit für Frauenreize nicht unempfindlich sind.

Es liegt in der Sitte der Orientalen, keine große Vorrede und Einleitung zu ihren Anreden zu machen. Sie empfinden lebhaft nnd drücken sich eben so lebhaft aus.

Tochter des Brahma, sagte er in seiner hindustanischen Sprache, schenke mir dein Herz, o, schenke es mir.

Was will ein heiliger Mann wie du damit beginnen?

Ich will es in dem Hougli untertauchen, um es zu reinigen, und wenn es klar wie das crystallene Wasser unserer Quellen sein wird, dann will ich damit machen, was der Schmetterling mit der Blume, was der Vogel mit den Blättern, was der Boel-Boul macht mit der Rose.

Bei diesen Worten sah er mich mit einem leidenschaftlichen Blicke, in der Stellung eines Flehenden, an.

Mäßige Deine Leidenschaft, rief ich, von solcher Kühnheit erstaunt, so 'große Liebe darfst Du nur Deinem Gott erweisen.

Dein Anblick hat ihn aus meinem Herzen gerissen.

Eine ſolche Sprache wird Dich um Deine Würde bringen, Du wirſt zum Paria werden....

In dieſem Moment kam mein Mann.

Bei Anhörung meiner letzten Worte ſchwebte auf des Braminen Lippen ein eigenthümliches Lächeln. Sir James gab ſich das Anſehen, als habe er nicht das Geringſte bemerkt, nahm ſich aber ohne Zweifel vor, meinem Sündenregiſter, deſſen Vorleſung er auf unſerer Reiſe ſo erfolglos begonnen hatte, noch ein Kapitel hinzuzufügen.

Der Bramine aber folgte uns von ferne, wahrſcheinlich, um unſere Wohnung zu erfahren.

Am andern Morgen beſuchte er mich. Er benahm ſich ſehr liebenswürdig und in Allem wie ein Orientale, und es gelang ihm, mich trotz aller meiner Einwände zu überführen, daß nur die Schwachköpfe Parias werden können, daß ſich die Kühnheit eines Ritters mit den caſuiſtiſchen Lehren ſehr gut verträgt, und endlich überführte er mich, daß in Indien, wie an vielen andern Plätzen der Erde:

„ſich mit dem Himmel unterhandeln läßt."

Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Aus dem Franzöſiſchen.

Zweiter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 20.

Dreißigstes Kapitel.

Wie sich die Diplomaten auf die Liebe verstehen.

Benare. — Ein junger französischer Diplomat. — Meermuth.

Benare ist eine der malerischsten Städte Indiens. Hierhin strömen in Masse die Europäischen Reisenden.

Ich traf hier mit vielen englischen und französischen Reisenden zusammen, welche entweder aus Leidenschaft reisen oder aus Gesundheitsrücksichten, oder endlich um den Spleen zu vertreiben, diese gewaltsame Melancholie der Engländer, gegen welche die Ortsveränderung das einzigste Mittel ist.

Ich hatte dem Brama seinen untreuen Diener wiedergegeben, welcher mir am Ende mit seinem orientalischen Schwung und seinem laxen Gewissen sehr lästig wurde.

Während einer Promenade, welche ich jeden Morgen am Ufer des Ganges zu machen pflegte, bemerkte ich einen jungen Franzosen, welchen ich in einer Gesellschaft nur flüchtig gesehen hatte. Dieser junge Mann hatte eine sehr selbstgefällige Miene und gab sich das wichtige Ansehen eines Diplomaten. — Er schien von sich sehr eingenommen zu sein.

Am Morgen hatte er ein noch einfältigeres Aussehen als am Abend.

Vielleicht war es in Folge der sonderbaren Belustigung, durch die er sich die Zeit verkürzte.

Er saß nämlich auf einer Stufe der großen Treppe, welche zum Ganges hinabführte, und amüsirte sich damit, die Schwärme der jungen badenden Mädchen, welche in dem heiligen Wasser des Hougli lustig herumplätscherten, durch seine Lorgnette zu beobachten und durch allerlei Grimassen zu necken.

Dieses verdroß mich und ich konnte mich nicht enthalten, ihm in einem etwas gereizten Tone zuzurufen:

Es ist nicht sehr schicklich, was Sie da thun, mein Herr.

Er erhob sich, ließ seine Lorgnette niedergleiten und begrüßte mich mit einer tiefen Verbeugung.

Ich bedaure sehr, Ihr Mißfallen zu erregen, Madame, sagte er, aber mein Zeitvertreib ist sehr unschuldiger Natur, und ich glaube Niemanden damit zu nahe zu treten.

Wer sagt Ihnen das?

Diese Damen da haben wenigstens nicht das Ansehen, als könnte man sie so leicht beleidigen.

Sie scheinen zu glauben, daß diese Mädchen um die Wette schwimmen?

Allerdings.

Sie irren; es ist eine religiöse Ceremonie, was Sie da sehen.

Eine religiöse Ceremonie in diesem Evakostüm?

Erscheint Ihnen das so sonderbar, mein Herr? In civilisirten Ländern erscheint man in anständiger Kleidung zum Gottesdienst. In Indien entkleidet man sich vollständig, weil die Gottheit daselbst ein Fluß ist und die Untertauchung den Gottesdienst vertritt.

Ich bin Ihnen für Ihre Auskunft sehr verbindlich, Madame; darf ich den Namen einer so liebenswürdigen Unterweiserin erfahren?

Sagen Sie mir doch zuerſt Ihren Namen, mein Herr.

Ich heiße Virgil von M..., und gehöre zum Miniſterium des Auswärtigen in Frankreich.

Und Sie kommen in diplomatiſchen Angelegenheiten nach Indien?

Sie haben es errathen, Madame.

Sie haben Geſchäfte mit den Engländern?

Das nicht.

Mit den Indiern?

Auch das nicht.

Mit wem denn? — Ach, wahrſcheinlich mit den jungen Mädchen da im Fluſſe.

Meine Miſſion iſt ernſterer Natur. Meine Regierung ſendet mich an den Kaiſer von China.

Und der Zweck Ihrer Miſſion iſt — —?

Einen ſehr wichtigen Brief dem Kaiſer von China zu überbringen.

Und das nennen Sie in diplomatiſchen Angelegenheiten reiſen! rief ich laut auflachend.

Gewiß, Madame, denn es iſt wahrlich nicht Jedermanns Sache einen Brief in ein ſo entlegenes Land zu tragen.

So entlegen — es iſt in der That ſehr merkwürdig.

Sie geben es alſo zu, und außerdem müſſen Sie geſtehen, daß dergleichen Reiſen die jungen Leute bilden und erziehen. — Sie verweilen doch wohl einige Tage in Benare? Ich werde Sie in dieſem Falle um die Erlaubniß bitten, Sie in Ihrer Wohnung beſuchen zu dürfen.

Ich reiſe ſchon morgen nach Kurnal.

Dahin will auch ich, und ich bitte um das Vergnügen, Ihnen Geſellſchaft leiſten zu können.

Aber wir werden wohl nicht ganz denſelben Weg verfolgen.

Ich nehme den Ihren, Madame. Ich kann mich nach Belieben aufhalten, denn ich reise auf Kosten der Regierung.

Mein Gemahl kennt Sie nicht, und es wird wenigstens nöthig sein, Sie ihm vorzustellen.

Ich nahm den Arm des Diplomatenlehrlings und ließ mich von ihm nach meiner Wohnung begleiten. Wir fanden daselbst den Capitän James sehr mißlaunisch und verdrießlich.

Ich ließ ihm aber nicht Zeit von seiner gereizten Stimmung Gebrauch zu machen.

Mein werther Freund, sagte ich zu ihm, ich stelle Dir hier den Herrn Virgil von M..., außerordentlichen französischen Gesandten bei seiner Majestät dem Kaiser von China vor.

Der Capitän James begrüßte achtungsvoll den Herrn Gesandten, welchen er für einen allvermögenden Günstling der Regierung zu halten schien. Dieser dagegen fühlte sich durch die Wichtigkeit, welche ihm der Capitän beilegte, sehr geschmeichelt, und begann nun selbst sich für eine sehr bedeutende Person zu halten.

Er war indeß sehr zufrieden in so guter Gesellschaft reisen zu können, und wir verließen zusammen Benare, um uns nach Kurnal zu begeben.

Auf der Reise schließt man bald Freundschaft. — Nachdem wir einige Stationen im Palankin zurückgelegt hatten, waren der Capitän James und der junge Herr Diplomat die besten Freunde.

Obgleich wir nur sehr langsam vorwärts kamen — denn unsere Palankinträger wetteiferten in Langsamkeit mit den Schildkröten — so waren die beiden Herren doch ganz vergnügt und der Capitän James schnarchte nach Herzenslust.

Bei jeder Station stiegen der Gesandte und ich aus unsern Palankins, um mit einander zu plaudern. Ich sperrte

mich ſehr ungern in meinen Palankin ein, ich fühlte zu ſehr das Bedürfniß nach Geſellſchaft; es kam mir daher bei meinem, den Frauen ſo eigenthümlichen Hange zur Zerſtreuung ſehr gelegen, daß mein Palankin zerbrach.

Das war doch endlich eine kleine Veränderung in der Einförmigkeit unſerer langweiligen Reiſe, obgleich ich im Anfange ſehr beſtürzt war, als ich ſo inmitten der Parias kopfüberſtürzte.

Um ihre Verſäumniß nachzuholen, wollten mich die närriſchen Leute durchaus auf ihren Armen bis zur nächſten Station weiter tragen; der Herr von M..., welcher mir folgte, war ſo galant, mir ſeinen Platz anzubieten, denn mein Mann war uns ſchon weit voraus. Ich zog es jedoch vor, bis zur nächſten Station, von welcher wir nicht mehr weit entfernt waren, am Arm meines Reiſegefährten zu Fuße zu gehen. Während hier die ziemlich ungeſchickten indiſchen Handwerker meinen Palankin wieder herſtellten, was mehrere Stunden dauerte, verbrachten wir die Zeit in einem kleinen Hauſe, welches ein Strohdach hatte und von großen Bäumen beſchattet wurde.

Solche Häuſer hat die engliſche Regierung zur Erholung der Reiſenden an allen Stationen bauen laſſen.

Während unſeres Aufenthaltes in dem kleinen Hauſe zeigte ſich der Herr Virgil von M... ſehr liebenswürdig. Wie faſt alle jungen Leute in Frankreich, ſprach er von den Frauen mit einem gewiſſen Leichtſinn. In einem Alter von zweiundzwanzig Jahren, gab er ſich das Anſehen, als habe er das weibliche Geſchlecht ſchon ausſtudirt und bei ihm nur Schwäche und Nachgiebigkeit gefunden.

Jetzt oder niemals bot ſich dem Herrn Geſandten die Gelegenheit, intereſſant zu ſein und ſeinen Geiſt glänzen zu laſſen.

Aber es wollte mir nicht gelingen, ihn dahin zu bringen. Sobald ich mit ihm von den Frauen sprach, machten seine trivialen Antworten alle meine Versuche, der Unterhaltung eine geistreiche Wendung zu geben, zu Schanden.

In Bezug auf die Gesellschaft sagte er:

Ich bemerke, Madame, daß Sie mit großem Interesse von der Gesellschaft reden, Sie lieben sie wohl sehr?

Das ist der Fall, mein Herr, obgleich sie mir nicht sehr liebenswürdig erscheint.

Ich bin ganz Ihrer Meinung.

Lassen Sie uns diesen Gegenstand weiter verfolgen. Was tadeln Sie z. B. an der Gesellschaft?

Ich finde es mißlich, daß sie uns mit den Damen in allzunahe Berührung und uns ohne Gewinn um unsere Zeit bringt.

Und ich habe zu beklagen, daß sie uns mit den Männern in Berührung bringt, welche ihre Empfindungen und Gedanken — wenn sie überhaupt deren haben — immer auf dieselbe Weise ausdrücken.

Sie wollen, daß sie dafür eine neue Ausdrucksweise erfinden sollen?

Das ist es eben, wonach ich seit zwei Jahren vergebens suche.

Haben Sie vielleicht auch deshalb einen Mann genommen?

Spotten Sie nicht über die verheiratheten Frauen.

Ich spotte durchaus nicht. Die verheiratheten Damen sind den jungen Diplomaten sehr nützlich, zumal wenn ihre Männer eine hohe Stellung einnehmen, vermittelst deren sie solche zu einer Carriere verhelfen können.

Ist das Ihr Glaubensbekenntniß?

Vollkommen, Madame. Wir Franzosen werden auch hierin Engländer. Die Nützlichkeit vor Allem, — die Befriedigung des Ehrgeizes nachher — und die Liebe zuletzt.

Aber es ist durchaus nichts Neues, was Sie mir da sagen, mein Herr. Ich möchte von Ihnen etwas Neues hören. —

Etwas Neues? — Nun wohlan, denken wir ein wenig an unsere jetzige Lage.

Das verstehe ich nicht.

Nennen Sie das nicht neu, wenn sich eine junge, hübsche und geistreiche Frau an der Seite eines jungen Mannes befindet, welcher zwar, ich gestehe es, nichts weniger als hübsch, aber doch sehr — sehr verliebt ist.

Ich muß gestehen, daß diese Erklärung wenigstens originell ist.

Mein Palankin war indessen wieder hergestellt worden und wir brachen wieder auf. In Meeruth, einer großen Stadt, woselbst der Generalstabs-Major der englischen Armee stand, setzten wir unsere Unterhaltung fort. — Einmal im Zuge, kramte der Diplomat alle seine faden Redensarten aus, von denen er einen außerordentlich großen Vorrath hatte.

Mit einem erstaunlichen Gedächtnisse, welches eines bessern Inhalts würdig gewesen wäre, ließ er alle die Gemeinplätze einer leidenschaftlichen Liebe vom Stapel laufen, mit denen die Romanbibliotheken so überfüllt sind.

Bis zu diesem Punkte der Dummheit wollte ich ihn nur hinführen. Ich hatte mein Vergnügen daran, aber im schönsten Augenblicke warf ich ihm einen Blick zu, welcher ihn auf seinen Platz zurück warf.

Es war doch ein armseliger Mensch, dieser Virgil von M . . . .

In den süßen Augenblicken seiner Herzensergießungen hatte er mir erzählt, daß eine alte Dame, welche auf seinen Minister einen großen Einfluß übte, ihm versprochen habe, sobald er zurückkommen würde, ihm einen Orden zu verschaffen.

In gegenwärtiger Zeit haben gar viele Regierungen die Gewohnheit, ihren Briefträgern Orden zu verleihen.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Allgemeine Umarmung.

Meeruth. — Zuſammentreffen mit dem Generalmajor Craigie. — Brief von meiner Mutter. — Die Prinzen von Kabul.

Mein Reiſegefährte war trotz ſeines verunglückten Liebesattentats eben ſo aufmerkſam und zuvorkommend wie zuvor. Er hoffte die verlorne Partie wieder zu gewinnen. —

Er vergaß indeſſen über ſeine Liebe ſeinen Ehrgeiz nicht und unterließ es nicht bei jeder Gelegenheit auf ſeine Briefe an den Kaiſer von China zurückzukommen. — Er gedachte ſeine Reiſe an den Hof des Sohnes der Sonne auf dem Rücken eines Kameels fortzuſetzen.

In Meeruth angekommen, ward der Palankin bei Seite geſetzt, ich bezog mit meinem Manne eine für uns in Bereitſchaft gehaltene Wohnung und der Herr Geſandte fand keinen diplomatiſchen Grund mehr, ſeinen Aufenthalt in einer Stadt, in welcher er durchaus nichts Angenehmes fand, zu rechtfertigen. Ich wünſchte ihm alſo von ganzem Herzen eine glückliche Reiſe und verſprach ihm, ihn in Frankreich zu beſuchen, wo ich, ſetzte ich ſehr ernſthaft hinzu, ihn als Miniſter des Auswärtigen wieder zu finden hoffte.

In den süßen Augenblicken seiner Herzensergießungen hatte er mir erzählt, daß eine alte Dame, welche auf seinen Minister einen großen Einfluß übte, ihm versprochen habe, sobald er zurückkommen würde, ihm einen Orden zu verschaffen.

In gegenwärtiger Zeit haben gar viele Regierungen die Gewohnheit, ihren Briefträgern Orden zu verleihen.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Allgemeine Umarmung.

Meeruth. — Zuſammentreffen mit dem Generalmajor Craigie. — Brief von meiner Mutter. — Die Prinzen von Kabul.

Mein Reiſegefährte war trotz ſeines verunglückten Liebesattentats eben ſo aufmerkſam und zuvorkommend wie zuvor. Er hoffte die verlorne Partie wieder zu gewinnen. —

Er vergaß indeſſen über ſeine Liebe ſeinen Ehrgeiz nicht und unterließ es nicht bei jeder Gelegenheit auf ſeine Briefe an den Kaiſer von China zurückzukommen. — Er gedachte ſeine Reiſe an den Hof des Sohnes der Sonne auf dem Rücken eines Kameels fortzuſetzen.

In Meeruth angekommen, ward der Palankin bei Seite geſetzt, ich bezog mit meinem Manne eine für uns in Bereitſchaft gehaltene Wohnung und der Herr Geſandte fand keinen diplomatiſchen Grund mehr, ſeinen Aufenthalt in einer Stadt, in welcher er durchaus nichts Angenehmes fand, zu rechtfertigen. Ich wünſchte ihm alſo von ganzem Herzen eine glückliche Reiſe und verſprach ihm, ihn in Frankreich zu beſuchen, wo ich, ſetzte ich ſehr ernſthaft hinzu, ihn als Miniſter des Auswärtigen wieder zu finden hoffte.

Aber noch mehr Freude als die Abreiſe des Diplomaten gewährte mir das Wiederſehen mit meinem Stiefvater, welcher in Meeruth das Gros der engliſchen Armee kommandirte. Er umarmte mich mit der Herzlichkeit eines Vaters, welcher glücklich war, ſeine Tochter nach langer Abweſenheit wieder zu ſehen.

Ungeachtet meiner Verheirathung, welche ohne ſeine und meiner Mutter Zuſtimmung geſchehen war, überhäufte er mich dennoch mit Zärtlichkeit, denn er konnte es nicht vergeſſen, daß er mich erzogen hatte, und ſeine Zärtlichkeit ließ es mich erkennen, daß ich ihm noch theuer war.

Ich habe dich immer wie mein Kind lieb gehabt, meine Lola, ſagte der vortreffliche Mann.

Ich weiß es, mein Vater, verſetzte ich, und ich habe niemals die Wohlthaten vergeſſen, welche ich Ihnen verdanke.

Du haſt mir und deiner Mutter vielen Kummer verurſacht.

Und nicht weniger, mir ſelbſt, mein Vater.

Wie konnteſt Du dich auch ohne den Rath, ohne die Zuſtimmung derjenigen, welche Dich ſo ſehr lieben, zu einer Heirath entſchließen.

Heirath, verſetzte ich ſchluchzend, ja, was man ſo in England Heirath nennt. —

Was meinſt Du damit?

Ich will damit ſagen, daß ich eigentlich nicht weiß, ob ich wirklich verheirathet bin. Ich werde Ihnen ſpäter das erzählen. Sagen Sie mir jetzt nur, wo und wie ſich meine Mutter befindet.

Sie hat ſich nach Simla übergeſiedelt, um daſelbſt während der heißen Jahreszeit zu bleiben. Deine Heirath hat ſie ſehr aufgebracht.

Aber sie selbst war ja die Ursache.

Wie? — Du versetzt mich in das größte Erstaunen.

Sie wollte mich ja wie eine Waare verhandeln, was sie verheirathen nannte. —

An wen? —

Wissen Sie es denn nicht? An einen alten Mann, der ein großes Vermögen in Indien besitzen soll.

An einen Alten? sagte der Major erstaunt.

Ja, an einen Alten, dessen Enkel ich sein könnte.

Wer hat Dich denn davon unterrichtet?

Nun, ich habe es von meiner Mutter selbst erfahren. —

Wenn dem so ist, meine Tochter, so wollte es deine Mutter gewiß nur in Rücksicht auf Dein Glück, denn man kann nicht vermuthen, daß eine Mutter etwas Anderes als die Wohlfahrt ihrer Tochter vor Augen hat. Bist Du denn jetzt glücklich und zufrieden?

Ach nein, im Gegentheil, versetzte ich mit Thränen in den Augen, ich bin sehr unglücklich. —

Unglücklich? —

Weil ich meinen Mann nicht liebe, weil ich ihn niemals lieben werde!

Warum hast du ihn aber denn geheirathet?

O, man kann wohl zuweilen genöthigt sein, einen Menschen, den man nicht liebt, zu heirathen. — Um dem Alten zu entgehen, hätte ich am Ende den Teufel geheirathet.

Es ist sehr nöthig, mein Kind, daß Du dich mit deiner Mutter wieder aussöhnst.

Sie wird nicht wollen. —

Eine Mutter verzeiht immer gerne. Schreibe ihr nur einen recht liebevollen Brief, sie wird ihn sehr bald erhalten,

und Du wirſt ſehen, wie glücklich ſie ſein wird, Dir ihre Liebe bezeigen zu können.

Ich folgte alſobald dem Major Craigie und eine Woche ſpäter empfing ich folgende Antwort von meiner Mutter:

Simla, den 27. Juli 1843.

Meine liebe Tochter!

„Wenn die Fehltritte eines Kindes ſich mit ſeiner Un-
„erfahrenheit und Verführung entſchuldigen laſſen, ſo iſt
„eine Mutter ſtets geneigt zu verzeihen. Aber niemals
„werde ich einem Menſchen verzeihen, welcher mein Ver-
„trauen und die Freundſchaft, welche er in unſerm Hauſe
„genoß, gemißbraucht hat, um ein Kind zu entführen,
„welches noch nicht begriff, was man ihm that. — Dieſer
„Menſch hat mit der Religion wie mit der Unſchuld ſein
„Spiel getrieben, und ich bezweifle, daß ihm Gott jemals
„das Glück, deſſen er ſich ſo unwürdig gezeigt hat, ge-
„währen wird.

„Was Dich betrifft, ſo verzeihe ich Dir von ganzem
„Herzen. Komme nach Simla, um daſelbſt einige Zeit
„mit mir zu verleben. Die Freude, welche mir Dein Wie-
„derſehen bereiten wird, wird Dich überzeugen, daß eine
„Mutter zu verzeihen weiß.

Deine Dich liebende Mutter

D. Montalvo Craigie."

Ich zeigte meinem Vater dieſen liebevollen Brief, welcher uns beiden das größte Glück gewährte.

Mein Mann, welchem ich ihn aus beſonderen Gründen zeigen zu müſſen glaubte, las ihn mit dem größten Zorn. Er erweckte in ihm gar böſe Erinnerungen.

Ich ſagte ihm, daß ich nach Simla reiſen würde. Er antwortete nicht und holte nur ſein Notizbuch herbei, welches

er mir ſchon einmal auf unſerer Reiſe, um mir eine angenehme Zerſtreuung zu machen, verleſen wollte, ſchrieb mit Bleiſtift einige Zeilen darin nieder, welche wahrſcheinlich einen ſehr tiefen Sinn hatten, ſteckte es dann wieder ins Futteral, und zog ſich höflich, ohne noch ein Wort zu ſagen, zurück.

In der Zeit, als ich nach Simla abreiſte, war der Krieg in Afganiſtan auf eben dieſelbe Weiſe beendigt, wie in dieſem halbwilden Lande alle Kriege enden. Man fraternisirt unter Flintenſchüſſen und unterzeichnet die Friedenstractate mit den Waffen in der Hand.

Die engliſchen Truppen, welche an den Grenzen Oſtindiens ſtanden, vereinigten ſich in Meeruth, um von hier aus ihre Quartiere in den umliegenden Ortſchaften zu beziehen.

Es wurden öffentliche Feſte zur Feier des Friedens gegeben, welcher mit den Prinzen von Kabul, die einen Theil ihrer Ländereien den Engländern abgetreten hatten, geſchloſſen worden war.

Um ſich von den Anſtrengungen des Krieges zu erholen, wollten ſich die Prinzen nach Simla begeben, ſie nahmen jedoch auch die Abſicht mit, ſich von dort her mit Frauen zu verſehen.

Sie durchzogen das Land mit ihren Schätzen, die ihnen die Engländer für den Augenblick noch gelaſſen hatten, überall anfragend, ob man ihnen nicht Weiber verkaufen wolle.

Prächtig! Sie erboten ſich ſogar, ſie baar zu bezahlen.

Die engliſchen Damen, welche in dieſem Augenblicke ſehr zahlreich in Meeruth verſammelt waren, bewunderten die reiche Kleidung dieſer wilden Fürſten.

Es waren einige unter ihnen, die ſich ſehr gern von ihnen hätten entführen laſſen, aber ſie waren nur vom Militair umſchloſſen, welches in Meeruth zuſammengezogen war. Es

waren da um ſie und unter ihnen ihre Ehemänner, ihre Brüder, ihre Söhne und ſelbſt Couſins, welche die Freude des Wiederſehens nach dem Kriege zu feiern hierhergekommen waren.

Es war eine allgemeine Umarmung, wohin man ſich auch wandte. Jeder betheiligte ſich dabei, mein Mann und ich waren allein davon ausgenommen. Alle Welt war glücklich, ſich wieder zu ſehen, und wir — waren froh, daß wir auseinander kamen.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Ein Affe als Liebesbote. — Ein verliebter Knabe.

Es war die ſchönſte Jahreszeit, als ich nach Simla kam.

Dieſen kleinen Winkel Indiens, deſſen Lage reizend iſt, hat die Natur mit den ſeltenſten Gewächſen und Blumen, mit den ſchattenreichſten Bäumen, mit den ſchönſten Raſenplätzen, den klarſten, reinſten Gewäſſern überſchüttet. Hier findet man das Clima Neapels, durch den friſchen Hauch pyrenäiſcher Winde gemäßigt, wieder.

Simla iſt das indiſche Baden-Baden, das Greetna-Green der Verliebten, das Bedlam der alten Knaben, das Paradies der Frauen, ein unglückſeliger Aufenthalt aber für viele Männer.

Unter dem Vorwande, ſeine Geſundheit durch die Heilmittel dieſes Ortes wiederherzuſtellen und ſein Leben dadurch zu verlängern, überläßt ſich hier der Engländer allen möglichen Ausſchweifungen, welche ihn tödten.

Man tanzt, jagt, trinkt, ißt, ſpielt, die reichen Leute kommen hierher, um die kleinen, ſo reizenden Capitalſünden zu begehen.

Ich fand meine Mutter in einem kleinen, allerliebſten Landhauſe, welches am Fuße eines Berges lag.

Miſtreß Craigie nahm mich zwar freundſchaftlich, aber dennoch ein wenig kalt auf.

Sie war ſo eben von einer Promenade zurückgekehrt, welche ſie in einer eleganten „Jumpaune", einer mit geöltem Tuche verdeckten Tragbahre, gemacht hatte. Dieſes geölte Tuch vertritt in Indien das Wachstuch.

Nachdem ſie mich umarmt hatte, begann ſie von meiner Verheirathung zu ſprechen. Ihre Rede währte lang und war nicht ohne Härte.

Wenn Du nur mehr kindliches Vertrauen zu mir gehabt hätteſt! ſagte ſie.

Und wie wäre es dann gekommen, meine Mutter?

Du wärſt jetzt eine der reichſten und angeſehenſten Damen in Indien.

Und eine der lächerlichſten — wandte ich ein.

Lächerlich?

Es iſt nichts ſo lächerlich, als die junge Frau eines Graukopfes zu ſein.

Findeſt Du es aber etwa nicht lächerlich, als ein ſo junges Mädchen einen vermögensloſen Mann geheirathet zu haben, welchen Du nicht einmal liebſt?

Laſſen Sie das, liebe Mutter. Es gewährt mir eine ſo große Freude, Sie wieder zu ſehen, daß ich den Kummer, welchen ich Ihnen und mir ſelbſt gemacht, vergeſſen möchte.

Dieſe für mich ſo unangenehme Unterhaltung wurde durch die Beſuche, welche jetzt erſchienen und bald das Geſellſchaftszimmer anfüllten, unterbrochen. Die Gegenwart dieſes Schwarms von eleganten Nichtsthuern befreite mich vorläufig von weiteren Strafpredigten.

Es war in dieſem Aufenthalte weiblicher Koketterie und männlicher Galanterie natürlich, daß die Anbeter meiner Mutter nach und nach von ihrer Seite verſchwanden und ſich der Tochter zuwandten.

Ich ſang mit Gefühl und hatte eine ſchöne Stimme, ich tanzte mit Grazie, ich ſpielte Piano, die Harfe und Guitarre, ich war eine gute Reiterin, ich verſtand, die Waffen zu führen, ich konnte fechten und war eine gute Schützin, ich war unermüdlich auf der Jagd.

Alle dieſe kleinen Talente machten mich zur Löwin der Geſellſchaft in Simla.

Von den Männern geſucht, von den Frauen, gegen welche ich mich ſtets angenehm zeigte, und deren Eigenliebe ich zu beleidigen vermied, wohlgelitten, führte ich ein Leben voller Freuden und Vergnügungen.

Ueberall, im Salon, auf der Promenade, zu Fuße, zu Pferde, zu Wagen ward ich von Anbetern umringt, von allen Seiten, in allen Formen, in allen Sprachen wurde mir gehuldigt. Dieſe allgemeine Huldigung aber ermüdete mich, und ich ſuchte noch Abwechslung von dieſen Fadheiten des Salons.

Ich fand ſie auf die ſchönſte Weiſe in der Betrachtung des magiſchen Panoramas, welches ſich vor meinen Fenſtern ausdehnte. Meine Augen ruhten mit Entzücken auf dieſer reichen Vegetation, welche, ſchon an ſich ſo ſchön, noch origineller durch die fremden Gäſte war, die ſich auf und in ihr herumtummelten. — Es gewährte mir das größte Vergnügen, wenn ich in den Eichenwäldern, welche faſt meine Wohnung berührten, Affen, an Größe und Haltung den Menſchen ähnlich, ſich unaufhörlich bewegen ſah, die einen auf den Zweigen ihre komiſchen Sprünge machend, die andern unter den friſchen Gräſern nach Erdbeeren, oder nach Himbeeren zwiſchen dem Geſtrüppe ſuchend.

Mitten unter ihnen bewegten ſich ganze Schaaren von wilden Katzen mit ihrem mißtönigen Geſchrei und bildeten in dem Dickicht lange Furchen von Gold und Azur.

Wie in den Badeörtern in Europa, ſo iſt auch in Simla die Galanterie früh auf, denn ſie weiß, daß die Saiſon nur kurz iſt und daß man ſich beeilen muß, um ſie zu nützen.

Leute von jedem Alter umſchwärmten, unter dem Schein irgend einer Beſchäftigung, in der That aber nur meinetwegen meine Wohnung.

Einer von ihnen, ein junger Offizier von der Königlichen Marine, Sir A. Ph... hatte, gewiß um ſeine mathematiſchen Studien nicht zu vergeſſen, das Anſehn, als berechnete er die Entfernung des Bodens von meinem Fenſter.

Ein Anderer kam, noch ehe es Tag war, und legte vermittelſt einer großen Stange Briefe auf das Fenſtergeſimſe.

Ich erinnere mich hierbei auch der vielen Briefe, welche ich von einem Knaben von kaum ſiebenzehn Jahren empfing. Er wollte mich durchaus und ohne alle Umſchweife heirathen. Sein Beiſtand bei dieſem Unternehmen war ein zahmer Affe, welchen er zur Rolle eines galanten Liebesboten abgerichtet hatte.

Jeden Morgen ſah ich dieſen zuverläſſigen Unterhändler das Dach entlang nach meiner Wohnung klettern. Er warf ſeinen Brief durch die Jalouſien in mein Zimmer hinein und kehrte alſobald wieder um.

Nach und nach wurde der Affe dreiſter, zuletzt kam er jedesmal, wenn es anging, ohne Umſtände, ins Zimmer hinein und legte die Liebesbriefe ſeines Herrn auf mein Bette nieder.

Er klopfte ſogar ans Fenſter, wenn es geſchloſſen war und harrte ſo lange aus, bis ich mich erhoben hatte, um ihm zu öffnen.

Endlich ging es ſo weit, daß der ſonderbare Beſuch ſich bei mir niederließ und mir Geſellſchaft leiſtete und um mich

von dieſen läſtigen Beſuchen zu befreien, ſah ich mich genöthigt die zärtlichen Briefe ſeines Herrn zu beantworten.

Ich ſchrieb alſo und ſiegelte den Brief mit dem Schlößchen am ſilbernen Halsbande des Affen, öffnete das Fenſter und ſah ihn alſobald ſich auf den Rückweg machen.

Der Brief hatte folgenden Inhalt:

„Mein Herr!

„Ohne Zweifel iſt es Ihr Scherz, wenn Sie in Ihrem „Alter mit mir von Liebe ſprechen. Sie ſagen mir zwar, „daß ich Ihre Liebe auf jede beliebige Weiſe erproben „könnte, aber ich weiß zu gut, daß die Jugend und das „Alter ſtets mehr verſprechen, als ſie halten können.

„Sie wiſſen nicht, welche Einbildung die Liebe hat. Sie „haben wenigſtens noch funfzehn Jahre zurückzulegen, um „alle ihre Arten kennen zu lernen.

„Deshalb, mein Herr, gebe ich Ihnen den Rath, Ihre „Liebe zu vergeſſen. Wenn man damit zu früh beginnt, „verliert man ſehr bald den Geſchmack daran. Glauben „Sie der gewiegten Erfahrung einer ſiebenzehnjährigen „Frau, und entſchuldigen Sie mich, wenn ich nicht im „Stande bin, Ihre Empfindungen zu theilen.

Lola Guilbert James."

Auf dieſen Brief erhielt ich ſofort Antwort. — Der junge Thor hielt ſich noch nicht für geſchlagen, er beantwortete meine philoſophiſchen Bemerkungen mit den ausſchweifendſten Betheuerungen und kündete mir die unglaublichſten Entſchlüſſe an.

Der Brief lautete:

„Madame!

„Meine Liebe iſt durch Ihre Antwort nur noch heftiger „geworden. Es iſt durchaus nothwendig, daß Sie mir „das Glück gewähren, Sie zu ſprechen.

„Um dies zu erreichen, bin ich zu Allem fähig. Ich „will Ihnen, wenn es sein muß, meinen Affen opfern, „will mich in sein Fell hüllen und hoffe wenigstens in „dieser Verkleidung bis zu Ihnen zu gelangen."

Dieser Entschluß des jungen Liebenarren machte mich lachen. Der arme, so gelehrige Affe dachte gewiß nicht daran, daß er der Ueberbringer eines Briefes war, welcher eine Verschwörung gegen sein Leben enthielt.

Ich verzichtete darauf, ihn davon abzulenken, es wäre das eine unnütze Mühe gewesen, indessen erschien es mir doch originell und ungefährlich, seinen Besuch zu empfangen.

So empfing ich ihn denn während der Abwesenheit meiner Mutter und gewährte ihm die erbetene Audienz.

Er erschien in einem prächtigen Knabenanzuge.

Sein regelmäßiges, sanftes Gesicht verrieth nicht im mindesten die Leidenschaft, die in seinem Herzen wühlen sollte. Seine schönen blonden Haare fielen ihm über die Schultern herab, sein niedergeschlagener Halskragen von blendender Weiße ließ einen hübschen, runden Hals sehen.

Wie groß war mein Erstaunen, als er nach kaum angefangener Unterredung zur weitern Entwicklung seiner Liebesbriefe vorschreiten wollte.

Obgleich kaum siebenzehn Jahre alt, war der Knabe doch schon vollkommen reif.

Wenn ich ihn hätte machen lassen, hätte er Wunder verrichtet. Dieses Wunderkind war ein Engländer aus sehr guter Familie.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Simla.

Liebesattentat gegen die Prinzen von Kabul. — Ihre Begegnung. — Auf der Jagd.

Der kleine Ausbund intereſſirte mich. Er wiederholte öfter ſeine Beſuche, aber wie in der Welt ſich Alles abnutzt, ſo wurde ich bald auch ſeiner überdrüſſig.

Meine Mutter wollte mich beſtimmen nach Meeruth zu meinem Manne zurückzukehren.

Dieſer Rath kam mir ſehr luſtig vor, zumal in einer Zeit, wo der Aufenthalt in Simla erſt ſeine Reize bekam.

Die Frauen kamen jetzt ſchaarenweiſe ohne ihre Männer an, die Männer ohne ihre Frauen. Wie immer in den Badeorten und auf den Maskenbällen wurden erſt kurz vor dem Schluſſe die Intriguen bis zum Abentheuerlichen ausgeſponnen, die unerwarteten Ereigniſſe und Verwicklungen häuften ſich und die Entwickelungen waren noch unerwarteter, beſonders wenn ein Mann ſeine Frau oder dieſe jenen bei ihren Verräthereien ertappten.

Auch die Prinzen von Kabul waren in Simla nun ange-

kommen, um ſich in dieſem reizenden Capua zu erholen. Da ſie von den Engländern im Kriege überwunden worden waren, ſchienen ſie ſich vorgenommen zu haben, ſich bei den Damen zu revangiren. Die jungen Wilden fühlten das Bedürfniß ſich zu civiliſiren.

Um die Koſten dieſer Aufklärung zu bezahlen, führten ſie eine große Menge ſehr werthvoller Juwelen bei ſich.

Ihr Gefolge war glänzend und beſtand aus Sklaven, welche nach der Sitte des Landes die koſtbaren Schätze und Geſchenke trugen, mit welchen man die Schönen in Simla zu fangen gedachte.

Eine von dieſen, Miſtreß Ch..., von gleicher Weltanſchauung wie ich, ſchlug mir vor mit ihr die Eroberung dieſer reichen Prinzen zu verſuchen, welche nichts anderes von den Schönen verlangten, als daß ſie ſich erobern laſſen ſollten.

Was wollen wir nun mit dieſen liebenswürdigen Fürſten beginnen? fragte ſie mich.

Das iſt ſehr einfach, wir wollen uns mit ihnen amüſiren.

Aber wie?

Es iſt ihre Sache uns anzugeben, auf welche Weiſe ſie uns amüſiren wollen. Darüber beruhigen Sie ſich, Sie brauchen daran keinen Anſtoß zu nehmen. Wenn die Prinzen einmal im Zuge ſind, dann werden ſie ihrer wilden Galanterie ſchon die Ziegel ſchießen laſſen.

Es ſollte alſo genügen, wenn man ſie nur dazu veranlaßt?

Ganz gewiß!

Für den Anfang können wir das wohl thun, aber ſpäter? Ich ſehne mich nicht darnach, nach ihrem Harem entführt zu werden. Sie vielleicht?

Ich eben ſo wenig.

Aber ſie werden es mit Hinweiſung auf ihre Schätze von uns verlangen.

Und wir werden auf dieſen Vorſchlag mit einem andern antworten.

Mit welchem denn?

Sie zu heirathen!

Das wäre! —

Aber wir heirathen ſie vor ihrem Brahma — anders nicht.

Vor ihrem Brahma? — In der That, das würde uns durchaus nicht verbindlich machen.

Und wir werden was zu lachen bekommen.

Zur Einleitung, ſagte Miſtreß Ch..., ſchlagen wir ihnen einen Spazierritt vor, oder daß ſie uns in ihrem ſchönen Palaſt, welchen ſie für die Saiſon gemiethet haben, einen Ball geben ſollen. — Haben Sie ihn geſehen? —

Nein, aber ich habe andere Paläſte geſehen, ich kann mir recht gut denken, wie dieſer orientaliſche Palaſt eingerichtet ſein mag.

Ich habe ihn geſehen und ich glaube, daß Sie Sich kaum eine Idee davon machen können. Denken Sie ſich, nicht allein die Zimmer, auch der Garten iſt mit Kachemirtüchern drappirt. Dieſen koſtbaren Stoff ſieht man überall, wohin man blickt, ſelbſt unter den Füßen der Pferde, welche mit der ſtolzen Majeſtät dieſer Race — denn dieſe Pferde ſind mit großen Koſten aus Perſien hergebracht worden — darauf herumtreten.

Die Kachemirtücher rühren mich nicht, aber es gelüſtet mich, die Perſiſchen Pferde zu beſteigen. Ich ziehe alſo den Spazierritt allem Andern vor.

Die Helden unſeres Geſprächs kamen gerade in dieſem Augenblick an uns vorüber. Sie ritten in einem Coſtüm

welches vollkommen dem Mittelalter entlehnt zu sein schien, auf die Jagd. Sie trugen Brustharnische von Silber und Gold, welche in der Sonne wiederglänzten, lange Säbel und Spieße von übermäßiger Länge. Die Pferde hatten ebenfalls eiserne Panzer und Decken aus prachtvollen Stoffen mit den lebendigsten Farben. Vor ihnen, hinter ihnen und zur Seite ritten Bewappnete, theils auf Elephanten, theils auf Kameelen. —

Beim Anblick dieser Ausrüstung glaubte man sich in die Epoche der Kreuzzüge oder in die Oper, am Tage der Vorstellung der Jüdin versetzt.

Mistreß Ch... welche unser Vorhaben durchaus zur Ausführung bringen wollte, nahm ihren Stand am Fenster, so daß man sie bemerken mußte. Die Prinzen hielten an um sie und mich, die ich mich etwas zurückgezogen hatte, zu begrüßen.

Sie antwortete mit einem graziösen Lächeln, welches so ermuthigend war, daß der Zug anhielt.

Die Prinzen stiegen ab und fortwährend grüßend, indem sie ihre Hände abwechselnd an Brust und Stirn legten, luden Sie uns ein, sie zu begleiten. —

Man ließ die schönsten Vollblutpferde herbeiführen, unsere englischen Sattel herbeiholen und nun ging's fort. —

Als sich Mistreß Ch... so plötzlich von so vielen Bewaffneten und bärtigen schwarzen Kriegern umgeben sah, welche unbeweglich unter ihrem Haïck — einem weißen Zelte, das gegen die tropische Hitze der Sonne diente — auf sie feurige Tigerblicke warfen, verlor sie plötzlich ihre Muthwilligkeit und wurde sehr ernst.

In welche Gefahr begeben wir uns da, meine Liebe, sagte sie.

Sie haben Furcht?

Ich glaube. Finden ſie nicht, daß wir ganz den Anſchein haben, als ſollten wir nach dem Harem geführt werden?

Und wenn es auch ſo wäre? Es wäre mir ganz angenehm, einmal ein Serail zu ſehen.

Aber wiſſen Sie nicht, daß das uns noch weiter führen kann? —

Eine Frau kann nie zu weit gehn.

Es kommt darauf an, wohin man geht.

Beruhigen Sie ſich, Liebe. Wir gehen nicht weiter, als zur Jagd. Sie ſehen nichts, als die ſchwarze Leib-Garde, welche ihnen Furcht verurſacht, ſehen Sie aber doch etwas weiter, die herrlichen jungen Leute mit den Falken auf ihren Händen oder Köpfen, die Jagdgeräthe, Tiraß und Netz, liebenswürdige Prinzen, deren galante Haltung vielleicht nicht ganz unſerm Geſchmacke entſpricht, aber durchaus nicht furchterregend iſt, dieſes Alles meine Liebe, kann nur den Wachteln, gegen welche wir gehen, Furcht einflößen.

welches vollkommen dem Mittelalter
auf die Jagd. Sie trugen Brustha
Gold, welche in der Sonne wiederglä
Spieße von übermäßiger Länge. Di
eiserne Panzer und Decken aus prac
lebendigsten Farben. Vor ihnen, hi
ritten Bewappnete, theils auf Elephant

Beim Anblick dieser Ausrüstung
Epoche der Kreuzzüge oder in die D
stellung der Jüdin versetzt.

Mistreß Ch... welche unser Vorh
führung bringen wollte, nahm ihren
daß man sie bemerken mußte. Die Pr
und mich, die ich mich etwas zurückgezog

Sie antwortete mit einem graziöse
ermuthigend war, daß der Zug anhielt.

Die Prinzen stiegen ab und fortwäh
ste ihre Hände abwechselnd an Brust und
Sie uns ein, ste zu begleiten. —

Man ließ die schönsten Vollblutpferde
englischen Sattel herbeiholen und nun ging

Als sich Mistreß Ch... so plötzlich
waffneten und bärtigen schwarzen Kriegern um
unbeweglich unter ihrem Haïck — einem
gegen die tropische Hitze der Sonne diente —
Tigerblicke warfen, verlor ste plötzlich ihre Mu
wurde sehr ernst.

„In welche Gefahr begeben wir uns da,
sagte ste.

„Sie haben Furcht?

gte ich zu ihr, jetzt ist es Zeit, Furcht zu

t, daß sie uns kaufen wollen? fragte sie.
das war der Grund, weshalb sie sich bis
enommen haben.
rrköpfig wie alle Indier, verfolgten in der
d wollten durchaus die Preise wissen.
für Deine schwarze Augen? Mit dieser
as Geschäft.
suchte sich durch einen übereilten Scherz
ziehen.
einen Mann fragen, sagte sie lächelnd.
n ihn fragen lassen, riefen die beiden
alsobald einem ihrer Leute:
Sir Ch... auf, welchen Du im Mäßig-
, und ersuche ihn, hierher zu kommen.
den Haushofmeister abziehen sah,

del mit mir.
zahlen für Deine großen blauen

den Handel in die Länge zu ziehen.
rinz? fragte ich.
ten, welche Du hier blitzen siehst.

halb Kabul, sagte der älteste

lachend.
bot mehr annehmen, da das
ben war und rief nun laut:
!

Vierunddreißigstes Kapitel.

Simla. Frauenkauf.

Die Jagd. — Weg von Borenda.

Die Jäger traten hinter die Djungles, ſchlugen die Trommel und ſtießen in die Trompete, um das Wild aufzuſcheuchen. Die Djungles ſind dichte Hecken von Geſtrüppe und Rohrgebüſch und von der Höhe eines Elephanten. —

Beim Anblick dieſes Rüſtwerkes, würde ein Europäer geglaubt haben, daß wir ganze Schaaren von wilden Schweinen oder Heerden von Elephanten umzingeln wollten. Aber unſer Geſchäft war viel ſanfterer Natur, wir hatten es nur mit den armen, vertheidigungsloſen Wachteln zu thun. Aber ſie waren ſo zahlreich, ſie wurden in ſo großer Zahl geſchoſſen, daß mich dieſes einförmige Vergnügen zu langweilen begann.

Zur Abwechſelung ſchlug ich der Miſtreß Ch... vor, einen Wettritt zu machen und wir lenkten unſere Pferde einem lichten Platze zu, welchen wir etwas tiefer im Walde bemerkten. —

Als man uns ſo plötzlich verſchwinden ſah, ließen die Prinzen ihre Jäger die Jagd fortſetzen, ſie aber ſelbſt folgten uns mit einer ſolchen Geſchwindigkeit, daß ich, um ihnen nicht

die Genugthuung zu geben uns alljubald einzuholen, zur Miſtreß Eh... ſagte:

Ach, meine Theure, jetzt wollen ſie uns wirklich nach ihrem Harem entführen. Unſere Rettung hängt allein von der Schnelligkeit unſerer Roſſe ab. —

Sie ſcheinen ſich wirklich unſerer bemächtigen zu wollen. Welch eine entſetzliche Miene ſie haben, ſo an ihren Sätteln hängend. Vorwärts! Vorwärts!

Unſere Verfolgung hatte aber durchaus keinen andern Zweck, als unſere Geſellſchaft wieder zu gewinnen.

Sie erreichten uns bald. Der Ort bei welchem wir gefangen wurden, hieß Borendo. Er liegt an der Hauptkette des Hymalayagebirges, welches hier immerwährend mit Schnee bedeckt iſt.

Die Prinzen verdoppelten, da ſie uns gefangen hatten, ihre Liebenswürdigkeit.

Es kam mir die Luſt den Pfad zu gewinnen, welcher in Simla für ganz beſonders gefährlich galt.

Wir übergaben alſo unſere Pferde den Paharis, indiſchen Landleuten, die kleine Hütten mit ſpitzen, gewölbten Dächern am Fuße des Gebirges bewohnen, und begannen dann mit den Prinzen eine Fußreiſe, welche wirklich luftig genannt werden konnte. Als wir aber den Gipfel erreicht hatten, ließ uns die reizende Ausſicht unſere beſchwerliche Wanderung vollkommen vergeſſen. Auf der einen Seite breiteten ſich ungeheure Schneefelder aus, auf der andern Seite erblickten wir die herrlichſten grünen Wieſen, eine ewig blühende Natur.

Wir bemerkten noch ein anderes Wunder der Temperatur. Je weiter wir hinauf ſtiegen, je kälter wurde die Luft, während die Sonne uns auf dem Rücken brannte.

Es ſchien uns, als hätten wir das Geſicht in Sibirien

und den Rücken im Tropenlande. Unſere Naſenſpitze erfror uns und unſer Rücken bratete.

Ueber unergründlichen Abhängen ſchwebend, wagten wir es nicht mehr um uns zu ſchauen, mich faßte ein unwiderſtehlicher Schwindel, und ich würde in den Abgrund, d. h. in's Grab geſtürzt ſein, hätte mich der ältere Prinz nicht ſchnell am Arme feſtgehalten.

Da er mein Retter geworden war, wollte er noch mehr werden. Seine originelle Galanterie gefiel mir ganz außerordentlich gut, weil ſie mir völlig neu war.

Indem wir den Rücken des Gebirges hinabſtiegen, unterhielten wir uns in der hinduſtaniſchen Sprache, welche in Indien die Sprache der Höfe, wie in Europa die franzöſiſche Sprache die Sprache der Diplomatie iſt. Miſtreß Ch... folgte uns mit dem jüngern Prinzen. Sie wurde allmählig ruhiger und legte ihre europäiſchen Vorurtheile ab. Ich war im beſten Zuge mit den Prinzen.

Seine Reden athmeten lauter Poeſie und Liebe.

Tochter des Himmels, ſagte er, Du verdienſt es die erſte meines Harems, die ſchönſte Perle meines Schatzes zu werden.

Deine Worte, Prinz, verſetzte ich, ſind glänzender als das funkelnde Gold Deines Schatzes.

Meine Liebe für Dich iſt brennender als die Sonne! entgegnete er wieder, und während er dies ſprach, beugte er ſich zur Erde und küßte ehrfurchtsvoll meine Füße. Sein jüngerer Bruder folgte alſobald dieſem Signal und that' ebenſo mit Miſtreß Ch...

Es iſt doch gar zu ergötzlich, meine Theure, ſagte ſie, dieſe Prinzen in ſolcher Stellung zu ſehen.

Und zudem noch ſehr ungewöhnlich, ſagte ich.

Wenn doch die Frauen in Europa ſo glücklich wären, ſolche wilde Männer daſelbſt zu haben.

Ei, ſie machen ja vortreffliche Fortſchritte, nur immer zu.

Während dieſer Zwiſchenunterhaltung legte der ältere Prinz die Hand auf ſein Herz, zum Zeichen ſeiner Begeiſterung; der jüngere that ebenſo.

Kabul wird ſtolz ſein Dich zu beſitzen, fuhr er dann fort, denn Dein Geſicht gleicht an Weiße dem Schnee des Berges, Deine Augen übertreffen an Glanz die Diamanten, und Dein Haar iſt ſchöner als das reiche Gefieder unſerer Vögel.

Was ſagen Sie zu Kabul, fragte ich, den Prinzen unterbrechend, die Miſtreß Ch... Finden Sie nicht, daß Kabul und der Harem gleichbedeutend ſind?

Gehen Sie, Sie wollen mir nur wieder Furcht machen.

Wenn Sie von Ihrer Furcht nicht laſſen können, ſo müſſen wir uns mit dem orientaliſchen Styl begnügen, welcher auf die Dauer ſehr langweilig iſt. Ich habe für jetzt genug davon und werde ein Amendement vorſchlagen.

Sehen Sie, Prinzen, jene einladende Hütte? Laſſen Sie uns daſelbſt ein wenig ausruhen und einige Früchte genießen.

Mein Vorſchlag ſchien ſie ſehr verlegen zu machen, was uns von ſo galanten Herren ein wenig wunderlich vorkam. Indeß waren ſie doch ſo höflich, uns dahin zu führen.

Als die Hüttenbewohner uns kommen ſahen, kamen ſie uns entgegen und luden uns ein, unter ihr gaſtliches Dach zu treten. Einer trug uns Milch auf, der Andere brachte Früchte, Mangobeeren, Weintrauben und Bananen herbei. Miſtreß Ch... und ich fielen mit einem wahren Heißhunger darüber her.

Die Prinzen begnügten ſich damit, unſern Appetit zu bewundern.

Während wir unſer frugales Mahl verzehrten, tanzten die jungen Landmädchen vor uns. Ihre Tänze beſtanden in wollüſtigen und durchaus tactmäßigen Bewegungen des Körpers.

Die Männer ſchlugen mit den Säbeln aneinander, ſie ſchoſſen Pfeile ab und begleiteten dieſes Schauſpiel mit einem ganz eigenthümlichen Gebehrdenſpiel.

Unſere Prinzen hatten uns indeſſen höchſt proſaiſch den Rücken zugekehrt und ſich etwas von uns entfernt.

Miſtreß Ch... beunruhigte ſich über dieſe, bei Verliebten etwas ſonderbare Haltung.

Sie wundern ſich, meine Liebe, über ein Betragen, welches ſo wenig galant erſcheint?

Die Prinzen ſcheinen in der That unzufrieden zu ſein, wir haben ihnen doch nichts Uebles zugefügt.

Sie ſcheinen es nicht zu wiſſen, daß die Prinzen zu einer religiöſen Sekte gehören, welche eben ſo wie die Bewohner von Nepaul, ihre Nachbaren, ſich beim Eſſen einſchließen. In ihren Augen iſt das Eſſen eine unheilige Verrichtung, welche ſie ganz im Geheimen abzumachen pflegen.

Nach unſerem Mahle ließen wir uns unſere Pferde wieder vorführen. Während wir zuſammen ritten, wurden die Prinzen mit jedem Augenblicke verliebter.

Den Reſt des Tages verbrachten wir in ihrem Palaſte, unſere Wilden wurden gänzlich humaniſirt, und ihre Zärtlichkeit kannte keine Grenzen.

Als ſie vollkommen civiliſirt waren, ließen ſie von ihrer Zurückhaltung ab und wurden ſehr unternehmend. Sie ſchienen gar nicht abgeneigt zu ſein, uns zu entführen, aber nicht auf Europäiſche Weiſe, ſie wollten uns kaufen.

Als Miſtreß Ch... vom Weiterziehen reden hörte, ſah ſie mich beſtürzt an.

Meine Gute, ſagte ich zu ihr, jetzt iſt es Zeit, Furcht zu haben.

Iſt es ihr Ernſt, daß ſie uns kaufen wollen? fragte ſie.

Ohne Zweifel; das war der Grund, weshalb ſie ſich bis jetzt ſo vernünftig benommen haben.

Die Prinzen, ſtarrköpfig wie alle Indier, verfolgten in der That ihre Ideen und wollten durchaus die Preiſe wiſſen.

Was geben wir für Deine ſchwarze Augen? Mit dieſer Frage begannen ſie das Geſchäft.

Miſtreß Eh... ſuchte ſich durch einen übereilten Scherz aus der Klemme zu ziehen.

Das mußt Du meinen Mann fragen, ſagte ſie lächelnd.

Nun, wir werden ihn fragen laſſen, riefen die beiden Prinzen, und befahlen alſobald einem ihrer Leute:

Tatzbir, ſuche den Sir Eh... auf, welchen Du im Mäßigkeitsvereine finden wirſt, und erſuche ihn, hierher zu kommen.

Als Miſtreß Eh... den Haushofmeiſter abziehen ſah, zitterte ſie ſehr.

Jetzt begann der Handel mit mir.

Was haben wir zu zahlen für Deine großen blauen Augen? —

Es machte mir Spaß, den Handel in die Länge zu ziehen.

Was bieteſt Du mir, Prinz? fragte ich.

Dieſe herrlichen Diamanten, welche Du hier blitzen ſiehſt.

Das iſt nicht genug.

Nun wohlan, ich biete Dir halb Kabul, ſagte der älteſte Prinz mit flammenden Augen.

Das iſt zu viel, verſetzte ich lachend.

Ich konnte nun weiter kein Gebot mehr annehmen, da das Maximum mir bereits bewilligt worden war und rief nun laut:

Ich ſtehe ab von dem Geſchäfte!

Du willst nicht? sagte der Prinz mit trauriger, tonloser Stimme, und weshalb willst Du nicht?

Weil sich bei uns die Frauen nicht verkaufen, ich wollte mir nur einen Scherz mit Dir machen.

Aber wenn man bei Euch die Frauen nicht kaufen kann, was beginnen denn die Männer, wenn sich ihrer eine Liebe so heftig wie die meine bemächtigt?

In diesem Augenblicke kam Herr Tatzbir von seiner sonderbaren Sendung zurück. Er kam allein und berichtete, daß dem Sir Ch... die übermäßigen Anstrengungen im Mäßigkeitsvereine das Podagra zugezogen hätten, welches ihn das Bette zu hüten nöthigte.

Ich beantwortete den Prinzen ihre Frage, die Botschaft Tatzbirs wurde nur oberflächlich angehört.

O, sage mir doch, wiederholte der Prinz, sich an mich wendend, welche Mittel stehen dem Manne noch zu Gebote, dessen Schätze nicht ausreichen, ihn des Gegenstandes seiner Liebe zu versichern?

Das ist sehr einfach, Prinz, versetzte ich. Die europäischen Frauen sind den Blumen in Deinen bengalischen Gärten gleich. Man kauft sie nicht — man pflückt sie ....! —

Mit diesen Worten nahm Mistreß Ch... und ich Abschied von unsern Anbetern.

So endete dieser ereignißvolle Tag.

Ich ließ den Prinzen Zeit, über den Rath nachzudenken, welchen ich ihnen zu geben mir herausgenommen hatte.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Die Flucht.

Ein Beſuch im Serail. — Der Harem.

Mein Gatte kam nach Simla, um ſich mit meiner Mutter wieder auszuſöhnen und mit mir vollſtändig zu brechen. Ich ſollte ihm ſofort nach Bareilly folgen, woſelbſt ſein Regiment ſtand.

So ſollte ich denn nach Verlauf von wenig heiteren Tagen wieder ein Leben führen, welches mir unerträglich geworden war.

Wie früher unſere Reiſe von Calcutta bis nach Kurnal, ſo ward auch jetzt wieder die Reiſe von Simla bis nach Bareilly mit Zänkereien ausgefüllt.

Tage währen uns Jahre lang, wenn wir ſie in einer Umgebung zubringen müſſen, die uns mißfällig iſt.

Ich faßte alſo einen raſchen Entſchluß, und kurz nach meiner Ankunft in Bareilly verließ ich eines Morgens, ohne mit irgend Jemanden davon zu ſprechen, mit einer kleinen Summe Geldes das Haus meines Mannes.

So hatte ich alſo in meinem ſiebenzehnten Jahre den Entſchluß gefaßt, allein das ungeheure Indien zu durchreiſen

und einen Weg von vierhundert Meilen zu machen, so groß war nämlich die Entfernung Bareillys von Calcutta.

Aber mein Muth war ungebeugt, da ich mich frei sah und mein junger Kopf war noch voller Illusionen.

Bei der unbeugsamen Energie meines Charakters, war ich gewiß, daß ich die große Reise, auf welche ich mich jetzt begab, ohne Furcht und ohne Reue zurücklegen würde.

Es blieb mir nur ein Ausweg und ich wählte ihn als Ziel meiner Reise, ich wollte mich nämlich wieder zu meiner Mutter begeben, welche jetzt wieder in Calcutta war.

Ich hatte zwar die Aufnahme, welche ich bei ihr in Simla gefunden hatte, nicht vergessen, ich wußte wohl, daß sie mir die gegen ihren Willen vollzogene Ehe niemals aufrichtig verzeihen würde, und daß sie mir noch weniger das vergeben würde, was ich jetzt zu thun im Begriffe stand.

Ach, hätte ich doch einen hülfreichen Freund zur Seite gehabt. Hätte nur Einer von den Vielen, welche sich meine Freunde nannten und mich umflatterten, den hartnäckigen Geist meiner Mutter mir günstig zu stimmen versucht! — Aber ich fand keinen solchen Freund.

Die Freunde, welche man sich in der Gesellschaft erwirbt, folgen nur dem Zuge ihrer Wünsche, ihres Eigennutzes und ihrer Vergnügungen.

Sie gehen mit uns, so lange heiteres Wetter ist und die Sonne freundlich unser Leben bestrahlt, aber sie lassen uns allein unsern Weg machen, wenn der Sturm über uns hereinbricht und finstre Wolken an dem Himmel unseres Glückes aufsteigen.

Dennoch war ich entschlossen an die Thüre meiner Mutter zu pochen, aber jeder Zwischenfall auf meiner Reise,

welcher dieſen unangenehmen Augenblick verzögert hätte, wäre mir willkommen geweſen.

Dieſe traurigen Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich bemerkte, daß die Stöße des Palankins heftiger wurden, als es bei dem langſamen Trabe der Träger gewöhnlich der Fall war. Ich öffnete die Thüre und ſah hinaus, um den Grund dieſes ungewöhnlichen Wechſels, welcher ſo wenig mit der gewöhnlichen Sorgloſigkeit der Parias übereinſtimmte, zu erfahren. Die Furcht, welche ſich auf ihren Geſichtern zeigte und noch mehr der Anblick des Himmels und der Felder belehrten mich, daß einer der den tropiſchen Ländern ſo eigenthümlichen entſetzlichen Stürme im Anzuge war.

Ich fragte die Parias, welche die Furcht um den letzten Reſt ihrer Vernunft gebracht hatte, wo ſie mich zu ſichern gedachten. Sie wußten mir keine Antwort zu geben. Der allen Thieren innewohnende Inſtinkt ließ ſie fliehen vor dem hereinbrechenden Ungewitter, die Parias aber wußten nirgends Schutz zu ſuchen.

Iſt denn die nächſte Station noch weit entfernt? rief ich voll Zorn über dieſe Rathloſigkeit.

Weit, weit, lautete die Antwort.

Und giebt es hier nirgends eine Behauſung, welche mir Schutz gegen das Unwetter gewähren könnte?

J, ja — i, nein — lautete die Antwort.

Was ſoll das heißen? — Ja, oder nein? —

Es iſt wohl hier in der Nähe ein Wohnſitz, da hinter den großen Bäumen, es iſt ein Palaſt, aber — —

Nun aber? —

Es iſt ein Harem, der ſchöne Weiberpalaſt von Umballa, dem mächtigen Radja Kik-Kas zugehörig, aber niemals haben ſich Fremde dieſem geheimnißvollen Orte genaht.

Führt mich dahin, ich will schon hineinkommen.

Mein Palankin wurde also dem Harem zugetragen; hinter den großen Bäumen, welche der Wind hin und her bewegte, zeigte sich der Palast in seiner ganzen Majestät. Ich erblickte schon den unermeßlichen Garten, welcher von ferne den Anblick eines Blumenfeldes von der schönsten Farbenpracht gewährte.

Es war hohe Zeit, daß ich diesen Zufluchtsort erreichte, die Blitze wurden häufiger und große Regentropfen fielen schon vom umdüsterten Himmel herab. Einer guten Aufnahme in dem Palaste konnte ich mich versichert halten, denn ich hatte den Radja in Kurnal kennen gelernt.

Sobald ich mich hatte anmelden lassen, kam mir Kil-Kao selbst entgegen, begrüßte mich und führte mich unter den, Orientalen so eigenthümlichen Höflichkeitsbezeugungen in seine comfortable Wohnung.

Während der zwei Stunden des Unwetters, welche mir eben so langweilig, wie ihm angenehm erschienen, unterhielt er mich von den großen und kleinen Angelegenheiten seines Hauses. Die Hauptrolle spielte darin seine Favoritin, die schöne Prinzessin Mooniah, in die er außerordentlich verliebt war. Er erbot sich ohne Umstände mich sowohl zu ihr als zu seinen andern Frauen zu führen.

Indessen hatte, wie Alles im Leben sein Ende erreicht, auch das Unwetter sich gelegt. Es hatte sich übrigens nur auf die nächste Umgegend von Umballa beschränkt und setzte jetzt seine Reise fort.

Plötzlich trat die glühende Sonne Indiens wieder hervor und übergüldete den Palast, während am Boden die Spuren der Wasserfluth wie weggezaubert wurden. — In einem Nu war die Erde wieder trocken und die Hitze war wieder eben so übermäßig, wie gewöhnlich.

Ehe mich der Radja in seinen Harem führte, zeigte er mir seinen Garten, welcher von den angenehmen Gerüchen der Orangen, Citronen und Oleander duftete.

Aus dem Schooße eines ungeheuren Bassins ergossen sich zahllose Springbrunnen, welche die Luft durch ihren feinen, unmerklichen Regen erfrischten, Enten und graue Gänse spielten in den Teichen.

Die Lusthäuschen waren sämmtlich mit Kashmir, die Schlafzelte der Sklaven mit weißem Mousselin austapezirt. An allen Fenstern des Pallastes hingen Vogelbauer mit den mannigfaltigsten Vögeln und nicht minder hübsch waren die weiblichen Vögel hinter ihnen, die Kebsweiber und Tänzerinnen, welche von Gold und Edelsteinen strotzten.

Als sie mich sahen, lachten sie laut auf über mein europäisches Benehmen. Diese in ihrem Harem eingeschlossenen Frauen sind in der That nichts anderes, als liebliche Thierchen, sie vertreten die kleinen Schooßhündchen der europäischen Damen.

Ein Sklave zeigte mir jetzt an, daß die Favoritin des Radja mich zu empfangen bereit sei.

Mooniah war ungefähr sechszehn Jahre alt.

Sie war groß gewachsen und wohlgeformt, wie eine Statue. Ihr angenehmes geistreiches Gesicht hatte die feinen Linien der farnesischen Venus, sie hatte wunderschöne große und schwarze Augen, ihr schönes Haar war mit weißen Perlen und kleinen funkelnden Edelsteinen durchflochten, eben so schön waren ihre kleine Füße und Händchen, mit einem Worte sie stellte die menschliche Form in ihrer vollkommensten Vollendung, in ihrer poetischsten Auffassung dar.

Ihre Kleidung, von einer originellen Einfachheit, aus einem ziemlich kurzen Unterrock von indischem, mit Gold durch-

wirkten Mouſſelin, und einem gelbſeidenen Jäckchen beſtehend, ließen die Ueberfülle ihrer körperlichen Reize vollkommen erkennen.

Ihren herrlichen Hals umſchlang ein Diamantenhalsband, ihre Stirne bedeckte ein Smaragdendiadem, ihre Ohren zierten große Perlenſchilder von indiſcher Form, ihre Füße und und Beine bis zum Kniegelenke und ihre Arme Reifen von feinen Edelſteinen.

Sie lag auf einem Divan von Brocat nachläſſig hingeſtreckt, umgeben von einer Frauenſchaar, von der Einige ſie mit ihren graziöſen Tänzen unterhielten und Andere mit koſtbaren Fächern ihr Kühlung zufächelten.

Aber ihre Hauptunterhaltung beſtand im Rauchen des Bethelkrautes, welches ein Sklave in einer eleganten Pfeife ihr darreichte.

Als ich eintrat, erhob ſie ſich und führte mich in eine Ecke des großen Saals, um ungeſtört mit mir plaudern zu können. Sie beſtürmte mich mit Fragen über die europäiſchen Sitten.

Und ich wiederum erkundigte mich bei ihr nach den Gewohnheiten des Harems.

Wie glücklich müſſen Sie doch ſein, ſagte ich zu ihr, in dieſem reizenden Aufenthalte. Nichts fehlt Ihnen, alle Ihre Wünſche werden auf das Schnellſte befriedigt.

Ich bin nicht ſo glücklich wie Sie glauben.

Sie haben alſo auch Kummer?

Iſt es ein Glück, wenn man dazu verdammt iſt, mit ſeinen Nebenbuhlerinnen zuſammenzuleben?

Aber Sie ſind ja die bevorzugte Gebieterin.

Nur in dieſem Augenblick, ſchon Morgen kann mich eine Laune meines Gebieters ſeiner Liebe und meines Ranges verluſtig machen.

Und was sind Sie dann?

O, fragen Sie mich nicht darnach, ich werde dann zu dem Range dieser Frauen, welche Sie hier sehen, hinabgestoßen und muß wie diese der neuen Gebieterin dienen.

Und Sie empfinden inmitten dieser Frauen, welche Sie die Frauen Ihres Herrn nennen, keine Eifersucht?

Durchaus nicht, die Eifersucht ist bei uns nicht Sitte. Die Frauen, welche Sie hier sehen, sind nichts Anderes als Möbelstücke des Harems.

Und wessen sind die beiden hübschen Kinder, welche dort inmitten der Frauen spielen?

Es sind meine Kinder, die einzigen Erben der Reichthümer ihres Vaters.

Und die Kinder der andern Frauen?

Die gehören zu einer niedern Kaste und dürfen niemals den Harem betreten.

Während wir uns auf diese Weise unterhielten, schlugen die andern Frauen in ihre Hände, um die Sklaven herbei zu rufen.

Sie brachten ihnen Mitays, Bonbons, welche sie den ganzen Tag aßen, Andere zündeten die „narguillhes“, kleine reizende Pfeifchen, an, welche sie auf dem Fußboden sitzend, rauchten.

Sie beschäftigten sich mit Putz und ihrer Toilette, vom Morgen bis zum Abend thaten sie nichts Anderes als sich an- und wieder auszukleiden, ihre Anzüge, deren sie zu hunderten hatten, zu bewundern, über die benachbarten Harems zu klatschen, zu zanken, zu schreien, zu singen, zu spielen u. s. w.

Diese arme Wesen des Orients, ohne Willen, ohne Lei-

denſchaft, ohne Tugenden und ohne Laſten, ohne Freuden und ohne Kummer gleichen den Blumen. Sie führen ein Pflanzenleben, aber kein Menſchenleben.

Das muß man von den niedlichen Geſchöpfen des Harems, welche man Frauen nennt, ſagen.

Die europäiſchen Frauen ſind gegenwärtig im beſten Zuge ſich orientaliſch zu machen.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Das Kloster bei Agra.

Die Nonnen von Hymalaya. — Eine Pariser große Dame als Nonnenschwester.

Nach achttägigem Aufenthalte im Harem setzte ich meine Reise nach der indischen Hauptstadt fort. Auf dem Wege dahin liegt Agra, in dessen Umgebung ein großes Kloster liegt.

Die Stadt Agra gewährt den fremdartigen Anblick eines Hauptdepots von Denkmälern.

Bei jedem Schritte sieht man prächtige Marmorpaläste, welche eben so zahlreich wie die Häuser sind; in einiger Entfernung von der Stadt liegt auch der ehemalige Palast des Großmoguls, welcher, jetzt öde und schweigsam, von einem Fort, dem Krelmn, umschlossen ist.

Unfern dieses alten Schlosses liegt das Kloster, welches man das Nonnenkloster von Hymalaya nennt und zwar deshalb, weil die Nonnen auch in dem Gebirge dieses Namens ein Kloster oder vielmehr ein Krankenhaus besitzen, in welchem sie ihre Kräfte wieder herstellen, wenn das heiße Clima von Agra sie zu sehr angegriffen hat.

Das Kloster zu Agra ist ein reiches Denkmal mauriſcher

denſchaft, ohne Tugenden und ohne Laſten, ohne Freuden und ohne Kummer gleichen den Blumen. Sie führen ein Pflanzenleben, aber kein Menſchenleben.

Das muß man von den niedlichen Geſchöpfen des Harems, welche man Frauen nennt, ſagen.

Die europäiſchen Frauen ſind gegenwärtig im beſten Zuge ſich orientaliſch zu machen.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Das Kloſter bei Agra.

Die Nonnen von Hymalaya. — Eine Pariſer große Dame als Nonnenſchweſter.

Nach achttägigem Aufenthalte im Harem ſetzte ich meine Reiſe nach der indiſchen Hauptſtadt fort. Auf dem Wege dahin liegt Agra, in deſſen Umgebung ein großes Kloſter liegt.

Die Stadt Agra gewährt den fremdartigen Anblick eines Hauptdepots von Denkmälern.

Bei jedem Schritte ſieht man prächtige Marmorpaläſte, welche eben ſo zahlreich wie die Häuſer ſind; in einiger Entfernung von der Stadt liegt auch der ehemalige Palaſt des Großmoguls, welcher, jetzt öde und ſchweigſam, von einem Fort, dem Krelmn, umſchloſſen iſt.

Unfern dieſes alten Schloſſes liegt das Kloſter, welches man das Nonnenkloſter von Hymalaya nennt und zwar deshalb, weil die Nonnen auch in dem Gebirge dieſes Namens ein Kloſter oder vielmehr ein Krankenhaus beſitzen, in welchem ſie ihre Kräfte wieder herſtellen, wenn das heiße Clima von Agra ſie zu ſehr angegriffen hat.

Das Kloſter zu Agra iſt ein reiches Denkmal mauriſcher

Baukunst, in großartigem Style aufgeführt. Ideenreich aber harmonisch zusammengefügt, gewährt es den Anblick eines in den erhabensten und reinsten architectonischen Linien aufgeführten Gebäudes.

Ich näherte mich mit bewegter Seele dieser Zufluchtsstätte des Friedens, um daselbst mein kummererfülltes Herz vor Gott auszuschütten und in diesem entlegenen Orte einer Welt, welche den heidnischen Gott Brahma verehrte, ein christliches Gebet zu hören.

Als ich in's Kloster eintrat, kamen die Nonnen in zwei Reihen aus ihrem Schlafgemache um in die Kirche hinabzusteigen. Ich folgte ihnen zur Morgenandacht und kniete vor dem Altare nieder. Ein reicher Thränenstrom entfloß meinen Augen, ich fühlte ein Zagen in meinem Herzen, welches sich schwer beschreiben läßt.

Der Vergleich des so ruhigen, friedlichen Klosterlebens mit dem unruhigen bewegten Dasein, welches mich belastete, erfüllte mich mit Ueberdruß, ließ mich die eitlen Neigungen, welche die Thorheiten der Welt mir eingeflößt, bereuen.

Nach dem Gebet stellte ich mich der Vorsteherin des Klosters vor, welche mich sehr wohlwollend aufnahm.

Die Nonnen waren sämmtlich Französinnen, der größte Theil aus Lyon.

Unter ihnen befand sich auch eine Pariserin, welche ich vor mehreren Jahren als eine große Dame in der höhern Pariser Gesellschaft kennen gelernt hatte.

Wir fühlten uns durch die Aehnlichkeit unsers Charakters zu einander hingezogen. Die arme Frau hatte sehr viel gelitten.

Obgleich noch jung, hatte sie sich in die Einsamkeit des Klosters zurückgezogen, um da Trost für ihren Kummer zu

finden. Ihr wechselreiches Leben hatte sie in das entlegene Indien geführt. Aber sie schien glücklich zu sein, daß sie der Ocean von dem Schauplatz ihrer Leiden trennte.

Das lange schwarzwollene Gewand der Nonne bedeckte einen schönen Wuchs, welchen die Grazie und Anmuth ihrer Bewegungen verriethen, eine einfache weiße Mütze bedeckte ihr Haupt und umschattete ihr Antlitz, welches von einer auffallenden Feinheit und Regelmäßigkeit war.

Alles, wodurch sich die Salondame von andern Frauen unterschied, war unter diesem Gewande der Demuth verschwunden, aber wie die aristokratischen Formen unter jeder Verkleidung hervorstechen, so bekundeten auch bei ihr die unter langen und plumpen Manschetten hervortretenden feinen und weißen Hände ihren ehemaligen Stand.

Wir hatten bis jetzt noch nichts miteinander gesprochen, aber eine geheime Sympathie führte uns zusammen.

Zwar sind nicht dieselben Saiten in unserm Herzen angeschlagen worden, aber wir hatten uns doch auf demselben Boden bewegt, waren auf dem Strome des eitlen Lebens umhergetrieben worden, in welchem die Klippen, an denen das Glück und die Ruhe der Frauen scheitert, fast immer dieselben sind.

Wir sprachen Beide französisch und wir hatten uns genug zu sagen, wenn wir miteinander plaudern wollten.

Wenn die Stunden der Erholung kamen, dann gingen wir abseite, in die entlegenen Alleen des Gartens, und sprachen recht lange miteinander. Ich hatte wol den Wunsch, wagte es jedoch nicht, ihr meine Leiden mitzutheilen, aber sie ermuthigte mich, ihr meine Schmerzen und Empfindungen anzuvertrauen, denn sie ahnte es wohl, daß ich Vieles auf dem

Herzen hatte, daß es hier galt, romantiſche Empfindungen zu dämpfen, und Irrthümer zu verbeſſern.

Die Gelegenheit, uns gegenſeitig über unſere innerſten Empfindungen auszuſprechen, kam ſehr bald.

Welche Leiden, welche Schmerzen, welche Duldung umſchließt oft ein Menſchenherz.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Das Kloſter bei Agra.

Gegenſeitige Bekenntniſſe.

Eines Tages, als wir ebenfalls in einer abgelegenen Allee des Kloſtergartens ſpazieren gingen und ſehr vertraulich mit einander ſprachen, ſagte meine neue Freundin zu mir:

Reden Sie doch, mein liebes Kind, vertrauen Sie mir Ihren Kummer an; nicht aus Neugierde frage ich Sie nach Ihren Leiden und nach Ihrem Lebenslaufe, welchen man aus Ihrem Antlitze leſen kann, ich will Ihnen auch meine Geſchichte mittheilen, und Sie werden erkennen, daß man zu jeder Zeit umkehren und ſich zu Gott wenden kann.

Ihre letzten Worte entſchieden mich.

Nachdem ich ihr meinen Lebenslauf erzählt hatte, preßte ſie meine Hand in der ihren, ihren Augen entrollten große Thränen, welche das Kreuz von Ebenholz, das über ihrer Bruſt hing, befeuchteten.

Armes Kind! ſagte ſie, ihre Thränen trocknend, meine Vermuthung hat ſich vollkommen beſtätigt. Ihre Erzählung hat ihren Wiederhall in meiner Seele gefunden. In unſer beider Leben und Charakter ſind Dinge, welche uns näher

bringen, und wiederum auseinander halten. Die Leiden Ihres Lebens wie des meinigen haben ihre Quelle in unserer verfehlten und falschen Erziehung. Aber so, wie Sie, galt auch ich in den Augen der Welt für vollkommen und vortrefflich erzogen. Auch ich stamme von einer angesehenen aber vermögenslosen Familie ab, auch ich wurde mit einem Manne verehlicht, welchen nicht die Liebe, sondern die Nothwendigkeit mir aufzwang, auch mein Gemahl hatte den Titel eines honetten Mannes, welchen die sogenannte feine Welt lächerlich macht und für nichts achtet.

Und die Frauen beeilen sich, dieser Meinung beizustimmen, wandte ich ein.

Leider, weil sie sich nicht die Mühe geben, selbstständig über die Verhältnisse des Lebens nachzudenken.

Dieser schlimmen Auffassung verdanke ich alle meine Leiden, fuhr die fromme Schwester fort, Sie aber haben noch keinen wahren Kummer empfunden — darin besteht der Unterschied zwischen uns.

Sie haben sich Ihren Ideen wie einer angenehmen Zerstreuung hingegeben — bei mir aber wurden sie zur Leidenschaft.

Bei Ihnen hat die Liebe Ihr Köpfchen, bei mir das Herz eingenommen.

Sie haben vom Leben bisher nichts als Freuden, ich nichts als Bitterkeit gekostet.

Sie haben nur die Rosen, ich aber habe die Dornen gepflückt. — Hören Sie.

Den Namen meiner Eltern lassen Sie mich verschweigen. Ich habe ihren so achtungswerthen Namen geschändet, — jetzt ist es mein Trost, ihn zu vergessen.

Es ist noch kein volles Jahr verflossen, seitdem ich mich

in dieſes Kloſter zurückgezogen habe. Man nennt mich hier Schweſter Amalie. In demſelben Augenblick, da der Nonnenſchleier über meine verweinten Augen fiel, habe ich zugleich über meine Vergangenheit, über mein Leben in der großen Welt einen Schleier gezogen. — Mein Vater lebt noch heute und ſpielt eine Rolle in der hohen Pariſer Geſellſchaft; mein Mann iſt bald nach der unglückſeligen Begebenheit, welche ich Ihnen erzählen will, geſtorben. Die Mediziner ſagten, daß er an einer Gehirnentzündung geſtorben ſei, die Wahrheit aber iſt, daß ihn der Kummer getödtet hat.

Bei dieſen Worten lehnte die Schweſter Amalie ihr Haupt auf meine Schulter, große Thränen verhinderten ſie eine Weile, weiter zu ſprechen.

Aber ſind Sie auch gewiß, daß Sie die Urſache ſeines Kummers waren?

Ich bin deſſen leider nur zu gewiß. Ach, wie ungerecht und undankbar ſind wir Frauen.

In dem Taumel der Feſte der Hauptſtadt uns ſelbſt überlaſſen, Herrin unſerer Handlungen, uns empörend gegen jede Ueberwachung — denn die Frauen in Paris haben es nur allein mit ihrem Gewiſſen zu thun — ſind wir auf jedem Schritte verführeriſchen Verſuchungen preisgegeben.

Wir verachten den anſtändigen Mann, welchen uns ein gütiger Zufall zum Gemahl gegeben und begeiſtern uns für einen Modegecken und Salonnarren, welchen das Mißgeſchick auf unſern Weg führt.

Müſſen wir es nicht eingeſtehen, daß wir, gerade weil wir einen honetten, wohlgeſinnten und guten Mann haben, unbefriedigt ſind?

Weil er falſch, heuchleriſch und lügenhaft iſt, deshalb

verſteht es der Anbeter, uns zu ſchmeicheln, gewährt uns Intereſſe und zerſtreut uns.

Und wiederum eben deshalb, weil der Mann ſeinen Namen, ſein Anſehen und ſein Vermögen auf uns mit übergetragen hat, betrügen wir ihn ohne Gewiſſensſcrupeln.

Das, mein armes Kind, iſt die Quelle ſtechender Schmerzen, welche die Reue eines ganzen Lebens nicht zu tilgen vermag.

Und wer war der Menſch, der Ihnen ſo grauſame Täuſchungen verurſacht hat?

Es war einer von jenen Männern, die uns in den gemiſchten Pariſer Geſellſchaften ſo oft begegnen, er gehörte zu denjenigen Naturen, welche einen mittelmäßigen Geiſt und eine gewöhnliche Geſtalt mit dem großen Namen ihrer Ahnen bedecken.

Mit Hülfe dieſes Paſſes, welcher für eitle Frauen verführeriſcher iſt als Solidität des Charakters, und ihrer eleganten Manieren und verführeriſchen Einflüſterungen gewinnen dieſe Art Menſchen über ſie das Uebergewicht.

Und der Name des Menſchen?

Er hieß Amédie de P..., wir wollen ihn A. de Pecary nennen.

Er war noch ſehr jung?

Nicht ſo ſehr.

Dreißig Jahre etwa?

Nein, viel älter, er war 49 Jahre alt, als ich ihn zu meinem Unglücke kennen lernte.

Das iſt in der That für einen Liebhaber ein ſehr hohes Alter.

Liebhaber! — Die Frauen ſprechen ſo leichtſinnig dieſes Wort aus, welches vielmehr enthält, als man gewöhnlich glaubt.

Es war demnach ein alter Junggeſelle?

Nicht doch, er war verheirathet.

Spielen denn die Ehemänner in Frankreich auch die Rollen der Liebhaber?

O nur zu oft mit den Frauen Anderer.

Das iſt von der engliſchen Sitte ſehr verſchieden. Ein verheiratheter Engländer beſchäftigt ſich nur mit ſeiner Frau.

Hören Sie weiter. Drei Monate nach unſerer Bekanntſchaft führte er bei mir einen jungen Beamten M. A . . . von J. ein.

Nach dieſer Vorſtellung zeigte er mir an, daß er für einige Wochen verreiſen und ſich nach Deutſchland zu einer hohen Perſon begeben würde, deren Angelegenheiten er zum Vortheil ſeiner eigenen zu ordnen habe.

Darin beſteht die Weisheit der Politiker.

Während der Abweſenheit des Herrn von Vecary und dergleichen Leute verlängern ſtets den Termin ihrer Wiederkehr — wich der junge Menſch faſt nicht von meiner Seite. Ich ſah ihn übrigens nicht ungern, denn er war geiſtreich, hatte einen angenehmen Charakter und eine ſchöne Figur.

Und der Herr, welcher ſich ſo gut auf die Politik verſtand, hatte die Abſicht, ſich durch dieſen jungen Mann vertreten zu laſſen?

Anfänglich glaubte ich das nicht, aber ſpäter wurde es mir leider nur zu ſehr zur Gewißheit; denn der verliebte Schäfer von funfzig Jahren gehörte zu der Claſſe Menſchen, welche die Zuneigung, die ſie uns einflößen, mit Falſchheit und Verrath erwidern.

Sie haben Recht.

Eines Abends befand ich mich mit dem jungen Menſchen allein, Geſchäfte hatten meinen Mann ebenfalls auf einige Zeit

von Paris abgerufen; ich war somit vollkommen ungenirt. Er bot Alles auf, so interessant wie möglich zu erscheinen, und es kam, ich weiß nicht wie, daß ich an diesem Abende zutraulicher und mittheilender als je wurde und ihm einen Blick in meine intimsten Verhältnisse thun ließ. — Aber er begnügte sich hiermit nicht — er wollte mehr.

Wenn die Männer erst merken, daß sie uns Interesse einflößen, dann verlangen sie immer das Maximum.

Ich war aber gar nicht geneigt, ihm mehr als mein Vertrauen zu schenken, und ich muß gestehen, daß die geheime Stimme, welche sich immer in uns regt, wenn wir etwas gethan haben, das zu unserm Unheil ausschlagen kann, mich schon dieses bereuen ließ.

Ich wies also alle seine Anträge zurück, und der junge Mann, welcher wohl nicht mehr vermuthete, auf so hartnäckigen Widerstand zu stoßen, wurde bitter. — Er konnte sich diese Hartnäckigkeit von meiner Seite nicht erklären.

Ganz natürlich, er glaubte liebenswürdig zu sein, und die Männer wissen recht gut, was das bei thörigten Frauen zu sagen hat.

Warum verweigern Sie mir eine Gunst, die Sie an einen Treulosen verschwendet haben? fragte er mich.

An einen Treulosen?

Glauben Sie etwa an Beständigkeit des Herrn von Pecary? sagte er mit einem höhnischen Lächeln.

Es ging mir wie ein Dolchstich durch die Brust, diese Schamlosigkeit empörte mich.

Wie! rief ich außer mir, auf diese Weise mißbrauchen Sie seine Freundschaft?

Ich war nur so lange sein Freund, Madame, als ich Sie nicht liebte, und es war mir ganz gleichgültig, wie vielen

Frauen der Herr von Pecary treulos geworden iſt. Können Sie mir aber deshalb böſe ſein, daß ich Sie mehr als ihn liebe? Er hat Sie verrathen, und wenn ein wirklich treues und Ihnen bis zum letzten Athemzuge ergebenes Herz ſie tröſten kann — ſo gewähren Sie es mir — Ihnen dieſer Tröſter zu ſein.

Ich ſah den Elenden eine Weile mit tiefſter Verachtung an, dann ſagte ich ihm:

Mein Herr, es thut mir leid um Pecary, aber ich haſſe die falſchen Freunde, und Ihnen glaube ich nicht.

Mit dieſen Worten kehrte ich ihm den Rücken und ließ ihn ſtehen, indem ich den Salon verließ.

Er aber eilte mir nach, hielt mich beim Arme feſt, und indem er mich mit einem Blicke anſah, den ich nie vergeſſen werde, ſprach er:

Merken Sie, was ich Ihnen jetzt ſage, denn es wird die Zeit kommen, wo Sie daran gedenken müſſen:

Sie werden bald Ihre vermeintlichen wahren Freunde haſſen, und es bereuen, mir nicht geglaubt zu haben.

Mit dieſen Worten entfernte er ſich.

Einige Tage nach dieſem Vorfalle bekam ich ein Billet von einer Dame, welche mich zu einem Beſuche einlud. Ich hatte dieſe Dame erſt einmal in Geſellſchaft geſprochen, wo ſie mir durch Herrn von Pecary vorgeſtellt worden war. Man hätte dieſe Dame reizend ſchön nennen können, hätte in ihren Zügen nicht etwas ſehr Abſtoßendes, ich möchte ſagen, Katzenartiges gelegen, ein unheimlicher Zug, welcher ſich hinter ein etwas ſpöttiſches Lächeln nur ſchlecht verbergen ließ. Man ſprach ſehr viel über dieſe Dame, welche den Namen einer Gräfin führte und mit einer ſehr hohen Perſon in naher Berührung ſtehen ſollte. Sie machte einen ungeheuren Aufwand

und war natürlich in der Geſellſchaft ſehr geſucht. — Herr von Pecary hatte es damals ſehr gern geſehen, daß wir in nähere Verbindung getreten waren, wir machten denn auch wirklich mit einander Bekanntſchaft, die aber doch bisher noch ſehr oberflächlich geblieben war, denn ich muß geſtehen, daß ich mich zu der Frau nicht ſehr hingezogen fühlte. Ich glaubte jedoch im Sinne Pedary's zu handeln, wenn ich dieſer Einladung Folge leiſtete. So beſuchte ich ſie denn in ihrem Hotel, in welchem in der That ein fürſtlicher Aufwand herrſchte.

Die Dame empfing mich ſehr freundlich, ſie war allein, und ſie ſchien abſichtlich das Geſpräch auf eine Geſellſchaft zu lenken, von der in Paris die ſonderbarſten Gerüchte gingen. Jeder ſchien ſie zu kennen, Niemand ihr anzugehören, noch etwas Genaues von ihr zu wiſſen. Bald ſollte ſie geheime politiſche, bald ſittliche und bald ſogar höchſt unſittliche Zwecke verfolgen. In Bezug auf dieſen letzten Punkt hörte man zuweilen ſich Dinge zuflüſtern, die man kaum ohne Erröthen anhören konnte. Dieſe Geſellſchaft war es, auf welche die Gräfin ihre Unterhaltung lenkte, und plötzlich wandte ſie ſich mit den trockenen Worten an mich:

Sie müſſen ſich dieſer Geſellſchaft anſchließen, Liebe.

Ich ſoll mich dieſer Geſellſchaft anſchließen, rief ich erſtaunt, dieſer Geſellſchaft, die ich nicht kenne, von der man Dinge ſagt — —

Die kein Menſch weiß; wandte die Gräfin lächelnd ein, und eben deshalb müſſen Sie ſie kennen lernen.

Aber ich habe durchaus keine Neigung, mich irgend einer Geſellſchaft anzuſchließen, mag ſie nun welchen Zweck ſie wolle verfolgen, die ſich in ein ſolches Dunkel hüllt, um ihre Pläne verfolgen zu können.

Es iſt oft ſehr unſchuldig und ſehr zarter Natur, was

ſich den profanen Blicken der Menge entzieht, wandte die Gräfin ein. Sie werden doch Ihr Mißtrauen bei Seite legen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſelbſt zu dieſer Geſellſchaft gehöre?

Das Letztere war in der That durchaus nicht geeignet, mein Mißtrauen zu beſeitigen, es erhöhete dieſes vielmehr, und die Bedenklichkeit, welche mir gerade der letzte Zuſatz der Gräfin einflößte, mochte deutlich genug auf meinem Geſichte zu leſen ſein.

Sie beſinnen ſich noch, ſagte ſie ſpöttiſch, aber es wird Ihnen Alles nichts helfen. Sie werden noch dieſen Abend unſere Geſellſchaft kennen lernen und auch ganz gewiß gern kommen.

Gern? fragte ich ſehr zweifelhaft.

Sehr gern, denn Sie finden dort einen lieben Bekannten.

Einen Bekannten?

Einen Freund.

Wer ſollte das ſein?

Der Herr von Pecary.

Ich flog auf, als hätte mich eine Tarantel geſtochen.

Der Herr von Pecary kann nicht da ſein, ſagte ich ſehr beſtimmt.

Aber er wird da ſein.

Der Herr von Pecary iſt nicht in Paris.

Es iſt möglich, daß er nicht in Paris iſt, ſagte ſie lachend, aber ſie werden ihn dieſen Abend ſehen.

So wiſſen Sie, daß er heute kommen wird? fragte ich immer erſtaunter.

Meine Verwunderung ſchien die Gräfin ſehr zu amüſiren.

Aber meine Liebe, ſagte ſie, der Herr von Pecary braucht ja nicht erſt zu kommen.

Er wäre alſo in der That in Paris?

und war natürlich in der Gesellschaft sehr gesucht. — Herr von Pecary hatte es damals sehr gern gesehen, daß wir in nähere Verbindung getreten waren, wir machten denn auch wirklich mit einander Bekanntschaft, die aber doch bisher noch sehr oberflächlich geblieben war, denn ich muß gestehen, daß ich mich zu der Frau nicht sehr hingezogen fühlte. Ich glaubte jedoch im Sinne Pecary's zu handeln, wenn ich dieser Einladung Folge leistete. So besuchte ich sie denn in ihrem Hotel, in welchem in der That ein fürstlicher Aufwand herrschte.

Die Dame empfing mich sehr freundlich, sie war allein, und sie schien absichtlich das Gespräch auf eine Gesellschaft zu lenken, von der in Paris die sonderbarsten Gerüchte gingen. Jeder schien sie zu kennen, Niemand ihr anzugehören, noch etwas Genaues von ihr zu wissen. Bald sollte sie geheime politische, bald sittliche und bald sogar höchst unsittliche Zwecke verfolgen. In Bezug auf diesen letzten Punkt hörte man zuweilen sich Dinge zuflüstern, die man kaum ohne Erröthen anhören konnte. Diese Gesellschaft war es, auf welche die Gräfin ihre Unterhaltung lenkte, und plötzlich wandte sie sich mit den trockenen Worten an mich:

Sie müssen sich dieser Gesellschaft anschließen, Liebe.

Ich soll mich dieser Gesellschaft anschließen, rief ich erstaunt, dieser Gesellschaft, die ich nicht kenne, von der man Dinge sagt — —

Die kein Mensch weiß; wandte die Gräfin lächelnd ein, und eben deshalb müssen Sie sie kennen lernen.

Aber ich habe durchaus keine Neigung, mich irgend einer Gesellschaft anzuschließen, mag sie nun welchen Zweck sie wolle verfolgen, die sich in ein solches Dunkel hüllt, um ihre Pläne verfolgen zu können.

Es ist oft sehr unschuldig und sehr zarter Natur, was

ſich den profanen Blicken der Menge entzieht, wandte die Gräfin ein. Sie werden doch Ihr Mißtrauen bei Seite legen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſelbſt zu dieſer Geſellſchaft gehöre?

Das Letztere war in der That durchaus nicht geeignet, mein Mißtrauen zu beſeitigen, es erhöhete dieſes vielmehr, und die Bedenklichkeit, welche mir gerade der letzte Zuſatz der Gräfin einflößte, mochte deutlich genug auf meinem Geſichte zu leſen ſein.

Sie beſinnen ſich noch, ſagte ſie ſpöttiſch, aber es wird Ihnen Alles nichts helfen. Sie werden noch dieſen Abend unſere Geſellſchaft kennen lernen und auch ganz gewiß gern kommen.

Gern? fragte ich ſehr zweifelhaft.

Sehr gern, denn Sie finden dort einen lieben Bekannten.

Einen Bekannten?

Einen Freund.

Wer ſollte das ſein?

Der Herr von Pecary.

Ich flog auf, als hätte mich eine Tarantel geſtochen.

Der Herr von Pecary kann nicht da ſein, ſagte ich ſehr beſtimmt.

Aber er wird da ſein.

Der Herr von Pecary iſt nicht in Paris.

Es iſt möglich, daß er nicht in Paris iſt, ſagte ſie lachend, aber ſie werden ihn dieſen Abend ſehen.

So wiſſen Sie, daß er heute kommen wird? fragte ich immer erſtaunter.

Meine Verwunderung ſchien die Gräfin ſehr zu amüſiren.

Aber meine Liebe, ſagte ſie, der Herr von Pecary braucht ja nicht erſt zu kommen.

Er wäre alſo in der That in Paris?

Es kömmt ganz auf Sie an, wenn Sie ſich davon überzeugen wollen.

Ich vermochte meine innere Aufregung kaum niederzukämpfen, der Spott, welcher auf dem Geſichte der Frau lag, brachte mich noch mehr auf, als ihre Mittheilung. Nachdem ich eine Weile einen grauſamen Kampf mit mir ſelbſt gekämpft hatte, ſagte ich ihr mit zitternder Stimme:

Ich komme.

Der Triumph, welchen dieſe Worte bei der Gräfin hervorrief, verbarg ſich auf ihrem Antlitze nicht.

Das wußte ich wohl, ſagte ſie, daß Sie ſich einem ſolchen Magnete nicht entziehen werden. Ich ſchicke Ihnen dieſen Abend meinen Wagen. Der Kutſcher weiß Beſcheid und wird Sie an den beſtimmten Ort bringen.

Um welche Zeit?

Um 9 Uhr.

Mit dieſen Worten umarmte ſie mich ſehr herzlich. Ach, mir war zu Muthe, als umringele mich eine giftige Schlange — und doch — doch ließ ich mich dadurch nicht abhalten, mich ihr zu überliefern.

Nach dieſen Worten legte die Schweſter Amalie ihr Haupt auf meine Schultern und weinte bitterlich.

Aber konnten Sie denn nicht auf andere Weiſe erforſchen, ob der Herr von Pecary in Paris anweſend war? fragte ich.

O, ich habe wohl Erkundigungen einzuholen geſucht, verſetzte ſie, aber dieſe beſtätigten eben ſeine Abreiſe, und ich wurde hierdurch um ſo mehr beſtimmt, meiner Verabredung mit der Gräfin nachzukommen. — Doch, meine Gute, die Kloſterglocke ruft uns, ich muß für heute abbrechen. Leben Sie indeſſen wohl.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Das Kloſter bei Agra.

Eine geheime Geſellſchaft.

Am andern Tage trafen die Schweſter Amalie und ich zur ſelben Stunde wieder im Garten zuſammen und ſie fuhr in ihrer Geſchichte fort:

Pünktlich am Abende um 9 Uhr hielt ein Wagen vor meiner Thüre. Sie können ſich den Sturm meiner Empfindungen denken. Eine innere Stimme ſagte es mir, ich würde einem unangenehmen Abentheuer entgegengehen. Herr von Becary, vorgeblich verreiſt, war alſo doch in Paris, ich ſollte ihn in einer Geſellſchaft finden, die mir ſchon durch ihre Heimlichkeit ein Unbehagen einflößte, die Gräfin wußte es, hatte ihn geſehen und mit ihm geſprochen, welchen Grund hatte er, ſich mir, ſeiner innigſten Freundin, auf eine ſo geheimnißvolle Weiſe zu entziehen? Welchen Grund hatte die Gräfin, ihn an mich zu verrathen? Das waren Fragen, die mein Herz unaufhörlich durchkreuzten, es war ein gordiſcher Knoten, den ich nicht zu entwickeln vermochte.

So ſollte er alſo durchhauen werden; ich ſetzte mich in den Wagen, aber ich war kein Alexander und zitterte am gan-

zen Körper. Ich wußte nicht wohin mich der Kutscher fuhr, ich merkte nicht auf den Weg, welchen er nahm, ich war nur mit Einem beschäftigt — mit dem Herrn von Pecary.

Wie lange ich gefahren bin, das weiß ich nicht. Der Wagen hielt stille. Es fiel mir nicht ein, mich umzusehen, in welcher Straße ich mich befand, in welches Haus ich eintrat. Der Kutscher hob mich aus dem Wagen und führte mich in's Haus, welches sich auf sein Klingeln geöffnet hatte. Eine alte Frau trat mir entgegen, der Kutscher entfernte sich, die Thüre fiel hinter mir zu. Es ward mir wie einer Gefangenen zu Muthe.

Ich folgte der alten Frau, welche mich in ein kleines Zimmer führte, das mit allen Bequemlichkeiten versehen war. An der einen Wand des Zimmers waren große Schränke angebracht.

Als ich, von der Alten gefolgt, in das Zimmer eingetreten war, verschloß diese die Thüre hinter uns.

Jetzt erst kam ich einigermaßen wieder zur Besinnung.

Was soll das heißen? fragte ich erstaunt.

Es ist in diesem Hause so Sitte, sagte die Alte vollkommen ruhig, daß die Thüren verschlossen werden, wenn die Damen Toilette machen.

Toilette? —

Nun freilich, wissen Sie denn nicht, daß Sie sich entkleiden müssen? —

Das Blut stieg mir zum Gehirne, ich konnte kaum Worte finden.

Ich soll mich hier entkleiden? rief ich entrüstet.

Nun, mein Gott, das werden Sie ja wissen, sagte die Alte ihrerseits sehr verwundert, die Damen entkleiden sich Alle. Sehen Sie, in diesen Schränken hängen ihre Garderoben.

Laſſen Sie mich hinaus, ſagte ich im heftigſten Zorne.

Das kann ich nicht, verſetzte die Alte, ohne Befehl.

Und wer hat hier zu befehlen?

Das darf ich nicht ſagen, weiß es übrigens auch nicht. Aber mein Gott, es kommen hierher ſo vornehme Damen, und keine ſcheut ſich hier umzukleiden.

Umzukleiden? —

Nun allerdings. Sie verwechſeln Ihre Kleidung mit dieſer da. Sie werden ſich dadurch von allen übrigen Damen nicht unterſcheiden. Selbſt ihr Geſicht iſt durch eine Kapuze verdeckt. Es iſt gerade wie eine Maskerade.

Nach einer kurzen Ueberlegung war mir der Vortheil dieſer Verkleidung einleuchtend, ja angenehm. Auf dieſe Weiſe konnte man unerkannt und unbefangen ſich in einer Geſellſchaft bewegen, von der man nicht zu viel Gutes vorausſetzte und namentlich war es mir auch in Bezug auf Becary ſehr angenehm. Denn daß er von meiner Anweſenheit nichts wußte, das ſchien mir gewiß zu ſein.

Dennoch konnte ich mich nicht ſo leicht dazu entſchließen, mich in einem fremden, mir völlig unbekannten Hauſe, gänzlich zu entkleiden. Denn die Alte beſtand darauf, daß ich ſelbſt meine Schuhe und Strümpfe mit andern vertauſchen ſollte. Ich wollte die Kapuze über meine Kleider werfen — aber die Alte war unerbittlich. So entſchloß ich mich denn, nachdem ich mich zuvor überzeugt hatte, daß die Thüre wirklich verſchloſſen und die Alte den Schlüſſel in der Taſche hatte, die ſonderbare Kleidung anzulegen, welche aus zwei ſchwarzen Röcken und einer langen und weiten Kapuze von derſelben Farbe beſtand.

Nachdem ich ſo umgekleidet war, hing die Alte meine Garderobe in den großen Schrank, welcher, wie ich nun ſah, viele kleine enthielt und übergab mir den Schlüſſel von mei-

nem Schranke, und dies trug etwas zu meiner Beruhigung bei. Der Schlüssel hatte ein kleines blechernes Schild mit einer Nummer.

Nachdem diese Vorbereitung geschehen war, öffnete die Alte das Zimmer, klingelte und eine Frau, ganz in derselben Kleidung wie die meinige, erschien und forderte mich auf ihr zu folgen.

Wir traten in einen großen Saal. Es waren daselbst wohl an funfzig Personen anwesend, meine Blicke schweiften umher, um denjenigen zu finden, dessenwegen ich mich in dieses Abentheuer gestürzt hatte. Aber da war gut suchen. Ich sah nichts Anderes als schwarze Kapuzen.

Sind hier keine Herren? fragte ich meine Führerin.

Aber ich hatte kaum diese Frage gemacht, als eine Kapuze auf mich zutrat, welche ich augenblicklich für eine männliche halten mußte, obschon die Herren und Damen dieselbe Kleidung trugen, konnte man sie dennoch leicht unterscheiden. Aber das war auch Alles.

Die Person, welche jetzt eben auf mich zutrat, nahm ohne Weiteres meinen Arm.

Gräfin, sagte er sehr leise, ich hätte Sie auf den ersten Augenblick erkannt, wenn Sie auch nicht unserer Verabredung gemäß, erst um diese Zeit gekommen wären.

Ein entsetzliches Zittern überfiel mich — ich glaubte die Stimme zu erkennen — es war Herr von Pecary.

Er hielt mich also für eine Gräfin? für welche? — Für diejenige, durch deren Veranlassung ich hier war? — Er hatte sie also gewiß erwartet? Und wo war sie?

Was sollte ich antworten? — Sollte ich mich ihm sogleich zu erkennen geben, und ihn einfach um Erklärung fragen, die bei seiner plötzlichen Ueberraschung mir vielleicht vollständig

geworden wäre? — Dieser Entschluß wäre vielleicht der gerade-ste und beste gewesen, aber meine Neugierde, der hier so unendlich viel zu enthüllen blieb, ließ mich einen andern fassen. Vor allen Dingen wollte ich mich der Person versichern, denn wie leicht man sich täuschen konnte, davon erfuhr ich ja eben ein Beispiel an mir selbst. Wurde ich ja selbst mit solcher Bestimmtheit in diesem Augenblick für eine andere Person gehalten.

Herr von Pecary, sagte ich demnach mit einer gedämpften Stimme, die Kapuze fest um mein Gesicht legend, Sie haben ein scharfes Auge.

St. St. sagte er mir mit dem Finger drohend, vergessen Sie Ihr Versprechen, hier mich nicht anders als Monblanc zu nennen?

So war ich denn meiner Sache gewiß. — Ich mußte es dem Zufall überlassen, die Verwickelung und Entwickelung weiter zu führen, da ich durchaus keinen bestimmten Boden hatte, auf dem ich mich bewegen konnte. Ich durfte keine Frage thun, da mich jede leicht verrathen oder doch wenigstens dem Herrn von Pecary von seinem Irrthum überführen konnte.

Sie zittern ja so, sagte er, ist Ihnen unwohl?

Ein wenig.

Fürchten Sie etwas?

Ich weiß nicht was — und doch — —.

Der Graf von L... ist noch nicht hier. Vergessen Sie nicht, um welchen Preis ich Ihnen denselben überlasse. — Sie werden ihn doch erkennen?

Ich befürchte nein.

Wir haben ein Zeichen miteinander verabredet. Sobald er in den Saal tritt, wird er mit zwei erhobenen Fingern grüßen. Wollen Sie sich das merken? — Aber Sie zittern

immer stärker. Sie sind wohl sehr krank? — Wollen Sie ein Glas Wasser, oder sonst eine Erfrischung? Ich zitterte in der That auf das Heftigste, die Verwickelung wurde mir immer bunter und ich war zu wenig Intriguantin, um mich dabei wohl zu befinden.

Ich bin allerdings ein wenig unpäßlich, Herr von Vecary, sagte ich, aber es wird vorübergehen.

Wieder meinen Namen, sagte er unwillig, vergessen Sie doch nicht, daß uns dadurch der ganze Gewinn verloren gehen kann.

Es ist wahr, versetzte ich, aber wenn Ihr Name nun hier kein Geheimniß mehr wäre?

Kein Geheimniß? rief er erstaunt.

Wenn ich Sie nun verrathen hätte?

Sie mich verrathen? An wen?

An die Frau von ... die arme Frau, welche auf Briefe von Ihnen von Gott weiß woher wartet, während Sie in Ihrer unmittelbaren Nähe sind.

Das letzte Wort war sehr gewagt von mir, aber einmal auf diesem Terrain, wo ich mit etwas Sicherheit agiren konnte, wurde ich kecker und verwegener.

Ach — rief er lachend — Sie haben es auf eine kleine Neckerei abgesehen. Die arme Frau von ... wird allerdings auf Briefe von mir warten, indeß ich habe ihr ja einen Tröster zurückgelassen.

Glauben Sie, daß dieser von J... im Stande sein wird die arme Frau von ... zu trösten? — daß Sie durch ihn in Vergessenheit gerathen können?

Die arme Thörin wird allerdings nach ihrem Täuber girren und mir ihr Herz bewahren — denn die gute Frau hat die Manier nicht wie eine Französin, sondern wie eine Deutsche

oder Engländerin zu lieben und geliebt zu werden. Sie ist beständig — sie glaubt auch an meine Beständigkeit. Nun, der liebenswürdige von J... wird Sie hoffentlich auf eine solche Albernheit aufmerksam machen.

Mein Herz zog sich krampfhaft zusammen, als ich den Elenden so sprechen hörte, ich konnte mich kaum aufrecht erhalten, es ward mir schwarz vor den Augen, aber dennoch raffte ich meine letzten Kräfte zusammen, um dem Schändlichen mein Antlitz zu zeigen. Schon wollte ich meine Kapuze niederreißen, da öffnete sich die Thüre, eine Kapuze zwei Finger grüßend gegen die Gesellschaft ausstreckend trat in den Saal und Pecary verschwand von meiner Seite, indem er nur das einzige Wort aussprach:

Jetzt!

Alles dieses war so rasch geschehen, daß ich Pecary nicht daran zu hindern vermochte, und ehe ich ihn aus der Menge, unter welche er sich nun mischte, wieder herausgefunden hatte, war der neue Ankömmling schon auf mich zugetreten, und hatte mich beim Arme gefaßt.

Ich suchte mich von ihm loszumachen, denn ich hatte genug gesehen und gehört, und mein einziges Trachten war darauf gerichtet, dem Herrn von Pecary meine tiefste Verachtung zu zeigen und das fatale Haus zu verlassen. Aber der Graf L..., ich konnte nicht daran zweifeln, daß er es war, hielt mich eisenfest.

Was wollen Sie? flüsterte ich ihm zu, lassen Sie mich los.

Ich werde Sie nicht lassen! versetzte der Graf mit gedämpfter Stimme.

Lassen Sie mich, ich bin nicht diejenige, für welche Sie mich halten, rief ich lauter.

Der Graf wurde offenbar stutzig, als ich dieses sprach,

aber er ſchien ſich ſehr bald zu faſſen und ſagte ſehr leiſe, daß ich Mühe hatte ihn zu verſtehen:

Wenn Sie nicht die Gräfin ... ſein wollen, ſo habe ich nichts dawider, ſo ſind Sie um ſo gewiſſer die Frau von ...

Als ich meinen Namen nennen hörte, ſchrak ich zuſammen. Wurde in dieſem geheimen Winkel der Stadt Hexerei getrieben, wie kam ein mir gänzlich Unbekannter zu meinem Namen, wie vermochte er mich in dieſer Verkleidung ſo ſicher herauszufinden? Es war in der That zum Tollwerden. Ich wollte um jeden Preis dieſen entſetzlichen Ort verlaſſen.

Wenn Sie mich nicht augenblicklich loslaſſen, ſagte ich zu dem Grafen, der meinen Arm noch immer feſthielt, ſo ſchreie ich laut auf. Ich fühle mich ſehr unpäßlich und muß augenblicklich nach Hauſe.

Und bei dem geringſten Laute, den Sie von ſich geben, verſetzte der Graf, ſind Sie ein Kind des Todes. Es iſt hier nicht zu ſpaßen. Dieſe ganze Geſellſchaft beſteht aus Hochverräthern, und alle die funfzig Köpfe, welche Sie hier ſehen, können Sie mit einem Wort auf das Schaffot bringen. Unglückliche, Sie haben ſich unbefugt und uneingeweiht in dieſe entſetzliche Geſellſchaft gemiſcht, man wird nicht anſtehen zwiſchen einem Kopfe und funfzig zu wählen.

Dieſe dumpfen, kaum hörbaren, aber mit entſetzlicher Beſtimmtheit und Entſchiedenheit ausgeſprochenen Worte machten mich erbeben. So gleichgültig mir auch in dieſem Augenblick das Leben erſchien, hielt mich dennoch die Furcht an der Seite meines gewaltſamen Begleiters feſtgebannt. Ich überließ mich ihm willenlos, wie ſich der Verdammte dem Scharfrichter überläßt, und harrte mehr todt als lebendig des Kommenden.

So weit war Schweſter Amalie in ihrer Erzählung vor-

geſchritten, als die Kloſterglocke abermals ertönte und ſie abzubrechen zwang.

Wir trennten uns alſo, und ich geſtehe, daß ich während der ganzen Nacht von nichts Anderem als den vermummten Geſtalten und der unglücklichen Amalie träumte.

Was hätteſt du in ſolcher Lage gethan? dachte ich, als ich erwachte. Was ich gethan hätte? — Ich hätte mir dieſe funfzig Hochverräther näher betrachtet und mir den beſten Kopf — für mich ausgeſucht.

Die arme Amalie! Ich ſollte übrigens meinen, daß ſie nichts zu riskiren hatte, da ſie ihren Kopf ſchon ſobald verlor. Wir wollen ſehen.

Neununddreißigstes Kapitel.

Das Kloster bei Agra.

Der Scharfrichter. — Der Verdammte. — Der Schlüssel.

Sie haben mir eine sehr böse Nacht gemacht, sagte ich zur Schwester Amalie, als ich am andern Tage wieder mit ihr zusammentraf. Ihr vermummter Graf, der sie nicht loslassen wollte, umgaukelte mich stets und bin ich um Sie recht besorgt gewesen.

O, versetzte sie, wenn Sie wüßten! — Doch lassen Sie mich in meiner Erzählung fortfahren.

Ich fügte mich also mechanisch dem Willen des Menschen, der mich kannte, ohne daß ich ihn erkennen konnte. Gestalt und Haltung, so viel die weite Kapuze sie erkennen ließ, schienen mir nicht ganz fremd zu sein, die Stimme aber war zu leise und heiser, um durch sie auch nur irgend eine sichere Spur finden zu können.

Wie man sich aber an Alles und selbst an das Entsetzlichste gewöhnt, so wurde ich nach und nach ruhiger, oder vielmehr es war eine Art Traumleben, in welchem ich mich jetzt befand. Der Herr von Pecary [illegible] Treulosigkeit war für eine Weile fast ganz aus [illegible]isse ge-

ſchwunden und mit Intereſſe verfolgte ich die Dinge, welche jetzt im Saale vorgingen.

Eine von den vermummten Geſtalten, eine rieſenhafte Figur, ergriff eine Klingel, auf deren Ton eine plötzliche feierliche Ruhe eintrat.

Die ſämmtlichen Anweſenden ſetzten ſich um einen großen Tiſch, welcher in der Mitte des Saales ſtand. Der Graf L..., welcher mich noch immer nicht losgelaſſen hatte, drückte mich gewaltſam auf einen Stuhl nieder und nahm neben mir Platz.

Jetzt erſt ließ er mich los, und ich war einigermaßen wieder frei.

Nachdem ſich alle Anweſenden niedergeſetzt hatten, erhob ſich der Rieſe wieder — denn er war in der That ein wahrer Goliath — und klingelte nochmals. Dann ſprach er:

Ich hoffe, wir ſind hier Alle gute Freunde. Parole!

Auf dieſe Aufforderung ſagte Jeder der Sitzenden nach der Reihe ein Wort, doch Jeder ein anderes. Ich dachte wohl, daß auch die Reihe an mich kommen würde, aber ich war entſchloſſen, den Namen Pecary auszuſprechen.

Sagen Sie „Erigone"*), flüſterte mir mein geheimnißvoller Nachbar zu.

Ich werde Pecary ſagen, dachte ich bei mir, und vertiefte mich derart in dieſen Gedanken, malte mir die Beſtürzung des Treuloſen ſo lebhaft aus, daß ich es gar nicht bemerkte, als die Reihe an mich kam, die „Parole", wie ſie es nannten, auszuſprechen.

Die Anweſenden richteten ſicher alle ihre Blicke auf mich, ich bemerkte es aber nicht.

---

*) Das Sternbild der Jungfrau.

Neununddreißigstes Kapitel.

Das Kloster bei Agra.

Der Scharfrichter. — Der Verdammte. — Der Schlüssel.

Sie haben mir eine sehr böse Nacht gemacht, sagte ich zur Schwester Amalie, als ich am andern Tage wieder mit ihr zusammentraf. Ihr vermummter Graf, der sie nicht loslassen wollte, umgaukelte mich stets und bin ich um Sie recht besorgt gewesen.

O, versetzte sie, wenn Sie wüßten! — Doch lassen Sie mich in meiner Erzählung fortfahren.

Ich fügte mich also mechanisch dem Willen des Menschen, der mich kannte, ohne daß ich ihn erkennen konnte. Gestalt und Haltung, so viel die weite Kapuze sie erkennen ließ, schienen mir nicht ganz fremd zu sein, die Stimme aber war zu leise und heiser, um durch sie auch nur irgend eine sichere Spur finden zu können.

Wie man sich aber an Alles und selbst an das Entsetzlichste gewöhnt, so wurde ich nach und nach ruhiger, oder vielmehr es war eine Art Traumleben, in welchem ich mich jetzt befand. Der Herr von Pecary und seine Treulosigkeit war für eine Weile fast ganz aus meinem Gedächtnisse ge-

ſchwunden und mit Intereſſe verfolgte ich die Dinge, welche jetzt im Saale vorgingen.

Eine von den vermummten Geſtalten, eine rieſenhafte Figur, ergriff eine Klingel, auf deren Ton eine plötzliche feierliche Ruhe eintrat.

Die ſämmtlichen Anweſenden ſetzten ſich um einen großen Tiſch, welcher in der Mitte des Saales ſtand. Der Graf L..., welcher mich noch immer nicht losgelaſſen hatte, drückte mich gewaltſam auf einen Stuhl nieder und nahm neben mir Platz.

Jetzt erſt ließ er mich los, und ich war einigermaßen wieder frei.

Nachdem ſich alle Anweſenden niedergeſetzt hatten, erhob ſich der Rieſe wieder — denn er war in der That ein wahrer Goliath — und klingelte nochmals. Dann ſprach er:

Ich hoffe, wir ſind hier Alle gute Freunde. Parole!

Auf dieſe Aufforderung ſagte Jeder der Sitzenden nach der Reihe ein Wort, doch Jeder ein anderes. Ich dachte wohl, daß auch die Reihe an mich kommen würde, aber ich war entſchloſſen, den Namen Pecary auszuſprechen.

Sagen Sie „Erigone"*), flüſterte mir mein geheimnißvoller Nachbar zu.

Ich werde Pecary ſagen, dachte ich bei mir, und vertiefte mich derart in dieſen Gedanken, malte mir die Beſtürzung des Treuloſen ſo lebhaft aus, daß ich es gar nicht bemerkte, als die Reihe an mich kam, die „Parole", wie ſie es nannten, auszuſprechen.

Die Anweſenden richteten ſicher alle ihre Blicke auf mich, ich bemerkte es aber nicht.

---

*) Das Sternbild der Jungfrau.

Mein Nachbar ſtieß mich an und wiederholte: So ſagen Sie doch Erigone.

Ich erwachte aus meinen Träumen und rief: Pera — — —

Aber kaum hatte ich die erſten Sylben dieſes Namens ausgeſprochen, ſo warf mein Nachbar meinen Stuhl mit einer heimlichen, aber kräftigen Bewegung um; ich ſtürzte zur Erde nieder, und indem er mich in die Höhe hob, flüſterte er mir zu:

Wenn Sie nicht ſofort Erigone ſagen, ſo ſind Sie nach wenigen Sekunden eine Leiche.

Als er dieſe Worte ſprach, fühlte ich einen ſtechenden Schmerz in meiner Hand, ich fühlte die Spitze eines Dolches und ſagte, mich in die Höhe richtend:

Erigone!

Obwohl noch immer Aller Blicke auf mich gerichtet waren, ſo ſchien das kleine Intermezzo doch weiter keine Störung zu verurſachen, es ſagte Jeder ſeine Parole, bis man damit zu Ende war.

Hierauf klingelte der Goliath zum dritten Male.

Wir wollen jetzt um den Scharfrichter looſen, ſagte er.

Um den Scharfrichter? — Das Blut erſtarrte in meinen Adern. Sollte hier Jemand heimlich hingerichtet werden? Und wer?

Es ſagte mir eine innere Stimme, daß es um mich geſchehen, daß ich dieſes Haus nicht wieder verlaſſen, daß mit dieſem Abend mein unglückliches Schickſal für alle Zeit entſchieden ſein würde.

Ich hatte mich in Bezug auf Letzteres nicht getäuſcht.

Die Schweſter Amalie hielt einen Augenblick inne und ſchaute mich gedankenvoll an, dann ſagte ſie:

Die Stadt Paris iſt ein Capua, und jedes Weib, welches

in dieſer Stadt geboren iſt, iſt ſchon von Geburt an zu einem unglücklichen Geſchicke beſtimmt. Die durch und durch verderbte Männergeſellſchaft vergiftet jedes weibliche Weſen, welches mit ihr in Berührung kommt, und die Religion hat in Frankreich nicht mehr Macht genug, um Retterin zu werden.

Sie glauben alſo, daß es in Paris den Frauen ſehr ſchwer wird, glücklich zu ſein?

Ich glaube das, wenn ſie glücklich und zugleich tugendhaft ſein wollen.

Und das ſind zwei Dinge, die in der Welt oft mit einander im Widerſpruche ſtehen.

Unglücklicher Weiſe iſt es ſo, mein Kind, obgleich das Eine die Bedingung des Andern in ſich ſchließen ſollte. Doch hören Sie weiter.

Es ſollte alſo um den Scharfrichter gelooſt werden und die ganze Geſellſchaft erhob ſich. Eine kleine Geſtalt, in der Tracht aller Anweſenden, war auf das Klingeln des Wortführers oder Oberſten der Geſellſchaft, denn das ſchien der Rieſe zu ſein, in den Saal getreten und brachte einen Kaſten herbei.

In dieſem Kaſten lagen zuſammengerollte Zettel.

Einer nach dem Andern trat nun zum Oberſten und griff ſich einen Zettel heraus.

Gehen Sie, flüſterte mir mein Nachbar zu, greifen Sie einen Zettel, dann begeben Sie ſich ſofort wieder auf ihren Platz. Thun Sie, wie ich Ihnen ſage, denn in dieſer ganzen blutigen Geſellſchaft bin ich es allein, der Sie retten kann und retten will.

So wenig Zutrauen die gedämpfte, heiſere Stimme mir den ganzen Abend eingeflößt hatte, ſo ſehr ich mich durch ſo manche kleine Umſtände, die unklare, aber gehäſſige Vor-

stellungen in mir hervorriefen, versucht war, zu glauben, daß dieser Mensch mich mehr bedrohe als Einer in der Gesellschaft; so hatte er dennoch mich schon zu sehr eingeschüchtert, ich war durch alle diese Dinge, deren unfreiwillige Theilnehmerin ich sein mußte, so verwirrt und schwach, daß ich jeden Gedanken an Widerstand aufgegeben hatte. — Ich hätte vielleicht selbst dann nicht mehr Kraft genug dazu gehabt, wenn sich mir auch eine günstige Gelegenheit dazu geboten hätte.

Als also die Reihe an mich kam, trat ich mechanisch vor den Riesen hin und zog den Zettel aus dem Kasten, ohne das Geringste dabei zu denken. Einmal versuchte ich den Riesen anzusehen, aber ein Paar funkelnde Augen, welche aus seiner Kapuze herausblitzten, ließen mich die meinen bald niederschlagen.

Mit meinem Zettel in der Hand setzte ich mich wieder auf den Platz. Ich bemerkte nicht, daß Einer von der Gesellschaft seinen Zettel oder vielmehr sein Loos betrachtete; aber ich konnte dem Reize nicht widerstehen, das meinige zu entrollen. Das Blut erstarrte in meinen Adern, als ich einen flüchtigen Blick hineinwarf. Es stand nur ein Wort auf dem langen Zettel, und dieses eine Wort hieß:

Scharfrichter!

Aber mit mir zugleich schien mein Nachbar, der jetzt mit seinem Loose an seinen Platz zurück kam, einen Blick in meinen Zettel geworfen zu haben.

Geben Sie her, sagte er rasch, hier ist mein Zettel dafür.

Und blitzschnell vertauschte er mir mein Loos. Ich athmete nun freier auf und begann meinen Nachbar etwas lieber zu gewinnen.

Nachdem Jeder der Anwesenden sein Loos hatte, wurde

derjenige, welcher das Scharfrichterloos gezogen hatte, ſich zu erheben aufgefordert.

Mein Nachbar erhob ſich.

Scharfrichter, ſagte der Rieſe, wähle Dir den Verdammten.

Ich habe ihn gewählt.

Mit dieſen Worten faßte mich mein Nachbar beim Arme, und zwang mich, aufzuſtehen.

Verdammter, ſagte der Präſident oder Obere wieder, übergeben Sie dem Scharfrichter Ihren Schlüſſel.

Meinen Schlüſſel? rief ich.

Den Sie unten von der alten Frau empfangen haben, von dem Schranke, in welchen Sie Ihre Kleider gehängt haben, flüſterte mir mein Nachbar zu.

Nimmermehr! rief ich laut entrüſtet aus.

Aber kaum hatte ich dieſes Wort ausgeſprochen, ſo fühlte ich auch wieder den Dolch meines Nachbars an meinem Beine.

Den Schlüſſel, ſagte er, Sie haben nichts zu befürchten, es iſt zu Ihrem eigenen Beſten.

Nim — — mermehr, wollte ich wiederholen, alle meine Energie zuſammennehmend.

Es iſt gut, flüſterte mein Nachbar, meine Hand erfaſſend, und trat nun zum Oberen.

Hier iſt der Schlüſſel, ſagte er, und übergab ihm wahrſcheinlich den ſeinen.

Der Obere klingelte abermals, und es erſchien dieſelbe kleine verhüllte Geſtalt.

Jetzt folgen Sie mir, ſagte mein Nachbar, Sie können dieſes Haus ſofort verlaſſen!

Wohin?

Kommen Sie! Kommen Sie! Sonſt iſt es um Sie geſchehen!

ſtellungen in mir hervorriefen, verſucht war, zu glauben, daß dieſer Menſch mich mehr bedrohe als Einer in der Geſellſchaft; ſo hatte er dennoch mich ſchon zu ſehr eingeſchüchtert, ich war durch alle dieſe Dinge, deren unfreiwillige Theilnehmerin ich ſein mußte, ſo verwirrt und ſchwach, daß ich jeden Gedanken an Widerſtand aufgegeben hatte. — Ich hätte vielleicht ſelbſt dann nicht mehr Kraft genug dazu gehabt, wenn ſich mir auch eine günſtige Gelegenheit dazu geboten hätte.

Als alſo die Reihe an mich kam, trat ich mechaniſch vor den Rieſen hin und zog den Zettel aus dem Kaſten, ohne das Geringſte dabei zu denken. Einmal verſuchte ich den Rieſen anzuſehen, aber ein Paar funkelnde Augen, welche aus ſeiner Kapuze herausblitzten, ließen mich die meinen bald niederſchlagen.

Mit meinem Zettel in der Hand ſetzte ich mich wieder auf den Platz. Ich bemerkte nicht, daß Einer von der Geſellſchaft ſeinen Zettel oder vielmehr ſein Loos betrachtete; aber ich konnte dem Reize nicht widerſtehen, das meinige zu entrollen. Das Blut erſtarrte in meinen Adern, als ich einen flüchtigen Blick hineinwarf. Es ſtand nur ein Wort auf dem langen Zettel, und dieſes eine Wort hieß:

Scharfrichter!

Aber mit mir zugleich ſchien mein Nachbar, der jetzt mit ſeinem Looſe an ſeinen Platz zurück kam, einen Blick in meinen Zettel geworfen zu haben.

Geben Sie her, ſagte er raſch, hier iſt mein Zettel dafür.

Und blitzſchnell vertauſchte er mir mein Loos. Ich athmete nun freier auf und begann meinen Nachbar etwas lieber zu gewinnen.

Nachdem Jeder der Anweſenden ſein Loos hatte, wurde

derjenige, welcher das Scharfrichterloos gezogen hatte, ſich zu erheben aufgefordert.

Mein Nachbar erhob ſich.

Scharfrichter, ſagte der Rieſe, wähle Dir den Verdammten.

Ich habe ihn gewählt.

Mit dieſen Worten faßte mich mein Nachbar beim Arme, und zwang mich, aufzuſtehen.

Verdammter, ſagte der Präſident oder Obere wieder, übergeben Sie dem Scharfrichter Ihren Schlüſſel.

Meinen Schlüſſel? rief ich.

Den Sie unten von der alten Frau empfangen haben, von dem Schranke, in welchen Sie Ihre Kleider gehängt haben, flüſterte mir mein Nachbar zu.

Nimmermehr! rief ich laut entrüſtet aus.

Aber kaum hatte ich dieſes Wort ausgeſprochen, ſo fühlte ich auch wieder den Dolch meines Nachbars an meinem Beine.

Den Schlüſſel, ſagte er, Sie haben nichts zu befürchten, es iſt zu Ihrem eigenen Beſten.

Nim — — mermehr, wollte ich wiederholen, alle meine Energie zuſammenehmend.

Es iſt gut, flüſterte mein Nachbar, meine Hand erfaſſend, und trat nun zum Oberen.

Hier iſt der Schlüſſel, ſagte er, und übergab ihm wahrſcheinlich den ſeinen.

Der Obere klingelte abermals, und es erſchien dieſelbe kleine verhüllte Geſtalt.

Jetzt folgen Sie mir, ſagte mein Nachbar, Sie können dieſes Haus ſofort verlaſſen!

Wohin?

Kommen Sie! Kommen Sie! Sonſt iſt es um Sie geſchehen!

Er riß mich vom Stuhle empor. Ich hatte nicht Zeit zur Beſinnung. Die kleine verhüllte Geſtalt ging uns mit einem Lichte voraus.

Als wir den Saal verlaſſen hatten, ſagte mein Nachbar: Jetzt iſt es gut. Sie müſſen ſchon in dieſer Kleidung fort, ich begleite ſie. Wir ziehen draußen die Kapuze ab und ſteigen in einen Fiacre.

Wir ſtiegen eine Treppe abwärts, ich wurde mehr getragen als ich ging. Wir durchſchritten einen Gang, mein Nachbar öffnete eine Thüre, ich trat mit ihm vorwärts. Die Thüre flog wieder zu und wurde von draußen zugeſchloſſen.

Als ich das Schloß zufallen hörte, wurde ich von einer entſetzlichen Furcht ergriffen. Mein Nachbar packte mich und hielt mich von der Thüre zurück, ich ſchrie um Hülfe.

Laſſen Sie die Thorheit, ſagte derjenige, deſſen Gewalt ich jetzt vollſtändig preisgegeben zu ſein ſchien, Sie haben gar nicht nöthig, ſich ſo ſehr zu quälen, bei mir allein iſt Hülfe, und mit mir können Sie leiſe ſprechen.

Nein, nein, rief ich außer mir, ich bin es ſatt, der Spielball einer entſetzlichen und ſchändlichen Intrigue zu ſein. Was will man hier von mir? Was wollen Sie von mir? — Ich habe mit dem Grafen von L... nichts gemein!

Und wenn ich nun der Graf von L... nicht wäre?

Nun wer ſind Sie denn? — Doch nicht mein Freund, wie es ſcheint.

Nun, Sie wiſſen es ja — ich bin der Scharfrichter!

Und was wollen Sie von mir? — Wollen Sie mich morden? — Nun wohlan, ſo machen Sie es ſchnell, ich bin darauf gefaßt, ein Leben zu verlieren, das für mich keinen Werth mehr hat. Tödten Sie mich — aber ſchnell, ich bitte.

Entkleiden Sie ſich — ſagte dieſer teufliſche Henker mit der größten Ruhe.

Mich entkleiden vor einem Manne? — O, mein Herz hat mich nicht getäuſcht — Sie ſind ein Teufel!

Und von Neuem rief ich aus allen Kräften um Hülfe.

Der Entſetzliche hielt mir die Hand vor den Mund, er zog mich bis in die Mitte des Zimmers und drückte mich auf einen Divan nieder. Ich vermochte mich nur ſchwach gegen die mir überlegenen Kräfte zu vertheidigen, und ohne daß ich es verhindern konnte, riß er mir die Kapuze vom Leibe.

Die Schweſter Amalie hielt inne, die Erzählung griff ſie jedesmal ſehr an, und ich muß geſtehen, daß ich ſelbſt mich ſo lebhaft in ihre Lage verſetzte, daß eine Pauſe auch mir wohlthuend wurde.

Der Schändliche! rief ich empört, während die Schweſter Amalie ſich ausweinte. Das ſind die Männer von Paris, welche den Frauen ſo ſehr gefallen!

Indem ließ ſich die Conventglocke wieder hören und die Fortſetzung der Erzählung mußte auf den nächſten Tag verſchoben werden.

Vierzigſtes Kapitel.

Das Kloſter bei Agra.

Enthüllungen. — Die Gräfin von M... — Pecary.

Als wir am andern Tage wieder zuſammen kamen, fuhr Schweſter Amalie in ihrer Erzählung fort:

Als ich ſah, daß gegen den Menſchen, in deſſen Gewalt ich durch den ſchändlichſten Verrath gekommen war, mein Ankämpfen vergebens war, führte mich die göttliche Allmacht, welche der Verzweiflung ſtets zur Seite iſt, auf einen rettenden Gedanken. Ich wußte ja, daß der Schändliche einen Dolch bei ſich führte, und es galt, ihm dieſen zu entwinden. Es hätte von meiner Seite vielleicht nur etwas Verſtellung bedurft, um dieſen Plan mit Sicherheit ausführen zu können, aber dazu konnte ich mich nicht verſtehen. Ich mußte alſo den paſſenden Moment abwarten, um mich der rettenden Waffe bemächtigen zu können. — Als der Gräßliche mir die Kapuze vom Leibe geriſſen hatte, trat er in die Mitte des Zimmers. Ich hatte einen Augenblick Zeit, mich umzuſchauen, und in dieſem Moment der Faſſung auch innere Ruhe genug wieder gewonnen, um es zu können.

Das Zimmer war mittelmäßig groß und hoch und höchſt

comfortable eingerichtet. Die Gegenstände, die es enthielt, waren durchaus nicht geeignet, Entsetzen einzuflößen. Alles was mir meine höchst aufgeregte Phantasie an diesem entsetzlichen Abende vorgespiegelt hat, und was mir wirklich geheimnißvoll und entsetzlich erscheinen mußte, stand mit diesem traulichen Gemache im Widerspruche. Dennoch war das Verbrechen, welches hier verübt werden sollte, entsetzlich genug, und diesem Verbrechen entsprach auch die Einrichtung des Gemaches. Ich warf vor mir selbst erröthend einen Blick nach dem Himmelbette, welches so ziemlich in der Mitte des Zimmers stand und — o mein Gott! — zu Füßen dieses Bettes — — — stand ein menschliches Gerippe.

Ich hatte nicht Zeit über diese entsetzliche Erscheinung nachzudenken, denn mein Peiniger, welcher eine Weile ruhig dagestanden hatte, wahrscheinlich um mir Muße zur Umschau und Ueberlegung zu gestatten, näherte sich mir jetzt wieder.

Der Dolch blitzte in seiner Hand.

Sie wollen sterben, sagte er zu mir, nun, wohlan, Sie sollen sehen, daß ich kein schlechter Scharfrichter bin. Nach fünf Minuten werden Sie nicht viel mehr sein, als das Gerippe, welches da vor Ihnen steht. Beten Sie.

Diese Worte, wenn auch mit derselben dumpfen und heiseren Stimme, aber doch ruhig ausgesprochen, machten mich bis zum innersten Marke erbeben. Ja, ich hatte den Tod gewünscht, ihn schmählicher Mißhandlung vorgezogen, aber jetzt, da der Tod, der Mord mit allen seinen Grausen so bestimmt vor mir stand, sträubte sich mein jugendlich Leben gegen diesen fürchterlichen und blutigen Zwang.

Einige Momente blieb ich sprachlos und betäubt.

Beten Sie, wiederholte der Entsetzliche.

Und was habe ich verbrochen, stammelte ich endlich, mich

gewaltsam aus meiner Erstarrung emporringend, was habe ich verbrochen, um ein so grausames Schicksal zu verdienen?

Was Sie gethan haben? — Sie haben einen biedern Mann, der Sie treu und innig liebte, betrogen und verrathen.

Es ist wahr, seufzte ich und sank weinend auf mein Knie.

Beten Sie! lautete noch einmal die schreckliche Mahnung.

Ich habe den Tod verdient, murmelte ich, es ist göttliche Gerechtigkeit, ich muß mein Verbrechen sühnen.

Ich betete innig und empfahl mich der göttlichen Barmherzigkeit.

Sind Sie bereit? fragte der Henker.

Ich bin bereit.

Der Entsetzliche trat an mich heran, er zückte den Dolch, aber ich erwartete vergebens den Todesstoß.

Es giebt noch einen Ausweg für Sie, sagte er, noch können Sie sich retten.

Sie haben den Muth zu sterben, Sie werden auch den Muth zu tödten haben.

Mein armer Kopf war bis zum Wahnsinn krank, ich war bis zu dem Momente angelangt, wo man nichts mehr denkt und nichts mehr empfindet. Ich schwieg noch immer.

Sagen Sie ob Sie es wollen — und Sie sind gerettet, fuhr der Unselige fort.

Ich erwarte den Tod, murmelte ich.

Und wenn es nun Pecary ist, den Sie tödten sollen?

Pecary?!

Ich hörte, ich wiederholte diesen Namen und die Besinnung kam mir wieder.

Und warum soll ich Pecary tödten? fragte ich und schauderte vor meinen eigenen Worten zurück.

Warum? Warum?

Auf dieſe beiden Worte folgte ein höhniſches Gelächter, die Stimme des Teufels war plötzlich eine andere geworden. Ich blickte auf. Er warf die Kapuze zurück.

Es war kein Mann, welcher vor mir ſtand, es war——— die Gräfin von M...

Nach dieſer Entdeckung verließen mich meine bis auf's höchſte abgeſpannten Lebenskräfte faſt gänzlich, ich ſank in eine tiefe Ohnmacht. — Ich hatte wohl eine gute Viertelſtunde in dieſem Zuſtande gelegen, bis ich erwachte. Mein Kopf war völlig wirre, Alles was ich an dieſem Abende erlebt, ſtand wie ein Traum vor meiner Seele, ich erkannte nicht mehr den Zuſammenhang der Begebenheiten, ich ſtierte die Gräfin an, welche ſo theilnehmend, ſo ſorgſam wie eine Schweſter vor mir ſtand.

Sie haben tief geſchlafen, ſagte ſie, und küßte meine Stirne. Iſt Ihnen wieder wohl?

Ich ſah ſie an, ohne eines Wortes mächtig zu ſein. Ich war wie eine Scheintodte, ich hörte und ſah Alles, aber ich vermochte mich weder zu bewegen, noch zu ſprechen.

Sie wollte mich wieder durch ein Reizmittel aus meiner Erſtarrung erwecken, und rief:

Pecary!

Dies Mittel wirkte in der That.

Wo iſt er? fragte ich.

Wo er iſt? wollen Sie ihn ſehen?

Ich will mit ihm reden, ſagte ich.

Sie wollen mit ihm reden, wiederholte die Gräfin, und das gewöhnliche ſpöttiſche Lächeln ſpielte wieder um ihren Mund.

Kann ich ihn nicht ſprechen? fragte ich.

O ja, wenn Sie wollen.

Ja, ich will.

Nun, ſo ziehen Sie ihre Kapuze wieder an.

Meine Kapuze?

Jetzt erſt begann ich mich wieder deſſen deutlicher zu beſinnen, was hier mit mir vorgegangen war.

Sie haben ein entſetzliches Spiel mit mir getrieben, ſagte ich mit einem vorwurfsvollen Blick zur Gräfin.

Ein Spiel? — Sie irren, meine Liebe, es war kein Spiel.

Sie wollten mich wirklich tödten?

Ich wollte Sie nicht tödten, aber Sie ſollten glauben, daß ich es wollte.

O, ich habe es in der That geglaubt, ſagte ich ſchaudernd, aber wozu eine ſo ſchändliche Komödie, und Sie nennen das kein Spiel?

Wiſſen Sie denn nicht, daß Sie hier inmitten einer geheimen Geſellſchaft ſind?

Ja, leider.

Wußten Sie das nicht, ehe Sie hierher kamen?

Das war auch Alles, was ich wußte. O, hätte ich ahnen können — — —

Nun, was iſt's denn? — Sie haben ſich wiſſentlich in das Haus einer geheimen Geſellſchaft begeben und ſind jetzt deren Mitglied geworden.

Deren Mitglied? rief ich entſetzt.

Unwiderruflich.

Nein, nein, nein, rief ich, ich habe nicht Luſt Mitglied dieſer Geſellſchaft zu werden.

Sie ſind es, und deshalb werden Sie es ſein. Sie haben die Einweihungs-Ceremonien überſtanden, jetzt werden Sie andere Dinge ſchauen.

Die Einweihungs-Ceremonien?

Der Scharfrichter hat in dieser Gesellschaft nichts Anderes zu thun, als den Novizen einzuweihen.

Aber man hielt mich ja schon für eine Eingeweihte?

Sie irren.

Ich zog ja selbst das Loos des Scharfrichters, sagte ich, nachdem ich eine Weile nachgesonnen hatte, um mir das Vorgefallene wieder zu vergegenwärtigen.

Dann wären Sie als Scharfrichter eingeweiht worden, und wir hätten noch einer dritten Person zu der Einweihungs-Ceremonie bedurft, den sogenannten „Profoß", der Ihnen als Scharfrichter Beistand geleistet und Sie angehalten hätte, Ihr Amt an dem Verdammten zu verrichten.

Wie konnte man aber von mir, der Uneingeweihten, die Parole verlangen?

Das ist es ja eben, meine Liebe, was die ganze Sache für Sie so peinlich gemacht hat. Sie waren eine unfreiwillige Novize, und das wußte ich nur allein. Sie mußten also die ersten Ceremonien schon überstanden haben, ehe Sie zu der heutigen und überhaupt in den großen Saal zugelassen wurden. In dieser ersten Ceremonie erfahren Sie die verschiedenen Erkennungszeichen unserer Gesellschaft und Ihren besondern Namen, und dann werden Sie eingekleidet, d. h. Sie bekommen den Anzug, welchen wir diesen Abend tragen. Ich kannte Sie aber zu gut, um mir nicht zu sagen, daß Sie nach der ersten Operation unserer Gesellschaft nicht beitreten, ja, daß Sie sich derselben nicht einmal unterziehen würden.

Sie kannten mich zu gut?

Besser als Sie glauben, denn ich habe mich viel mit Ihnen beschäftigt.

Mit mir?

Ja, von dem Augenblicke an, da ich wußte, daß Pecary Ihr Freund war.

Pecary, sagte ich; immer dieser Name in Ihrem Munde, was haben Sie mit ihm?

Sie sollen das bald erfahren. Erst müssen Sie über Ihre Situation im Klaren sein. Ich habe Sie also in unsere Gesellschaft gewissermaßen oder vielmehr wirklich eingeschmuggelt, indem ich Sie bei unserem Oberen angemeldet habe, und wie das Regel ist, mit der Vornahme der ersten Ceremonien, welche ohne weitere Zeugen geschieht, beauftragt worden war. Ich unterließ sie, aus den Ihnen nun bekannten Gründen, und meldete, daß Sie solche überstanden hatten.

Und wenn Sie oder ich nun zufällig nicht das Loos gezogen und ich Alles verrathen hätte?

So war für mich immer die Möglichkeit da, zu einer der drei Rollen dieser zweiten Ceremonie zu gelangen. Denn diese Rolle kann jedes Mitglied von demjenigen erkaufen, der das Loos gezogen hat, wenn auch der Preis ein wenig theuer ist. Die Sache ist diese. Zuerst wird um die Rolle des „Scharfrichters" gelooſt, trifft das Loos den Novizen selbst, so wird zum zweiten Male um den „Profoß" gelooſt, und dieser wählt sich den Verdammten. In diesem Falle kann jedes Mitglied dem „Profoß" seine Rolle abkaufen, trifft aber das Loos des „Scharfrichters" ein schon eingeweihtes Mitglied der Gesellschaft, so wird, wie Sie es gesehen haben, nicht weiter gelooſt, aber der Scharfrichter kann zum Verdammten nur den „Novizen" wählen. Jedes Mitglied kann sich das Loos des Scharfrichters zurückkaufen.

Aber wie wird der Novize erkannt, da alle Anwesenden verhüllt sind?

Betrachten Sie Ihre Kapuze etwas näher und vergleichen Sie ſolche mit der meinigen. Hier ſind ſie beide.

Dieſe hier hat auf jeder Schulter einen Todtenkopf, ſagte ich zuſammenſchaudernd, da mir jetzt erſt wieder das Gerippe zu Füßen des Bettes einfiel.

Das iſt meine Kapuze, ſagte die Gräfin, ihre hat noch keine Auszeichnung. —

Wie kam es denn, daß Pecary mich mit Ihnen oder mit einer andern verwechſelte?

Weil er das nicht weiß.

Er weiß es nicht?

Er kennt die Gebräuche unſerer Geſellſchaft nicht genau.

Er kennt die Gebräuche nicht? fragte ich verwundert.

Nein, er iſt heute zum erſten Male hier.

Zum erſten Male?

Wie ich Ihnen ſage, aber dennoch weiß er Alles bis auf einige kleine Umſtände. Den Unterſchied einer Novizenkleidung von der eines vollkommen eingeweihten Mitgliedes kennt er nicht. Aber jetzt iſt es Zeit, meine Liebe, ziehen Sie Ihre Kapuze wieder an.

Was ſoll geſchehen? fragte ich nun.

Haben Sie noch Furcht? — Fürchten Sie mich, Ihre Freundin?

Ich fürchte mich nicht — aber dies Alles, was Sie mir da ſagten, beunruhigt mich. Dieſe Geſellſchaft — — —

Sie ſind einmal ſo weit — Sie müſſen weiter gehen.

Weiter?

Sie haben nichts zu fürchten, es wird Ihnen nichts geſchehen — aber Sie werden ſich rächen.

Rächen? — Wofür?

Sind Sie kein Weib? fragte die Gräfin, wollen Sie, da

Sie die Macht in Händen haben, den Treuloſen, den niederträchtigen Verräther ungeſtraft laſſen?

Sie meinen Pecary?

Ich meine dieſen Elenden.

Es iſt wahr, ſagte ich, er hat grauſam an mich gehandelt.

Sie wiſſen es nicht.

Ich weiß es nicht?

O, Sie wiſſen es nicht, wie niederträchtig dieſer Menſch iſt.

Aber wie ſo wiſſen Sie das?

Sie ſollen das Alles noch erfahren. Jetzt kommen Sie.

Mit Widerſtreben griff ich nach meiner Kapuze, aber die Gräfin entriß ſie mir wieder und gab mir die ihrige.

Was ſoll das heißen? fragte ich.

Wenn Sie Ihre Kapuze anbehielten, müßten Sie drei Tage und drei Nächte ununterbrochen in dieſem Hauſe bleiben.

Wurde mir etwa deshalb mein Schlüſſel zu meiner Garderobe abgefordert?

Ja, deshalb.

Und wenn ich ihn nun, wie Sie wollten, abgegeben hätte?

Dann hätten wir jetzt unſern Schlüſſel umtauſchen müſſen, und es wäre Ihnen nichts übrig geblieben, als in meinen Kleidern nach Hauſe zu gehen.

Und weshalb muß man drei Tage lang hier bleiben?

Um in den Zweck dieſer Geſellſchaft vollſtändig eingeweiht zu werden.

Und welcher iſt dieſer Zweck?

Treten Sie hierher.

Sie zog mich an's Bette.

Dieſes Gerippe haben Sie ſchon geſehen, nicht wahr? — Es flößte Ihnen Entſetzen ein. — Mit dieſem Gerippe müßten

Sie nach den Regeln der Geſellſchaft drei Tage und drei Nächte verleben.

Hier in dieſem Zimmer?

In dieſem Zimmer. Sie haben noch nicht die Worte geleſen, welche über dieſem Gerippe an der Tafel hier angebracht ſind. Leſen Sie, da ſteht:

Genieße das Leben, bevor Dich der Tod zu dieſem Elende verdammt.

Nachdem ich dieſes geleſen hatte, ſchlug die Gräfin die Bettgardine zurück. Entſetzen ergriff mich von Neuem. Es war kein Bette hinter dieſen Gardinen — es war ein großer ſchwarzer Sarg.

Ueber dieſem Sarge hing ein großes Gemälde, welches den Tod in ſeinen entſetzlichſten Geſtalten und auf die verſchiedenſte Art darſtellte.

Dieſes Alles, ſagte ich, iſt wohl eher geeignet, den Menſchen zum Gebet als zum Genuß einzuladen.

Es kommt ſehr auf die Natur des Menſchen an, verſetzte die Gräfin, bei Ihnen würde es vielleicht nur dieſe Wirkung hervorbringen. Und dennoch, wenn Sie hier drei Tage und drei Nächte allein zugebracht, und ſich mit dieſer Umgebung vertraut gemacht haben, und wenn Sie endlich Alles ſehen würden — — —

Alles? — Iſt hier noch mehr zu ſehen?

Wenn Sie hier hineingeführt werden, um daſelbſt Ihren Wohnſitz auf drei Tage zu nehmen, ſo erhalten Sie vom Oberen einen Schlüſſel, ohne daß Ihnen geſagt wird, was Sie damit beginnen ſollen. Aber bis jetzt hat ihn noch jeder Novize anzuwenden gewußt.

Wozu denn?

Um dieſen Sarg hier aufzuſchließen.

Und was ist in diesem Sarg?

Nichts anderes als drei Gerippe. Zwei große und ein ganz kleines Kindergerippe.

Und das sollte eine andere, entgegengesetzte Wirkung hervorbringen?

Die Gerippe nicht, aber das Fenster, welches den Boden des Sarges bildet.

Und was sieht man durch dieses Fenster?

Ein trauliches Bette, ein trauliches Zimmer, dessen Wände mit den obscönsten Bildern, wie sie die üppigste Phantasie nur auszumalen vermag, behangen sind; durch den Druck eines Mechanismus, welchen Sie bald entdecken würden, hebt sich der Einsatz des Sarges, Sie erblicken noch ein Fenster, welches Sie öffnen können, und durch eine kleine Treppe gelangen Sie in das üppige Zimmer, wohin Sie sich vor der traurigen Umgebung dieses Zimmers flüchten und schlafen können.

Das ist abscheulich! rief ich.

Das ist nicht abscheulich, meine Liebe; die alten classischen Völker haben wenigstens nicht so darüber gedacht, und ihre Künstler haben sich nicht gescheut, mit ihrem Pinsel den Olymp und mit ihrem Meißel menschliche Schönheit, den höchsten Triumph der geistdurchhauchten Materie darzustellen, um durch sie den Schöpfungstrieb der Natur zu verherrlichen.

Aber nicht zu heimlichen Zwecken.

Sagen Sie denn für den Geist der Sinne, — für das Leben, das wirkliche und wahrhaftige Leben, welches in dem Genusse unseres ganzen menschlichen und göttlichen Daseins, unserer selbst, besteht.

Das ist eine Lehre, der ich nicht gewachsen bin, sagte ich kopfschüttelnd.

Sie werden ſie denoch faſſen, nur Geduld. Jetzt aber iſt es hohe Zeit. Ich werde klingeln.

Die Gräfin zog an dem Klingelzug; einige Sekunden ſpäter wurde die Thüre des Zimmers von außen aufgeſchloſſen. Dieſelbe kleine Geſtalt erſchien wieder.

Jetzt kommen Sie, ſagte die Gräfin.

Mir iſt der Kopf ganz wirre, ſagte ich, ich fühle mich ſehr abgeſpannt und krank, ich möchte nach Hauſe.

Und Pecary?

Es iſt mir einerlei, was er hier noch thun mag. Ich bin erſchöpft und fühle das Bedürfniß nach Ruhe.

Die Gräfin beſann ſich eine Weile, dann ſagte ſie. Nun gut, ſo gehen Sie denn. Aber zuvor iſt es nöthig, daß Sie dem Oberen die Anzeige machen.

Was ſoll ich ihm anzeigen?

Vergeſſen Sie nicht, daß ich nun die Novize bin, und daß Sie ihm den Beſcheid bringen müſſen, ob ich die Probe beſtanden habe.

Und wie ſoll ich das ſagen?

Sie ſagen: alle Grade ausgehalten, Gerippe, Sarg, Tod. — Den Sarg hatte ich Ihnen abſichtlich verhüllt gehalten, weil ich fürchte, daß er einen zu heftigen Eindruck auf Sie machen würde. Kommen Sie.

Ich folgte mechaniſch der Gräfin.

Nun, meine Gute, ſagte jetzt die Schweſter Amalie, laſſen Sie mich für heute aufhören. Meine Leiden ſind noch lange nicht überſtanden, und ich fühle mich wirklich ſchon von der Erzählung allein ſehr angegriffen. Zu dem iſt es auch Zeit. Auf Wiederſehen.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Das Kloſter bei Agra.

Neue Verlegenheiten. — Die Flucht.

Als ich wieder in den Saal trat, fuhr die Schweſter Amalie am andern Tage fort, ward ich nicht wenig überraſcht — die Scene hatte ſich verändert, es ſchien mir überhaupt ein ganz anderes Zimmer zu ſein. An den Wänden entlang ſtanden ſchwellende Divans, daneben Tiſche, welche mit den ausgeſuchteſten Speiſen und Weinen beſetzt waren. Auch die Geſellſchaft hatte ſich gänzlich verändert. Statt der ſchwarzen Kapuziner ſah ich weiße. Alle Anweſenden hatten weiße Kapuzen, von dünnem durchſichtigem Zeuge an, und dieſe Kapuzen ſchienen die einzige Bekleidung der Geſellſchaft auszumachen.

Ganz indianiſch, ſagte ich, die Schweſter Amalie unterbrechend.

Nein es iſt nur halb indianiſch, verſetzte die Schweſter Amalie, aber warten Sie nur, es kömmt noch ganz indianiſch.

Wie? rief ich lachend, Pariſer als Indianer?

O, die Pariſer können Alles ſein! verſetzte die Schweſter Amalie. Hören Sie weiter:

Ich hatte gar nicht Luſt tiefer in die Myſterien dieſer Ge-

ſellſchaft einzudringen, was ich bis jetzt davon geſehen und gehört hatte, war ſchon genug, war ſchon zu viel. Ich intereſſirte mich nur noch für eines — das Verhältniß der Gräfin zu Pecary und die Rolle kennen zu lernen, welche er in dieſer Geſellſchaft auf eine, wie es mir ſchien, ſo höchſt verwegene Weiſe zu ſpielen ſchien. Aber mein Entſchluß ſtand feſt, dieſe ſofort zu verlaſſen.

Ich trat demnach zu dem Hauptmann der Geſellſchaft hin, welchen mir die Gräfin nicht erſt zu bezeichnen brauchte, da er durch ſeine immenſe Größe über alle andern Mitglieder hervorragte. Er hatte aber außerdem noch ein Abzeichen, welches in einem kleinen elfenbeinernen Schilde beſtand, welches über ſeiner Kapuze hing.

Die Novize hat ſämmtliche Grade überſtanden, ſagte ich gefaßt, da mir Alles daran lag, dieſen Ort ſo ſchnell wie möglich zu verlaſſen, ich ſtelle ſie Ihnen hier vor. Sie wünſcht zu unſern Myſterien jetzt zugelaſſen zu werden. Bin ich jetzt meiner Obliegenheit entbunden?

Sie ſind derſelben entbunden, ſagte der Obere und winkte der Gräfin näher zu treten.

Als dieſes geſchah, wollte ich den Saal verlaſſen, ich hörte, daß mir Jemand nacheilte, ſchleunig griff ich nach dem Thürdrücker, aber ſchon fühlte ich mich ziemlich unſanft beim Arme gepackt.

Was wollen Sie? fragte ich bebend.

Wohin? fragte man mich dagegen.

Dieſe Stimme ging mir durch Nerv und Bein.

Es war Pecary.

Aber mein Entſchluß war gefaßt.

Halten Sie mich nicht auf, ſagte ich mit meiner natürlichen Stimme. Ihre elende Verrätherei, Ihre abſcheuliche

Treuloſigkeit hat mich an dieſen Ort geführt, den ich nie hätte betreten ſollen. Ich habe Ihnen nur noch Eins zu ſagen — daß ich Sie nämlich gründlich verachte.

Ah — ſagte Pecary, ich habe mich nicht getäuſcht, als ich vorhin bei der Parole zur Hälfte meinen Namen hörte. Verachten Sie mich meinetwegen, ich gebe nicht allzuviel auf Weiberachtung — die hier an dieſem paradieſiſchen Aufenthalte entzogen wird.

Niederträchtiger! rief ich empört über dieſe höhniſchen Worte, die bei mir ſo wenig gerechtfertigt waren und zumal in ſolchem Munde und ſuchte mich von ſeinen Händen loszumachen, denn er hielt mich noch immerwährend feſt.

Ich halte Sie nicht, verſetzte er, aber ich verlange erſt einen Beſcheid von Ihnen.

Was wollen Sie noch?

Iſt jene Perſon, mit welcher Sie ſo eben in den Saal getreten ſind die Gräfin M...?

Fragen Sie ſie ſelbſt.

Ich will von Ihnen den Beſcheid und werde Sie nicht eher fortlaſſen, bis ich ihn erhalten.

Es war eine unangenehme Alternative für mich — aber ich mußte hier fort, fort um jeden Preis.

Ja, ſie iſt es, ſagte ich.

Nun gehen Sie, wohin Sie wollen, Madame, ſagte er, und ließ mich los.

Ich eilte die Treppe hinunter und war ſo glücklich das Garderobezimmer ſehr bald zu finden, ein Stein fiel mir vom Herzen, als ich wieder bei der Alten war. Ich griff nun in meine Taſche, um ihr den Schlüſſel zu geben — — — der Schlüſſel war nicht da. — — —

Das iſt ja Verrath auf allen Seiten, ſagte ich empört,

als Schweſter Amalie in ihrer Erzählung eine Weile inne hielt.

Ganz gewiß, ich war verrathen. Den Schlüſſel hatte mir die Gräfin abſichtlich und trotz der Vertauſchung unſerer Kapuzen genommen. Weshalb? Ich hatte nicht Zeit darüber nachzudenken, aber es konnte nur ein Grund vorgewaltet haben — mich wie abſichtslos zurückzuhalten und allen Myſterien der Geſellſchaft beizuwohnen zu zwingen.

Aber ich war kurz entſchloſſen.

Der Schlüſſel iſt mir abhanden gekommen, ſagte ich zu der Alten, ich muß wieder hinaufgehen ihn zu ſuchen.

Welche Nummer haben Sie? fragte mich die Alte.

Die No. 53.

53? das iſt nicht möglich, ſagte ſie.

Nicht möglich? — Ich hatte den Schlüſſel mit No. 53, keinem anderen.

Das kann nicht ſein, verſetzte die Alte ſehr beſtimmt. Die No. 53 iſt die letzte Nummer und die bekam von mir eine Kapuze ohne Todtenköpfe. Ihre Kapuze hat aber Todtenköpfe.

Sie wiſſen, daß die Nummer 53 keine Todtenköpfe hatte? frägte ich.

Nun freilich muß ich das wiſſen, da ich beauftragt worden bin, der letzten Nummer eine ſolche Kapuze zu geben, und mir der Schlüſſel zu dem Schrank No. 53 erſt heute überreicht wurde.

Wieſo wußten Sie denn, daß ich dieſe Nummer erhalten ſollte? fragte ich unbedachtſam.

Sie? — fragte die Alte erſtaunt, Sie können dieſe Nummer nicht haben, denn ich gab ſie der Dame, welche noch keine Schlüſſel hatte und heute zum erſten Male eingekleidet worden iſt.

Ach, es iſt ja wahr, ſagte ich, ich irre mich, ich habe die Nummer 52.

52? rief die Alte, den Kopf ſchüttelnd, auch das iſt nicht möglich. Die Nummer 52 iſt nicht in dieſem Zimmer, ſondern in der Herrengarderobe.

Nun ſo iſt es 51, verſetzte ich ärgerlich. Ich werde meinen Schlüſſel gleich ſuchen. Warten Sie ein wenig.

Ich verließ raſch das Zimmer und ſtieg die Treppe hinauf, ging aber wieder leiſe hinab und ſchlich mich zur Hausthüre. Meine Angſt war groß, denn ich fürchtete, die Thüre verſchloſſen zu finden. Sie war auch wirklich verſchloſſen, aber glücklicher Weiſe ſteckte der Schlüſſel. Ich ſchloß leiſe auf, das Herz pochte mir gewaltig. Meine Ungeduld war zu groß, und ich riß die Thüre heftig auf, als wäre der Teufel hinter mir. — Ach wie glücklich, wie glücklich fühlte ich mich, als ich endlich auf der Straße und im Freien war, als das entſetzliche Haus wie ein wüſter Traum hinter mir lag.

Es war Mitternacht, die Straßen waren leer, ich ſchlug die Kapuze über und lief auf Gerathewohl vorwärts, denn ich kannte die Gegend nicht, in welcher ich mich befand. Ueber eine halbe Stunde irrte ich herum, bis ich in eine mir bekannte Gegend kam.

Endlich, endlich hatte ich meine Wohnung glücklich erreicht. Beinahe hätte man mich nicht eingelaſſen, denn man erkannte mich nicht, und war höchſt verwundert, mich in einem ſolchen abenteuerlichen Anzuge zu ſehen. Erſchöpft entkleidete ich mich und warf mich auf's Bette. Ich fieberte die ganze Nacht, und befürchtete, ernſtlich krank zu werden. Es wäre vielleicht ein Glück für mich geweſen, und noch beſſer, wenn der Tod mich der Schande und des Elends überhoben hätte, die meiner harrten.

Die Schweſter Amalie hielt wieder inne und verbarg ihr Antlitz in ihren Händen.

Laſſen Sie uns für heute abbrechen, ſagte ſie dann, o, meine Liebe, nehmen Sie ſich mein Schickſal zu Herzen, und erkennen Sie, wie leicht das Weib, einmal auf Irrwegen, trotz des beſten und redlichſten Willen umzukehren, fortgeriſſen werden kann, und wie mitleidslos die Welt gegen die Frauen iſt, die oft keine andere Schuld auf dem Gewiſſen haben — als von den Männern betrogen zu ſein.

Und gerade dieſe, verſetzte ich, nicht zufrieden mit dem Elend, welches ſie verurſachen, ſuchen es noch für ſich auszubeuten.

Ja, ſie benutzen die größere Freiheit, welche ihnen die Staatsgeſetze und die Sitte geben, nicht zur Veredlung, ſondern nur zur Unterdrückung des Weibes.

Und lehnt ſich die Frau, wandte ich ein, einmal gegen eine Sitte auf, die ihr nur Zwang auferlegt, ohne ihren beſſeren Empfindungen zu genügen, dann wird ſie wie ein Ausbund betrachtet, und Jeder glaubt, das gute Recht zu haben, ſie zu begeifern und anzufeinden.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Das Kloſter bei Agra.

Der Beſuch der Gräfin. — Entdeckungen. — Frauenrache.

Sie können ſich denken, fuhr Schweſter Amalie fort, als wir am andern Tage um die gewöhnliche Zeit zuſammentrafen, mit welchen Empfindungen ich am Morgen nach der verhängnißvollen Nacht erwachte. Jedoch nahm ich mir vor, ſie gänzlich zu vergeſſen. Es blieb mir aber noch ein Schritt zu thun übrig. Ich ſetzte mich an den Schreibtiſch und ſchrieb an die Gräfin folgenden Brief:

„Ich überſende Ihnen durch den Ueberbringer dieſes „Briefes ein Packet, welches die Kleider enthält, die mir „eine traurige, aber unfreiwillige Verirrung aufzwang. „Ich habe dieſe Kleider von Ihnen empfangen und ſtelle „ſie Ihnen zurück, Sie werden wiſſen, was Sie damit an„zufangen haben. Zugleich bitte ich Sie um die Gefällig„keit, dafür zu ſorgen, daß mir meine Kleider, welche ich „in jenem unſeligen Hauſe zurückgelaſſen habe, zugeſtellt „werden. Ich vertraue Ihrer Discretion, und glaube es „mit gutem Recht zu können. Sie werden das auf eine „Weiſe zu veranſtalten wiſſen, die mich nicht compromit„tirt. Es iſt dies Alles, was eine Frau von Ihnen ver-

„langt, welche Sie, ich weiß nicht, aus welchem Grunde,
„in ein Haus gebracht haben, das, wie mir ſcheint, ehr-
„bare Frauen zu meiden alle Urſache haben.“

Ich vermied es, dieſen Brief zu unterſchreiben, da die Empfängerin über die Schreiberin nicht im Zweifel ſein konnte, und ich mißtraute der Gräfin zu ſehr, um ihr eine Waffe mehr gegen mich in die Hände zu geben. Ich erhielt folgende Antwort zurück:

„Meine Liebe!

„Erlauben Sie mir, daß ich mir noch heute das Ver-
„gnügen mache, Sie zu beſuchen. Es iſt nöthig, daß wir
„uns ausſprechen; was Ihre ſonſtigen Wünſche betrifft,
„wird es mir Freude gewähren, ſie zu erfüllen. Sie ha-
„ben Recht, wenn Sie auf meine Discretion vollkommen
„vertrauen, Ihre Vorwürfe aber ſind ungerecht. Was ich
„Ihnen nach Ihrer Meinung Böſes zugefügt haben ſoll,
„iſt vielmehr ein Opfer, welches ich der Frau gebracht
„habe, die ich bedaure und gerächt wiſſen möchte. Em-
„pfangen Sie die Verſicherung aufrichtiger Freundſchaft
„von Ihrer
„Gräfin von M...“

Dieſe Antwort war mir ein Räthſel, wie mir Alles an dieſer Frau ein Räthſel war. Ich hätte am liebſten vollſtändig mit ihr gebrochen, doch ließ es ſich nun noch nicht gut thun, ich mußte ihren Beſuch empfangen.

Am Mittage kam ſie.

Sie war freundlich, ruhig und unbefangen, als hätten wir uns auf die gewöhnlichſte Weiſe von der Welt getrennt. Ich vermochte es ihr nicht nachzumachen.

Meine Liebe, ſagte ſie, mich umarmend, wie kommen Sie auf den Einfall, mir heute einen Brief zu ſchreiben, da Sie

vermuthen mußten, mich ganz anderswo als in meinem Hause zu finden?

Anderswo?

Ach, welch ein kurzes Gedächtniß Sie haben, in der That ein sehr kurzes Gedächtniß. Sie vergessen das Gute und das Böse. Sie haben keine Frauen-, Sie haben eine Lammsnatur, meine Gute; es ist aber nöthig, in dieser Welt ein wenig Katze, ein wenig Wölfin, ein wenig Löwin zu sein. Das Lamm hat keine Waffen gegen Bosheit.

Weshalb sollte Sie mein Brief nicht treffen? fragte ich, die Antwort auf den letzten Rath schuldig bleibend.

Weshalb? — Weil ich es für Sie übernommen hatte, meine Gute, statt Ihrer zu Grabe zu gehen.

Ich sah die Gräfin erstaunt an, denn ich verstand sie nicht.

Mein Gott, haben Sie denn wirklich die vergangene Nacht so ganz verschlafen? rief sie. Wissen Sie denn nicht mehr, daß ich meine Kapuze mit Ihnen vertauschte, um Sie der Nothwendigkeit zu entheben, mit dem Gerippe und dem Sarge — und den hübschen Bildern zu verleben?

Ich erröthete über und über, als die Gräfin so sprach.

Ich hatte nicht den geringsten Zweifel, sagte ich, daß Sie sich dieser unangenehmen Nothwendigkeit zu entziehen wissen würden.

Wie sollte ich das?

Das weiß ich freilich nicht.

Als ich dies sagte, lachte die Gräfin hell auf, dieses Lachen hatte etwas Teufliſches und berührte mich sehr unangenehm.

Was haben Sie denn? fragte ich.

O, wenn Sie wüßten! wenn Sie wüßten! rief sie.

Nun, Sie haben irgend einen bösen Streich ausgeführt, sagte ich sehr ernsthaft.

Einen böſen? verſetzte die Gräfin, ich habe in meinem Leben noch keinen beſſern gemacht. Rathen Sie doch, wer jetzt das Vergnügen hat ſich mit dem Gerippe und dem Sarge zu amüſiren?

Ich muß Ihnen geſtehen, daß mir dieſes ſehr gleichgültig iſt.

Nein es iſt Ihnen nicht ſehr gleichgültig, ganz gewiß nicht. Sie werden ſich darüber freuen ſo gut wie ich.

Man konnte doch dieſer Frau auf keine Weiſe entkommen, ſie brachte mich immer dahin, wo ſie mich haben wollte, all mein Sträuben war vergeblich.

Nun? Nun? ſagte ſie, Sie rathen es alſo nicht? — Ich habe hineingebracht den — — — den — — —

Bei dieſem gedehnten „den den" fixirte mich die Gräfin ſehr ſcharf.

Den — Becary, fuhr ſie fort.

Welchen Sturm der Empfindungen dieſer Name auch noch immer in meinem Innern hervorrief, ich wollte der Gräfin durchaus nicht den Gefallen thun, es zu zeigen. Ich blieb äußerlich ganz ruhig und ſagte nur:

Dieſer Menſch iſt mir ſehr gleichgültig.

Die Gräfin trat mir einige Schritte näher, faßte mich an beiden Armen an, ſah mir ſcharf ins Geſicht und ſagte:

Das iſt nicht wahr. —

Und wie kommen Sie dazu, mir das zu ſagen? — verſetzte ich, mich zu einem Lächeln zwingend, während ich merkte, daß dieſe Schlange mich jemehr und mehr umſtrickte. Ich wiederhole es Ihnen, daß dieſer Menſch mir ſehr gleichgültig geworden iſt, daß ich nicht mehr an ihn denke, daß ich ihn ganz vergeſſen habe — — —

Und daß Sie dennoch in Ihrem Herzen den Grimm em-

pfinden, den betrogene Liebe immer empfinden muß, will ſie eben nicht zeigen, daß ſie kein beſſeres Schickſal verdient. Konnten Sie es ſo raſch vergeſſen, daß der Elende Sie auf die ſchnödeſte Weiſe nicht beleidigt, nein entwürdigt, entmenſcht hat — dann, meine Liebe, ſagen Sie nicht mehr, daß die Männer es ſind, die uns entehren. Sie, Sie ſelbſt geben es zu, daß das Weib zu nichts Anderem geſchaffen iſt, als um den Männern zum Zeitvertreib, zum Spielwerk, zum Tand zu dienen. Hören Sie, geben Sie ſich keine Mühe, ich laſſe Sie nicht ſo los. Sie betrügen nicht mich, Sie wollen ſich betrügen! und ich werde Sie davor bewahren mit oder ohne Ihren Willen. Sie ſcheinen Mißtrauen gegen mich zu haben, machen Sie das mit ſich ſelbſt aus. Ich kümmere mich darum nicht. Ich bin wie ich bin, und habe niemals Hehl daraus gemacht, und werde es niemals müſſen. Nun, wohlan, ich will Ihnen, was das Vertrauen anbetrifft, zuvorkommen. Sie ſollen zunächſt erfahren, was ich mit Herrn von Pecary gemein habe, Sie ſollen dann beurtheilen, ob der Haß gegen ihn nicht uns Beiden gemeinſchaftlich gebührt, ja, daß Jede, deren Haß gegen ihn gerechtfertigt iſt und die dennoch die Rache aufgiebt ſtatt mir dabei zu helfen — meine Feindin ſein muß. Hören Sie!

Meine Geſchichte iſt kurz, aber mein jetziges Leben iſt von meinen Jungfrauenjahren ſo verſchieden, als lägen Jahrtauſende dazwiſchen. Ich war das ſchlichte Kind eines ſpaniſchen Edelmanns, welcher aber in ſehr dürftigen Umſtänden lebte. —

Eine Spanierin? rief ich, die Schweſter Amalie unterbrechend, aus welcher Stadt?

Aus Sevilla.

Aus Sevilla? Und wie hieß ihr Vater?

Don Montarbo K...

Sonderbarer Zufall, rief ich, ich lernte dieſe Dame in Paris kennen.

Ich ahnte aber damals nicht, daß dieſe Gräfin M... auf mein Geſchick viel ſpäter einen böſen Einfluß üben würde.

Die Schweſter Amalie fuhr nach dieſer Unterbrechung fort:

Von der Wiege an war ich mit dem Mangel vertraut, ſo erzählte die Gräfin, denn mein Vater beſaß nichts mehr, als ſeine ſtolze Armuth, mein einziges Erbtheil war die Schönheit. Mir mußten es aber erſt andere Leute ſagen, ehe ich es ſelbſt wußte. So wuchs ich heran, geliebt von meinem Vater, einſam und genügſam. Da erfüllte mich der Tod meiner Mutter mit dem erſten ſchweren Kummer, und bald darauf erkrankte mein Vater. Ich pflegte ihn treu und entfernte mich nicht von ſeinem Bette, aber die Krankheit ward immer bösartiger und langwieriger, und ich mußte das Wenige verkaufen, was wir noch beſaßen, um ſeine Rettung möglich zu machen. Aber mein Vater blieb krank, und alle meine Anſtrengungen reichten nicht aus, ihm das Nöthige zu beſchaffen. Wir waren nicht gewohnt zu betteln, und die unbedeutendſte Unterſtützung würde meinen Vater vollends an das Grab gebracht haben. Dennoch hätte ich jede Gabe angenommen, wenn wir nur Freunde gehabt hätten, wenn ſie uns nur Jemand angeboten hätte. Der Stolz meines Vaters ließ ihn Hochſtehende meiden, weil er ſich vor ihnen nicht beugen wollte, und Niedrigere mieden ihn, weil ſie ſein Stolz beleidigte. Niemand ahnte, daß ſo große Armuth und ſo großer Stolz vereinigt ſein konnte, — woher ſollte uns alſo Unterſtützung kommen? — Aber die bitterſte Noth zwang mich dennoch, endlich Hülfe zu ſuchen. Ich wandte mich an eine reiche Edeldame unſerer Stadt, die uns allerdings nicht kannte. Ich nannte mich auch nicht, ich begann ſtammelnd nur von unſerer Noth zu ſprechen — ach,

ich war des Bettelns ja nicht gewohnt. Kaum aber hatte ich den Mund geöffnet, so rief die Dame verächtlich: Dirne, ist Dein Gesicht nicht mehr einträglich, daß Du mich mit Deiner Bettelei belästigst? — Wie ward mein Herz zerfleischt von diesen Worten. Weinend, verzweifelnd ging ich heim und sank bewußtlos neben dem Bette meines Vaters hin. Ein Geächz rüttelte mich aus meiner Bewußtlosigkeit, mein armer Vater lag im Todeskampfe. Jammernd stürzte ich aus der Thüre, umklammerte ein vorübergehendes prächtig gekleidetes Mädchen. Befreit mich von dieser Wahnsinnigen! rief sie ihrem Bedienten zu. Hülfe! flehte ich, Rettung! mein Vater stirbt! Taub, Alles taub umher, nur die Bäume neigten mitleidsvoll ihre Häupter, der Sturm erhob sich plötzlich und heulte mir ein Trauerlied vor. — Eine Menge Menschen hatten sich indessen um mich versammelt, die Neugier starrte mich mit frechen Blicken an — aber keiner bot mir Hülfe an. Endlich, endlich kam sie. Ein alter, schlicht gekleideter Mann trat zu mir heran, in seinen Augen hatte er Thränen. Folgt mir, flüsterte er mir zu. Wankend ging ich neben ihm, aber meine Füße wollten mich nicht mehr tragen, er führte mich. Ich trat in ein schönes Haus, und mein Führer gebot mir, ein wenig zu warten. Kommt nur zu meinem Herrn herein, sagte er zurückkommend. Zitternd folgte ich ihm, ein junger Mann empfing mich. Er sah mich eine Weile mit prüfenden Blicken an. Ich bat ihn um schleunige Hülfe, und er versprach mir, sie augenblicklich zu gewähren. Er reichte mir Erfrischung, die ich durchaus annehmen mußte. Ich habe meinen Bedienten nach einem Arzte geschickt, sagte er, und beide werden alsobald Ihren Vater besuchen. Meine Wohnung hatte ich nämlich dem Bedienten unterwegs gesagt. Ich wollte mich nun augenblicklich entfernen, doch er ließ mich nicht fort, all' mein Sträuben blieb

vergeblich, seine geschickt berechneten Ausflüchte hielten mich. Sein Bedienter kehrte bald wieder zurück. Er warf einen mitleidsvollen Blick auf mich und flüsterte seinem Herrn etwas zu, was ich nicht verstand. Freuen Sie sich, sagte dieser, nachdem sich der Bediente wieder entfernt hatte, Ihr Vater wird genesen, es ist für Alles gesorgt. Die Wonne übermannte mich, ich umschloß dankend die Kniee meines Retters. — Ha, Du bist wirklich schön! rief er plötzlich und hob mich empor. Ich wollte gehen, aber er zog mich in seine Arme, ich rief nach Hülfe, aber er erstickte meine Stimme — es war um mich geschehen. — Und als ich jetzt entehrt, entmenscht nach Hause kam — — — da war mein Vater todt.

Die Gräfin blickte starr empor, als sie die letzten Worte gesprochen hatte. Er war todt! — wiederholte sie dann und ihr Auge funkelte plötzlich wie das einer Tigerin, und der Niederträchtige, welcher mich so schändlich betrogen hatte — das war — — — Pecary.

Ohne es im Anfange zu wollen, fuhr Schwester Amalie nach einer Pause fort, war ich dennoch der Erzählung der Gräfin mit immer größerer Theilnahme gefolgt, und als ich den Namen Pecary hörte, da fühlte ich jeden Nerv in mir erbeben und unwillkürlich rief ich aus:

Pecary? — Sagten Sie Pecary? —

Zweifeln Sie etwa, daß dieser Nichtswürdige solcher Gemeinheit fähig war? Sie haben aber recht, meine Liebe, es geht über alle Verworfenheit.

Wieso wissen Sie denn, daß es Pecary war? fragte ich.

Weil ich seinen Namen später erfuhr.

Und sind Sie gewiß, daß es derselbe ist — — —

Thörichte Frage, sagte die Gräfin, als wenn man so etwas dem ersten besten Pecary zumuthen würde.

Er hat es mir bereits selbst eingestanden.

Er selbst?

Sie sollen das gleich erfahren. Lassen Sie mich meine Geschichte vollenden, versetzte die Gräfin. Nachdem ich meinen unglücklichen Vater bestattet hatte, verließ ich meinen Geburtsort und irrte umher. Ich war noch sehr jung, die Männerwelt konnte mich noch umformen nach ihrer schlimmen Moralität, auf meinen Wanderungen durch Spanien und Italien wurde ich ein vollkommen emancipirtes Weltkind. In Rom verliebte sich der Graf von M... in mich, heirathete mich, that mir den Gefallen, bald darauf zu sterben, da ich ihm eben nicht sehr hold war, ich wurde Erbin eines großen Theils seiner Besitzthümer und meine eigene Herrin. Ich ging nach Paris und stürzte mich in einen Strudel von Liebesintriguen. Ich rechnete hierbei niemals auf die Treue eines Mannes, wenn sie auch durch die heißesten Schwüre besiegelt wurde, und war von meiner Seite ebenfalls keinem Manne treu, jedoch stets ehrlich genug, diese von vorn herein Niemanden zuzusagen. Das war der Unterschied zwischen mir und den Männern. Wie viele mir und wie vielen ich untreu geworden bin, ehe ich Pecary zum zweiten Male kennen lernte, weiß ich nicht. Es lohnt sich nicht der Mühe, sie aufzuzählen, genug es war vor einem Vierteljahre, als sich mir Pecary zu nähern suchte. Sie müssen mir das nicht übel nehmen, aber ich gestehe es Ihnen, er war mir zu alt und ich lachte ihn aus. Er kam wieder und immer wieder, ich lachte um so mehr, je öfter er kam. Seine Neigung verwandelte sich in ein tödtliches Hassen, aber dieser Fuchs hatte Diplomatie genug, es unter die Maske der Gleichgültigkeit zu verbergen. Indessen sann er auf Rache, während er sich eine andere Geliebte suchte, bei der er glücklicher war, als bei mir. — Sie, meine

Liebe, hatten dieses Schicksal, dem Elenden das zu sein, was ich ihm niemals werden wollte. Er prahlte mit Ihrer Liebe, ja er machte sich lustig darüber, und eine gewisse Sympathie, die aus Mitleid entsprang, zog mich zu Ihnen hin, sobald ich hörte, in wessen Hände Sie gerathen waren; wenn ich damals auch den Elenden noch nicht in seiner ganzen Gloria erkannt hatte. Er führte inzwischen einen jungen Grafen bei mir ein, den Grafen von L... Es war dieser ein wirklich schöner und liebenswürdiger Mann, und ihm gegenüber erfuhr ich, daß das weibliche Herz, wie gepanzert auch immer, niemals vor den Pfeilen des tückischen Gottes sicher ist. Zum ersten Male in meinem Leben begann ich wirklich und innig zu lieben, der Graf schien hingebend, schien meine Neigung zu erwidern, aber er drang auf Heirath und ich willigte ein. — Der Tag unserer Trauung kam, wir standen vor dem Altare. — Noch ein Ja aus seinem Munde — und ich wäre glücklich gewesen, glücklich zum ersten Male in meinem Leben. Aber statt des „Ja", welches ich jetzt zu hören hoffte, wandte mir der Graf lachend den Rücken — und ließ mich stehen. — Ha — welch eine Rachewuth mich da durchzuckte! — Wer mir jetzt geholfen hätte, meine Rache würdig zu vollführen, ich würde ihn geliebt haben — ich würde ihm wenigstens treu geblieben sein. Da kam Pecary. Ich brauchte ihm nicht zu erzählen, was er bereits wußte. Er wollte mir zur Rache, zur vollständigen Befriedigung derselben behülflich sein, aber er stellte seine Bedingungen und ich willigte ein. Aber bald fielen mir die Schuppen von den Augen, im Laufe weniger Tage kannte ich Pecary ganz. Er selbst entdeckte sich in einer vertrauten Stunde mir, ohne es zu wollen. Wir sprachen von meinem Geburtslande, von meiner Vaterstadt Sevilla, und die Folge dieses Gespräches war, daß ich den Menschen vollkommen erkannte,

dem mich mein böses Verhängniß zum zweiten Male in die Arme geworfen hatte. Ich schwieg indeß über die Empfindung, die jetzt in meinem Innern tobte, er glaubte durch diese Wiedererkennung um so mehr ein Anrecht an meine Hingebung gewonnen zu haben. Nicht wahr? — eine merkwürdige Ansicht! — Nur zu bald erfuhr ich nun auch, daß die Heirathsangelegenheit mit dem Grafen L... eine Komödie war, eine elende Intrigue von Pecary erdacht und ausgesponnen, um für die Behandlung Rache zu nehmen, die er von mir erfahren hatte. Was den Grafen L... dazu bewogen hat, auf diesen niederträchtigen Plan einzugehen und sich dem alten Wüstling zum Werkzeuge herzugeben, das habe ich noch nicht erfahren können. Sie können sich denken, in welche Wallung mein spanisches siedendes Blut gerieth, als ich diese Entdeckung machte, und daß ich mir selbst das heiligste Versprechen gab, und sollte es mich das Leben kosten, die fürchterlichste Rache an dem Elenden zu nehmen. — Das ist im Kurzen meine Geschichte, soweit Sie solche interessiren kann. Und ich will Ihnen jetzt nur noch mittheilen, wie weit ich in der Ausführung meines Racheplanes vorgeschritten bin, und welche Rolle ich Ihnen dabei zugedacht habe — —

Welche Rolle? — rief ich bestürzt.

Wie? rief die Gräfin, stehen Sie nach Allem diesen, was Sie jetzt vernommen haben, noch an, mit mir den gemeinschaftlichen Weg der Rache zu wandeln?

Eben deshalb, versetzte ich, weil Sie mir so viele namenlose Niederträchtigkeiten von dem Elenden mitgetheilt haben, weil ich ihn jetzt aus tiefster Seele verachte, will ich nichts mehr mit ihm zu schaffen haben, nichts, weder im Guten noch im Bösen. Ich will jede Erinnerung an ihn, welchen Namen

ſie haben möchte, unterdrücken. Ich kenne ihn nicht mehr, ich habe ihn nie gekannt.

Als ich ſo geſprochen hatte, als die Gräfin ſah, wie feſt ich entſchloſſen war, bei meinem Vorſatze zu beharren, da trat ſie mir näher, faßte meine beiden Hände und mir ſtarr in's Geſicht blickend, ſagte ſie:

Ich ſehe wohl ein, daß, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, das Blut eines Lammes in Ihren Adern fließt, aber ich laſſe Sie nicht los, niemals. Ihr Verhängniß hat Sie mir zugeführt, und jetzt bleibt Ihnen nur eine Wahl, der ſie die innigſte, aufopferndſte Freundſchaft nicht entheben kann, die Wahl zwiſchen öffentlicher Schande — oder Rache.

Ich hörte mit einer Art ſtumpfer Gleichmüthigkeit dieſe Worte, ſie erſchütterten mich nicht, ſie machten meinen Entſchluß nicht wankend. Es war mir in dieſem Momente Alles gleichgültig, hätte man meinen Kopf begehrt, ich würde ihn ohne Zucken auf den Block gelegt haben. So paſſiv war ich!

Mag über mich das Schlimmſte kommen, verſetzte ich, ich werde Alles hinnehmen. Ich habe mein Schickſal verdient.

Sie wollen alſo nicht mit mir gehen?

Nein!

Leben Sie wohl; ſagte die Gräfin mit einem ſtechenden Blick, ich wünſche zwar nicht, daß Sie Urſache finden möchten, dieſen Ihren Entſchluß zu bereuen — aber Sie werden es. Kein Gott kann Ihnen helfen.

Mit dieſen Worten verließ mich die entſetzliche Frau.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Das Kloſter bei Agra.

Weitere Enthüllungen. — Pecary in Todesnöthen.

Noch einmal, ſagte die Schweſter Amalie am andern Tage, muß ich der unglückſeligen Begebenheit gedenken, die einen ſo großen Einfluß auf mein ganzes Leben ausgeübt hat. Laſſen Sie mich meine Erzählung ſchließen, um ſie für ewig dann mit dem Schleier der Vergeſſenheit zu verhüllen. Ich habe überhaupt ungern jene unglückſelige Zeit in meinem Gedächtniſſe wieder aufgefriſcht, aber eine innere Stimme ſagte mir, daß Sie vielleicht keinen kleinen Nutzen daraus ziehen werden. So nehmen Sie dieſe Erzählung als ein Opfer hin, das ich Ihrem jugendlichen Leben bringe, welches mir ſo ſehr disponirt zu ſein ſcheint, noch ſchlimme Erfahrungen zu machen. So hören Sie denn weiter:

Ich möchte nur erſt wiſſen, unterbrach ich die Schweſter Amalie, wie Pecary in jene geheime Geſellſchaft, die er doch nicht kannte, gekommen iſt, und zu welchem Zwecke er ſich dahin begab?

Die Gräfin gehörte dieſer Geſellſchaft an, noch ehe ſie den Grafen L... kennen gelernt hatte. Während ihrer Be-

kanntſchaft mit dem Grafen war ſie gewiſſermaßen ſtillſchweigend ausgetreten, d. h. ſie beſuchte ſie nicht. Dem Grafen L... ſowohl, wie dem Herrn von Pecary, war ſie ein Geheimniß, über welches ſie ſich niemals ausgeſprochen hatte. Später hatte ſie es Pecary mitgetheilt, um hierauf ihren Racheplan zu gründen. Da an jedem Verſammlungstage regelmäßig verſchiedene Mitglieder fehlten, ſo konnte es einer Eingeweihten, zumal einer ſo raffinirten Intriguantin, nicht ſchwer werden, ein paar fremde einzuſchmuggeln. Sie gewann den Pecary dafür, welcher ſeinerſeits den Grafen L... mit Allem vertraut zu machen verſprach, um ihn dahin zu bringen, zugleich mit ihm die Geſellſchaft zu beſuchen. Was ſie hiermit bezwecke, werden Sie gleich erfahren. Sie dürfen nur nicht vergeſſen, daß die Intrigue der Gräfin nun nicht gegen den Grafen L..., wie Pecary glaubte, ſondern gegen ihn ſelbſt gerichtet war.

Aber Pecary wußte es ja nun durch Sie, daß ſich die Gräfin ihm verbarg, und mußte doch wohl auf den Gedanken kommen, daß ſie mit ihm ein falſches Spiel trieb; und dennoch ging der Schlaufuchs in die Falle?

So geht es oft, wenn zwei Füchſe mit einander kämpfen. Einer überliſtet immer den Andern, es kömmt dann nur darauf an, wer zuletzt gewinnt.

Und Pecary gewann?

Hören Sie nur.

Nach einigen Tagen erhielt ich von der Gräfin abermals einen Brief folgenden Inhaltes:

„Meine liebe, ſanftmüthige Freundin!

„Es thut mir unendlich leid, Ihnen anzeigen zu „müſſen, daß ich Ihnen Ihre Kleider nicht ſchicken kann, „obgleich ich alle meine Kräfte aufgeboten habe, ſie zu

„erlangen. Sie werden sich erinnern, daß ich Pecary „in jenes interessante Zimmer eingesperrt habe, wo sie „Ihr sanftes Herz so unerschrocken dem Todesstoße bar„boten. Der Elende hat die Thüre gesprengt und ist „jetzt Mitglied der Gesellschaft geworden, die ihm sehr „zu gefallen scheint. Ich bin aber hierdurch in eine „sehr schlechte Lage gerathen, denn mein Plan ist durch „diesen Zwischenfall vollständig durchkreuzt worden, und „sah mich zugleich genöthigt, diese ganze Sache als „einen Spaß, den ich mir machen wollte, darzustellen. „Glücklicher Weise glaubt das Pecary und ahnt nicht „im Geringsten, welche fürchterliche Feindin ich ihm „bin. Bis so weit wird Ihnen dies Alles gleichgültig „sein. Ich muß Ihnen aber noch mittheilen, daß ich „auf keine Weise umhin konnte, der Gesellschaft einzu„gestehen, daß ich mir auch zugleich mit Ihnen einen „Spaß erlaubt hatte, da Pecary, ich weiß nicht wodurch, „es wußte, daß Sie in der Gesellschaft anwesend waren. „Man fand Ihre Kleidung, in welcher unglücklicher „Weise ein Brief an Pecary steckte, den sie wahrschein„lich an ihn an demselben Tage, da Sie mich besuchten, „abschicken wollten. Ueber Ihre Identität ist man also „durchaus nicht im Zweifel, und die Gesellschaft hat be„schlossen, wenn Sie nicht ihr Mitglied werden, d. h. „alle Ceremonien durchmachen wollten, Sie auf jede „Weise moralisch unschädlich zu machen. Pecary, in „dessen eigenem Interesse es ja auch liegt, daß niemand „von der Gesellschaft wisse, der nicht wirklich zu ihr ge„hört, hat versprochen, dazu die Hand zu bieten, und „bereits befinden sich alle Ihre Briefe, die Sie an ihn „geschrieben, in Händen der Gesellschaft. Was sie da-

„mit machen wird, wenn Sie es verweigern der Gesell-
„schaft beizutreten, weiß ich nicht, doch fürchte ich das
„Schlimmste. Das Wenigste wird sein, daß man diese
„Briefe nebst Ihren Kleidern Ihrem Manne schicken
„wird. Wenn Sie sich aber entschließen können, der
„Gesellschaft beizutreten, so ist die Sache abgethan,
„Sie brauchen niemals hinzugehen, sondern nur ein-
„mal alle Ceremonien mit durchzumachen. Die Gesell-
„schaft läßt Ihnen 48 Stunden Bedenkzeit. Entscheiden
„Sie sich, ich fürchte das Schlimmste für Sie, vergessen
„Sie nicht, daß es ein Verrath ist, der es unternommen
„hat, Sie, wenn Sie auf den Vorschlag der Gesellschaft
„nicht eingehen würden, an den Pranger zu stellen. —
„Lassen Sie mich Ihren Entschluß jedenfalls vor Ablauf
„der 48 Stunden wissen."

Ihre Freundin

Gräfin von M...

Sie können sich denken, in welche Aufregung mich dieser Brief versetzte. In einigen Tagen erwartete ich meinen Mann zurück, die Zeit drängte. Ich sollte wählen zwischen Schande und Rache. Schon damals stieg der Gedanke in mir auf, Paris zu verlassen und an einem fremden Orte in ein Kloster zu treten. Ach, wenn ich nur schon damals diesen heilsamen Entschluß zur Ausführung gebracht hätte! — Der Gedanke, meinem Manne vielleicht einen großen Kummer zu sparen, wenn ich meine Verirrung verschwiege, sie wieder gut zu machen durch ausdauernde Treue, ja die Liebe, die wahrhaft innige Liebe, welche ich jetzt in meinem Herzen für meinen Mann empfand, die ich von dem Augenblicke an empfand, als ich ihn mit meinem ehemaligen Liebhaber verglich, — diese Empfindungen drängten mich zu dem Entschlusse — der Gräfin

nachzugeben. Den Muth, meinem Manne Alles, Alles zu entdecken, und es auf ſeine Verzeihung ankommen zu laſſen, welcher die Mitte zwiſchen jenen beiden entſetzlichen Alternativen gehalten hätte, den Muth beſaß ich nicht. So ſollte ſich denn mein Geſchick erfüllen!

Ich ſchrieb alſo der Gräfin zurück, daß ich mich herbei laſſen wollte, noch einmal — aber auch nur ein einziges Mal — die Geſellſchaft zu beſuchen, daß ſie mich abholen laſſen ſollte, und zwar wo möglich noch am Abende des Tages, an welchem ſie den Brief empfing, da ich dieſen Entſchluß nur in der Abweſenheit meines Mannes, den ich bald zurückerwartete, zur Ausführung bringen könnte.

An demſelben Abende um 9 Uhr ſtand abermals der verhängnißvolle Wagen vor meiner Thür, die Gräfin ſaß darin, mit ſchwerem Herzen ſtieg ich ein.

Sie haben Recht gethan, ſagte die Gräfin zu mir, als wir durch die Straßen rollten, das Wagniß noch einmal zu unternehmen.

O, ich bebe davor, verſetzte ich, noch einmal in dieſes Haus zurückzukehren.

Aber, meine Liebe, ich weiß eigentlich nicht warum? verſetzte die Gräfin. Ich bin ſchon ſo oft in dieſem Hauſe geweſen, und Sie ſehen ich lebe noch.

Ich lebe auch noch, und dennoch wünſche ich mir lieber den Tod; verſetzte ich.

Das kommt daher, weil Sie eine Thörin ſind. Was iſt es, was Ihnen in dieſem Augenblick das Leben verbittert — daß Pecary Sie betrogen hat?

Nein, nein, rief ich, ich hab' ihn längſt vergeſſen.

Nun, dann weiß ich nicht, was Sie noch auf dem Herzen haben. Es iſt Ihnen ein Mann untreu geworden, Ihr Herr

Gemahl wird Ihnen natürlich auch nicht treu sein, und Sie — Sie werden es eben so wie die Männer machen; diese spielen mit uns, Sie spielen mit ihnen.

Ist es der Zweck der Gesellschaft, diesen Grundsatz in Anwendung zu bringen?

Es ist Alles, wozu Sie sich verpflichten müssen.

Ich muß mich also verpflichten, keinem Manne treu zu bleiben?

Allerdings.

Und wenn ich nun doch einem Manne, z. B. meinem Gatten, treu bleibe?

So ist es die Aufgabe der Gesellschaft ein solches Verhältniß eines ihrer Mitglieder zu stören.

Wie, diese Aufgabe hat sich die Gesellschaft gestellt? rief ich entsetzt.

Berührt Sie das so unangenehm? fragte die Gräfin lächelnd; haben Sie sich etwa entschlossen, Ihrem Manne treu zu werden?

Ja, sagte ich mit Entschlossenheit; denn ein Gedanke durchzuckte mich.

Nun, meine Liebe, versetzte die Gräfin, ich wünsche Ihnen Glück zu diesem heilsamen Entschlusse, da Sie aber durch die Ceremonien, welche Sie heute durchmachen wollen, unser Mitglied werden, so können Sie den Bestimmungen der Gesellschaft nur dadurch entgehen, daß Sie die Erklärung abgeben — so lange Ihrem Manne treu bleiben zu wollen, so lange Sie überzeugt sind, daß er Ihnen treu ist.

Ich hatte nicht Zeit über diese Antwort nachzudenken, denn der Wagen hielt. Der Kutscher hob mich aus demselben heraus und trug mich fast in's Haus hinein. Die Gräfin folgte

ſchnell, und ehe ich mich deſſen verſah, fiel die verhängnißvolle Thüre wieder hinter mir zu.

Jetzt erſt trat mir dasjenige wieder lebendig vor die Seele, was ich in dieſem Hauſe erfahren hatte, und mein Gefühl ſträubte ſich von Neuem gegen alle dieſe Ceremonien, die ich trotz Allem noch nicht recht begriff. Indeſſen half mir mein Sträuben nichts mehr. Ich war diesmal doch mit Bewußtſein und mit einem, wenn auch nur halben Verſtändniß deſſen, was mich hier erwartete, hergekommen; es galt jetzt, dem Kommenden feſt ins Auge zu ſehen, und that mir das heimliche Gelübde mit Ruhe und Kaltblütigkeit mich zu benehmen.

Ich erhielt jetzt meine Kapuze, die Todtenköpfe hatte. Ich fragte die Gräfin, warum mir heute eine ſolche gegeben wurde, und ſie verſetzte, daß ich ſchon als Mitglied betrachtet würde. Als wir umgekleidet waren, gingen wir in den Saal, in welchem ſich mir daſſelbe Schauſpiel, wie bei meinem erſten Beſuche, darbot.

Ich ſuchte nun nach dem rieſigen Oberen, denn auf ihn hatte ich alle meine Hoffnung gegründet, aber ich ſah ihn nicht.

Es fehlt ja heute der Obere, ſagte ich anſcheinend gleichgültig zur Gräfin.

Der Obere? rief die Gräfin lächelnd.

Nun, der große Mann, wie ſoll ich ihn gleich nennen, der Präſident, der, welcher den Vorſitz führt.

Ach — Sie meinen den Amor.

Den Amor?

Ja, denjenigen, welchen Sie Präſident nennen, der heißt bei uns Amor.

Amor! Amor! rief ich verwundert und verlegen vor mir hin, denn es ſtimmte meine Hoffnung bedeutend herab, als ich den Präſidenten Amor nennen hörte.

Aber, mein Gott, wie ist es möglich, daß Sie sich darüber so sehr wundern? — Dieser Name ist ja dem Charakter unserer Gesellschaft durchaus angemessen. Aber wahr ist es, wir hatten an jenem Abend, als Sie hier waren, nicht den kleinen, sondern den großen Schalk an unserer Spitze. Wie groß der Schalk ist, welcher diesen Abend im Olymp regiert, das sollen Sie sagen.

Ich?

Sie.

Weiß ich denn, wer — —?

Nun, das sollen Sie bald erfahren. Ich muß Sie jetzt auf einen Augenblick verlassen, meine Liebe. Amüsiren Sie sich indessen.

Ich war in diesem Moment sehr unglücklich, als ich nun wieder allein in einem so ungeheuren Saale stand, von lauter unbekannten und vermummten Gestalten umwogt. Von Neuem schien mich die intriguante Frau umstrickt zu haben, und vergebens sah ich mich in dieser Gesellschaft nach einem Freunde um, dessen Hülfe ich hätte in Anspruch nehmen können.

Der Saal füllte sich immer mehr und mehr, die Vermummten standen in Gruppen und unterhielten sich, und schienen sich meist gegenseitig zu kennen. Ich suchte noch immer nach dem Präsidenten und war entschlossen, wenn ich diesen nicht entdecken sollte, mich an den Riesen zu wenden, der so eben eingetreten war. Schon war ich im Begriff auf ihm zuzutreten, als eine männliche Gestalt auf mich zukam und mich anredete.

Ich erschrak, denn die Stimme war mir nicht unbekannt, und dennoch konnte ich mich nicht darauf besinnen, welchem von meinen Bekannten sie angehörte.

Sie scheinen hier noch ein Neuling zu sein, sagte er.

Ich kam heute das zweite Mal, sagte ich, aber beide Mal unfreiwillig.

Unfreiwillig?

Ja, insofern unfreiwillig, als ich das erste Mal nicht wußte, was diese Gesellschaft hier zu bedeuten hatte, und heute hat mich eine entsetzliche Drohung hierher getrieben.

Eine entsetzliche Drohung? — Das glaube ich nicht. Kommen Sie mit mir in jene Ecke und erzählen Sie.

Ich fühlte mein Herz erleichtert und that, wie er begehrte.

Die Gräfin hat eine eigenthümliche Art Proselyten zu machen, sagte er dann, als ich meine Erzählung vollendet hatte, in welcher ich natürlich nur die nöthigsten Umstände berührte und von Pecary gänzlich schwieg. Aber mit der Drohung hat es seine Richtigkeit, nur finde ich sie nicht so entsetzlich, wie Sie. — Sie werden vollständig Mitglied unserer Gesellschaft, und haben dann nichts zu befürchten.

Aber wenn ich die eidliche Zusage mache, daß ich durchaus nichts verrathen werde — wird das nicht genügen?

Etwas anderes wird auch von Ihnen nicht verlangt, meine Schöne, sagte er.

Ich brauch' also nicht in jenem entsetzlichen Zimmer drei Nächte zuzubringen? sagte ich.

Das kommt ganz auf Sie an, versetzte er lachend. Aber, meine Liebe, es ist durchaus nichts entsetzlich hier in diesem Hause. Ein Sarg ist nichts als ein Bette, in welchem der Mensch ruht, wenn er nichts mehr genießen kann, und nur noch anderen Wesen, und wenn's auch nur Würmer sind, Genuß bereitet. Genuß bereiten oder selbst genießen, oder genießend Anderen Genuß gewähren, das ist die Aufgabe des Lebens, zu welcher ich auch den Tod zähle. Der Tod ist nur eine andere Art des Lebens, aber immer ein Leben. Die größte

Aufgabe des geistigen und materiellen Daseins zusammen ist es nun, die verschiedenen Genüsse des Leibes und des Geistes seiner selbst und Anderer zur höchsten Harmonie zu vereinen, das ist Genuß, das will unsere Gesellschaft erzielen, und zwar durch die geistreichsten Mittel. Was ist daran entsetzlich?

Es kömmt allerdings auf die Auffassung des Begriffes Moral an, versetzte ich, meine Moral lehnt sich gegen solche Lehren auf, und ich nenne sie entsetzlich.

Ihre Moral lehnt sich nicht dagegen auf, das ist nicht wahr. Ihre Moral ist wenigstens in der Praxis dieselbe.

Mein Herr, versetzte ich, wenn sich eine Frau hier bewegt, dann gewinnt es allerdings den Anschein, als wäre ihre Moral von der dieser Gesellschaft nicht sehr verschieden; aber Sie haben gehört, daß ich hier nur sehr unfreiwillig bin, und Sie hätten daher wohl etwas mehr Vorsicht bei Ihren Voraussetzungen beobachten sollen.

Voraussetzungen? rief er; nun gut, so will ich mein Urtheil zurücknehmen, bis Sie Pecary's Platz wieder ausgefüllt haben werden.

Die letzten Worte raunte er mir ganz leise in's Ohr. — Diese Worte machten mich ungemein betroffen. Der Vermummte machte eine Verbeugung und mischte sich unter die Gruppen. Ich stand wieder allein. Da ertönte die Klingel und sämmtliche Anwesenden setzten sich wieder an den Platz.

Ich betrachtete mir den Präsidenten etwas genauer, es war ein Weib, und bei dem ersten Worte, welches über seine Lippen kam, erkannte ich die Gräfin.

Als Alle saßen, begann sie nämlich:

Es ist diesen Abend ein ganz eigenthümlicher Fall zu erledigen. Es befindet sich ein Mensch in diesem Hause, der sich in unsere Gesellschaft eingeschmuggelt hat, und zwar aus

dem Grunde, um sie auszuspioniren und dann der Polizei Anzeige zu machen. Ich hatte das Glück ihn am selben Abende zu entlarven. Da unsere Gesellschaft an jenem Abende nicht zu zwei Drittheilen anwesend war, so haben wir das Urtheil aufgeschoben und es auf heute festgesetzt. Ist die Gesellschaft bereit, heute Recht zu sprechen?

Ein allgemeines Ja ertönte.

Die Gräfin klingelte und dieselbe kleine verhüllte Gestalt, die mir noch aus meinem ersten Besuche erinnerlich war, erschien.

Bringe den Gefangenen, sagte die Gräfin.

Ich vermuthete nun, daß Einer mitten aus der Gesellschaft aufstehen würde, aber ich irrte. Die kleine Gestalt ging fort und erschien mit einem Vermummten, welcher ebenfalls, wie wir Alle, eine Kapuze trug. Bis jetzt hielt ich diese ganze Sache mit dem Gefangenen noch für ein Spiel, da mir von so vielen Seiten versichert worden war, daß in diesem Hause nichts Entsetzliches geschehe, dennoch befremdete es mich, daß der Vorgeführte Fesseln trug.

Gefangener, sagte die Gräfin mit einem feierlichen Ernste, und ich weiß nicht, welch eine böse Ahnung beim Klange ihrer Stimme mich fröstеln machte; hast Du Dich besonnen Deinen wahren Namen zu sagen?

Der Gefangene begann zu sprechen, und mir wurde zu Muthe, als funkele zum zweiten Male der Mordstahl vor meinen Augen.

Ich habe meinen wahren Namen gesagt, versetzte er mit etwas matter Stimme, und ich wiederhole es, daß ich A. von Pecary heiße.

Gefangener, Du lügst, sagte die Gräfin, Du heißt nicht

von Pecary. Du bist ein geheimer Polizei-Spion, und Dein wahrer Name ist — Geraudy.

Wenn der Teufel, der jetzt mit mir spricht, die Gräfin M... ist, versetzte Pecary — denn er war es wirklich, ich erkannte ihn genau —, so muß sie, trotz dem, daß sie es leugnet, mich erkennen, ohne mein Gesicht zu sehen. Ich verlange, daß man mir die Kapuze abnehme und daß ich so der Gesellschaft gegenüber gestellt werde. Ich verlange, daß es zunächst festgestellt werde, daß ich Pecary bin, daß ich nicht in die Gesellschaft gekommen bin um zu spioniren, sondern um der Sprecherin, der Gräfin M..., gefällig zu sein; dann aber werde ich die Gesellschaft fragen, wie so sie, diese Versammlung, hier dazu kommt, mich ohne Weiteres zu fesseln und Tage lang der Freiheit zu berauben? Stehe ich etwa vor der geheimen Inquisition? — Ich glaube nicht, denn ich befinde mich unter Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts. Ich habe hier nichts gesucht, und habe, ohne zu suchen, gefunden, daß hier in diesem Hause eine Gesellschaft ist, welche nichts Anderes verfolgt, als die Grundsätze des Epicur in ihrer weitesten und größten Bedeutung zur Anwendung zu bringen. Ich bin Pecary, bekannt als Bonvivant, huldigte gleichfalls diesen Grundsätzen während meines ganzen Lebens, und werde keinen Anstand nehmen, statt eines Verräthers Mitglied dieser Gesellschaft zu werden. Aber ich muß es wiederholen, es widerspricht nicht nur dem Rechte und aller Humanität, welche doch eine Gesellschaft dieser Art nie aus den Augen lassen wird, einen Mann, und dazu mich, auf eine Weise zu behandeln, die, wie schon gesagt, zur Zeit der Inquisition eine unerhörte gewesen wäre. Noch einmal, ich heiße von Pecary, und ich glaube wohl, daß, wenn mich die Gräfin M... nicht erkennen will, hier Mehrere sein werden, die mich kennen.

Während Pecary so sprach, zitterte ich an allen Gliedern. Ich konnte mir diese ganze Scene nicht erklären, und so sehr ich diesen Elenden auch verachtete, so konnte ich dennoch nicht ganz gleichgültig, nicht ohne Theilnahme für die Entwicklung dieser seiner Verlegenheit bleiben.

Gefangener, sagte jetzt die Gräfin immer mit demselben Ernste, ich werde die Gesellschaft fragen, ob Einer von ihnen den Herrn von Pecary kennt. Was mich anbetrifft, ich kenne ihn sehr genau, und werde Dir beweisen, daß Du nichts als ein geheimer Spion und ein ehemaliger Bagnogefangener bist.

Trüge ich in diesem Augenblicke nicht Fesseln, rief Pecary mit zitternder Stimme, ich würde Dir mit einigen Ohrfeigen das Compliment zurückgeben.

Auf diese Worte erhob sich murrend fast die ganze Gesellschaft.

Die Gräfin ergriff die Klingel und gebot Ruhe.

Es liegt doch wenigstens noch etwas Muth in dieser Antwort, fuhr sie dann mit schneidender Stimme fort, die ich einem geheimen Polizei-Spione in dem Maaße nicht zugetraut hätte. Es kommt jetzt darauf an, die Beweise für unsere Behauptung geltend zu machen. Und ich frage noch einmal, ist Jemand in der Gesellschaft anwesend, welcher den Herrn von Pecary kennt?

Auf diese Frage erhob sich einer der Männer.

Ich blieb wie festgebannt auf meinem Stuhle sitzen.

Nun, doch Einer, rief Pecary befriedigt, ich wußte es ja, nun wird doch wohl die Komödie ein Ende nehmen.

Ich ersuche den Gefangenen, nicht zu sprechen, sagte die Gräfin, bis ich ihm das Wort gestatte, und ich frage diesen Herrn, ob er diesen Gefangenen für Herrn von Pecary hält?

Es trat eine kleine Pauſe ein, ich wagte kaum zu athmen. Dann plötzlich hörte man ein:

Nein!

Ich verlange, daß man mir die Kapuze abſtreife, rief Pecary wüthend. Es iſt grauſam, es blos auf die Erkennung der Sprache ankommen zu laſſen.

Gefangener, ſagte die Gräfin, Sie haben es vorhin ſelbſt ausgeſprochen, daß Sie bei dieſer Geſellſchaft Humanität zu finden hoffen, Sie werden eine größere Humanität finden, als Sie verdienen, als Sie beanſpruchen können. Schweigen Sie und warten Sie ab, was gerechte Richter gegen Sie unternehmen werden.

Ich bitte den Herrn, hier vorzutreten, ſagte die Gräfin mit lauter Stimme.

Er trat vor.

Mein Herr, ich bitte Sie ferner, mir Ihren Namen aufzuzeichnen und mir den Zettel zu geben.

Auch dieſes geſchah.

Die Gräfin ſah den Namen an und gab dann den Zettel ſeinem Schreiber wieder zurück, welcher ihn zerriß.

Gefangener, fuhr die Gräfin nun wieder fort, kennen Sie den Herrn M. A...?

Bei dieſem Namen wurde meine Spannung noch peinlicher. M. A... war der junge Beamte, welchen Pecary damals vor ſeiner angeblichen Abreiſe bei mir eingeführt hatte, und jetzt erſt fand ich, daß die Stimme des Menſchen, mit welchem ich vor der Sitzung eine Unterredung hatte, der des jungen M. A... glich, und es war mir jetzt klar, daß der, welcher jetzt vorgetreten war, kein Andrer als dieſer M. A... ſein könnte.

Kennen Sie den Herrn M. A...? fragte alſo die Gräfin.

Ja, den kenne ich ſehr gut; verſetzte Pecary.

Glauben Sie, daß dieſer Herr, welcher vor Ihnen ſteht, der Herr M. A... iſt? fragte ſie weiter.

Ich muß das Geſicht ſehen, verſetzte Pecary.

Ich frage den Herrn M. A..., ob er ſich uns zeigen will? fragte die Gräfin.

Ich nehme unter dieſen Umſtänden keinen Anſtand; verſetzte M. A...

So bitte ich Sie, die Kapuze herunter zu laſſen.

Er warf ſeine Kapuze ab, es war in der That der junge M. A...

Gefangener, erkennen Sie nun dieſen Herrn?

Sehr genau.

Iſt es der Herr M. A...?

Kein Anderer.

Sie haben es gehört, wandte ſich nun die Gräfin an die Geſellſchaft, der Gefangene giebt es zu, daß er den Herrn M. A... kennt.

Herr M. A..., Sie ſagten, daß Sie den Herrn von Pecary kennen?

Sehr genau.

Erkennen Sie dieſen hier als den Herrn von Pecary?

Der Herr von Pecary kann dieſes unmöglich ſein, ſagte M. A...

Wie? rief Pecary.

Ich erſuche den Gefangenen noch einmal, zu ſchweigen, ſagte die Gräfin, der Herr M. A... wird das, was er ſagt, zu beweiſen haben.

Herr von Pecary kann dieſer hier nicht ſein, fuhr M. A... fort, und zwar aus folgenden Gründen: Erſtens iſt der Herr von Pecary ein ſpecieller Freund von mir, den und deſſen

ganze Familie ich sehr genau kenne. Der Herr von Pecary ist verreist, und an demselben Tage, da wir diesen Menschen hier als einen Polizei-Spion festhielten, erhielt die Frau Pecary's von diesem einen Brief, in welchem er ihr seine Rückkehr von Paris auf künftige Woche bestimmte. Ich erhielt ebenfalls noch gestern einen Brief von demselben. Ich habe die Briefe hier, und bitte die Gesellschaft sie einzusehen.

M. A... übergab der Gräfin verschiedene Briefe.

Das sind Lügen! Lügen! rief Pecary, man treibt hier eine höllische Spitzbüberei mit mir, obgleich ich mir den Grund dazu durchaus nicht erklären kann. Ich habe Niemanden beleidigt. — Am ersten Tage, da ich auf Veranlassung dieser intriguanten Frau hier war, hatte ich allerdings meiner Familie einen Brief gesandt und ihr meine Rückkehr nach Paris auf die nächste Woche festgesetzt. Ich hatte meine Gründe mich in Paris geheim zu halten und die Meinigen glauben zu machen, daß ich mich anderswo befinde. Daß ich aber an M. A... gestern noch einen Brief geschrieben habe, das ist eine grobe Lüge. —

Auf die Mittheilung Pecary's, welche das erste Faktum zugab, brach die ganze Gesellschaft in ein Murren aus, es schien ihn zu verdammen.

Gefangener, sagte die Gräfin, geben Sie also zu, daß Sie oder der Herr von Pecary einen Brief an seine Familie an dem Tage geschrieben hat, als wir uns hier Ihrer bemächtigten?

Ich habe das gesagt.

Ist das der Brief, den Sie geschrieben haben wollen?

Ja, das ist meine Handschrift, das ist mein Namenszug, dieser Brief ist von mir.

Sie hören es, sagte die Gräfin, sich wieder an die Ge-

ſellſchaft wendend, und gab den Brief dem ihr zunächſt Sitzenden. Bitte, laſſen Sie dieſen Brief die Runde machen.

Als dies geſchehen war, fuhr die Gräfin fort.

Und dieſen Brief, Gefangener, welcher von geſtern aus datirt iſt, erkennen Sie nicht als den Ihren? Sehen Sie ihn an.

Ich brauche ihn nicht anzuſehen, denn ich kann geſtern keinen Brief geſchrieben haben, und habe keinen geſchrieben.

Sie wollen ihn alſo nicht recognosciren.

Nein.

So erſuche ich die Geſellſchaft, die Handſchrift zu vergleichen.

Der Brief machte die Runde, und Jeder, welcher die beiden Briefe verglich, verſicherte auf das Beſtimmteſte, daß ſie beide von einer Hand geſchrieben ſeien. Ich nahm die Briefe nur mechaniſch, ſah ſie eben ſo mechaniſch an, und ſah eigentlich gar nichts. Ich war in der peinlichſten Aufregung, meine Augen ruhten wie feſtgebannt auf dem elenden Pecary, der jetzt der ſchrecklichſten Rache der Gräfin in der That verfallen zu ſein ſchien. Dabei ging mir ſo vieles durch den Kopf, war mir ſo vieles auch ein Räthſel, und was ich hauptſächlich nicht begriff, war die Rolle, welche ich hierbei ſpielen ſollte.

Hatte die Gräfin darauf gerechnet, daß es unmöglich war, wenn man von einem Manne auf eine ſo ſchändliche Weiſe wie ich betrogen worden war, eine günſtig gebotene Gelegenheit zur Rache entſchlüpfen zu laſſen? — Hatte ſie den feſten Glauben, daß ich ihr Beiſtand leiſten würde, den Schändlichen zu vernichten, wenn ſie mir das Opfer nur gebunden überlieferte? — Verſtand ſie auf dieſe Weiſe mein Lammesblut? — Das waren die Fragen, die ich an mich im Stillen richtete, ohne eine genügende Löſung finden zu können.

Die Gesellschaft erkennt, Gefangener, daß die Handschriften sich vollkommen gleichen, was haben Sie darauf zu erwidern?

Nichts, als daß es eine reine Zufälligkeit sein muß, versetzte Pecary, oder eine Fälschung. Uebrigens muß ich erklären, daß ich nicht ferner Rede stehen werde, wenn mir nicht die Fesseln abgenommen werden, und es mir freisteht, dieser Gesellschaft hier mit offenem Antlitze gegenüberzustehen; dann will ich sehen, ob die Frechheit dieses Mannes hier, den ich wohl kenne, und der auch mich kennt, ob die Frechheit dieser Frau, die sich jetzt anmaßt, meine Richterin zu spielen, so weit gehen wird, mich zu verleugnen.

Die Fesseln werden Ihnen nicht abgenommen werden, Gefangener, bis es erwiesen ist, daß Sie wirklich der sind, für welchen Sie sich ausgeben. Wir werden in der Untersuchung fortfahren. Gefangener, kennen Sie die Frau v. L.?

Ich gebe keine Antwort, sagte Pecary.

Wie Sie wollen, fuhr die Gräfin fort, wir wollen jedoch gegen Sie besser handeln, als Sie selbst. Frau v. L. — Sie sind hier? fragte mich die Gräfin, indem Sie sich an mich wandte.

Diese Frage überraschte mich derart, daß ich nicht gleich eine Antwort zu geben vermochte.

Frau v. L. wollen Sie uns nicht sagen, daß Sie wirklich die Frau v. L. sind? — Nehmen Sie keinen Anstand, die Gesellschaft weiß, daß Sie hier sind.

Ja, sagte ich halblaut.

Frau v. L., fuhr die Gräfin fort, indem sie einen Brief hervorholte, dieser Brief ist in Ihren Kleidern gefunden worden, die sie in voriger Woche bei Ihrer Flucht aus diesem

Hauſe zurückgelaſſen haben, erkennen Sie dieſen Brief als den Ihren?

Der Brief wurde mir gereicht.

Ich habe dieſen Brief allerdings geſchrieben, ſagte ich, und erinnere mich auch, daß ich ihn in meinen Kleidern zurückgelaſſen habe.

Dieſer Brief, fuhr die Gräfin fort, lautet an den Herrn Pecary, Sie ſtanden alſo mit ihm in einem freundſchaftlichen Verhältniſſe, nicht wahr? Sie geben das zu?

Ich leugne nicht, daß dieſes der Fall war, verſetzte ich.

Sie kennen demnach den Herrn von Pecary? — Er beſuchte Sie häufig?

Ja, ja.

Hat er von Ihnen Abſchied genommen vor ungefähr einer Woche? Hat er Ihnen geſagt, daß er verreiſen würde?

Ja, das ſagte er.

Hielten Sie ihn an dem Abende, da Sie bei uns den zweiten Grad der Aufnahme-Ceremonieen im Sargezimmer beſtanden, für abweſend von Paris?

Ja — — —

Ich frage Sie nun nochmals, Gefangener, kennen Sie die Frau von L.?

Pecary ſchwieg. Er ſchien überzeugt zu ſein, daß ich Mitwiſſerin des hölliſchen Complottes war, welches die Gräfin gegen ihn angezettelt hatte, er erwartete von mir keine Barmherzigkeit; er mochte vielleicht gar den Glauben haben, daß nicht die Gräfin, ſondern ich die Haupturheberin ſeiner jetzigen peinlichen Lage war. Noch einmal, ſo ſehr ich ihn verachtete, ſo ſehr ich den Haß der Gräfin gegen ihn gerechtfertigt fand, ich würde um Nichts in der Welt die Hand dazu geboten haben, ihn zu verderben.

Die nächste Frage, welche jetzt die Gräfin nach meiner Meinung an mich zu richten hatte, mußte die Sache entscheiden. Ich hätte nicht einen Augenblick gezögert, Pecary anzuerkennen, ich hätte mit allen Kräften, die mir zu Gebote standen, es verfochten, daß dieser elende Mensch Pecary hieß und war.

Aber jene so gewiß erwartete Frage kam nicht, Pecary schwieg. Die Versammlung, welche daran durchaus nicht zu zweifeln schien, daß sie einen wirklichen Spion vor sich hatte, dachte wohl kaum noch daran, daß jene Frage nicht fehlen durfte. Sie war überzeugt und verlangte das Ende der Untersuchung, d. h. die Verurtheilung. Als nichts mehr kam, als die Sache mir wirklich dahin reif zu sein schien, erhob ich mich. Ich war entschlossen, unaufgefordert zu sprechen. Aber in diesem Augenblicke klingelte die Gräfin. Die ganze Gesellschaft erhob sich und die kleine Gestalt erschien, welche Pecary wieder forführen sollte. Dieser jedoch sträubte sich, so gut er nur irgend vermochte. Einige aus der Gesellschaft sprangen hinzu und schleppten ihn mit fort. Umsonst suchte ich mir Gehör zu verschaffen. Ich wurde von einigen kräftigen Armen gepackt und gewaltsam auf der entgegengesetzten Seite des Zimmers hinausgestoßen. Dies Alles war das Werk einiger Sekunden, ich konnte nicht einmal schreien, so plötzlich und unerwartet war das Alles gekommen, und als ich wirklich einigermaßen zur Besinnung kam, fand ich mich eingeschlossen in einem Zimmer, eine Gefangene, gleich Pecary.

Doch diese Einsamkeit währte nicht lange. Nach einer halben Stunde kam die Gräfin zu mir. Sie trug eine Kapuze von weißem durchsichtigen Mousselin und hatte eine ähnliche über ihren Arm geschlagen.

Nicht wahr, sagte sie, ich bin Ihnen vorhin wieder sehr räthselhaft vorgekommen?

Ich weiß in der That nicht, sagte ich, was Sie mit mir Unglücklichen wollen, die Ihnen schon so oft erklärt hat, daß sie sich nicht rächen mag und will.

Das ist mir auch ganz gleichgültig, sagte die Gräfin, aber ich wollte mich rächen.

Thun Sie, was Sie wollen, aber lassen Sie mich doch aus dem Spiele.

Sie sind auch absolvirt, versetzte sie.

Ich habe hier nichts mehr zu thun, ich kann dies Haus verlassen, in dem mir von Anfang an unheimlich zu Muthe war, und in welchem es mir jemehr und mehr unheimlich wird?

Sie können es bald verlassen.

Und was Sie mir über meine Briefe geschrieben haben, welche in Händen der Gesellschaft sein sollten, das war — —?

Das war eine Lüge, sagte die Gräfin sehr ruhig.

Und Pecary hatten Sie an jenem Abende nicht in das Sargzimmer eingesperrt?

Allerdings. Ich werde Ihnen sagen, wie die Sache kam.

Pecary wußte, daß Sie hier waren. Sie müssen sich ihm auf irgend eine Weise verrathen haben. Er wußte nicht, was er daraus machen sollte, daß ich gegen ihn eine so geheimnißvolle Rolle spielte. Er schöpfte einen unbestimmten Verdacht, um so mehr, da er ein böses Gewissen hatte. Er konnte doch gar leicht auf den Gedanken kommen, daß ich erfahren hatte, daß die Geschichte mit dem Grafen L... von ihm ausgesponnen sei. Von den Rachegedanken des jungen Mädchen von Sevilla, davon freilich ahnte er wohl nichts. Aber er kannte mich, und mußte denken, daß eine Frau meiner Art sich nicht so leicht abfinden lassen würde, wenn man ihr auch nur das Zweite zu-

gefügt hätte. Genug, er merkte, daß ich etwas gegen ihn im Schilde hatte, und wollte sich, da er das Terrain in diesem Hause doch nicht für günstig zum Kampfe mit mir hielt, entfernen. — Ich aber paßte auf wie ein Luchs, brachte ihn unter dem Vorwande, als wollte ich ihm die Mysterien unserer Gesellschaft aufdecken, in's Sarggzimmer, und fand, während er den Sarg anstaunte und ich ihm denselben zu öffnen versprach, eine passende Gelegenheit, zu entschlüpfen, und ihn einzuschließen. Einige Vorbereitungen, die ich meinen Planen gemäß schon den Abend zuvor getroffen hatte, erleichterten mir die Ausführung. In Pecary's Kleidung waren durch den jungen M... A...f einige Briefe eines gewissen geheimen Polizeispions Geraudy, den er als Beamten kannte und mit dem er in amtlichen Beziehungen stand, gesteckt. Ich war sicher, daß Pecary von Niemanden in der Gesellschaft gekannt war, denn Sie müssen es nur wissen, meine Liebe, daß die Gesellschaft zumeist aus Fremden, Italienern, Polen, Spaniern und Engländern, besteht. Als ich mich so des Menschen versichert hatte, zeigte ich an, daß ich einen Spion gefangen hätte, und führte meine Thatsachen an. Die Gesellschaft wurde sehr erbittert, ließ Pecary, ungeachtet seines Sträubens, fesseln, und beschloß heute die Untersuchung fortzusetzen und über ihn das Urtheil zu fällen. In der vor einigen Tagen stattgehabten Versammlung wurde ich zum Amor erwählt, denn hier besteht zwischen Mann und Weib kein Unterschied, wenigstens kein politischer und sozialer Unterschied. Das salische Gesetz, welches in Frankreich Frauen vom Throne ausschließt, ist in unserer Gesellschaft verpönt. Hat die Gesetzgebung die Einfalt und die Mythologie die Laune gehabt, Frauen des Thrones und der Amorrolle unwürdig zu erklären, so kümmern wir uns um dieses Unrecht sehr wenig. Ich wurde also zum Präsidenten,

d. h. zum Amor erwählt, was ich allerdings für die Entdeckung eines Spions verdient hatte, und so, meine Liebe, bin ich zu der Rolle gekommen, welche ich diesen Abend gespielt habe und noch spielen werde. Sie hätten weit mehr für mich und sich dabei thun können, indeß ich bin zufrieden mit den Diensten, welche Sie mir geleistet haben, denn Ihre Aussagen haben einen großen moralischen Eindruck gemacht, und was die Hauptsache ist, sie — haben Pecary zum Schweigen gebracht, ihn überzeugt, daß er verloren ist.

Meine Aussagen? rief ich ganz bestürzt.

Ja, Ihre Aussagen, meine Liebe.

Pecary ist verloren? — Was wollen Sie mit ihm beginnen?

Sehr Uebles!

Nein, das dulde ich nicht! rief ich empört.

Wie? rief die Gräfin höhnisch, Sie empfinden vielleicht noch Liebe für den jämmerlichen Menschen? — Sie haben Theilnahme für ihn?

Weder Eines noch das Andere, sagte ich, aber es darf selbst dem Verworfensten kein Unrecht geschehen, und ich will nicht im Entferntesten die Hand dazu geboten haben.

Wie? Sie wollen — — —?

Ich will es allerdings offen herausſagen, daß er wirklich Pecary ist.

Die Gräfin sah mich wieder mit einem ihrer entsetzlichen Blicke an, welche an eine Tigerin erinnerten, dann sagte sie:

Sie werden nichts verrathen, nicht das Geringste, ich stehe Ihnen dafür, denn Sie mögen es wissen, mein gutes Kind, wenn Sie dieses Haus anders als in guter Freundschaft mit mir verlassen, so hat Ihr Herr Gemahl morgen Pecary's

Briefe in Händen und noch mehr als dies. Sie kennen mich. — Jetzt ziehen Sie Ihre schwarze Kapuze aus und diese hier an.

Ich stand unbeweglich da.

Nun, nun, rief die Gräfin, kommen Sie, meine Liebe.

Ich will nicht kommen, sagte ich, ich verlange eine halbe Stunde Bedenkzeit, um mich für einen Entschluß zu entscheiden.

Wir haben nicht so viel Zeit, sagte die Gräfin, ich kann Ihnen nur eine Viertelstunde gewähren.

So sei es denn eine Viertelstunde, sagte ich.

Ich werde Sie also jetzt für diese Zeit verlassen, und ich wiederhole es Ihnen, sollten Sie gesonnen sein, irgend etwas gegen mich zu unternehmen, mein Interesse auf irgend eine Weise an diesem Abende zu durchkreuzen, so sind Sie verloren, moralisch vernichtet, Sie mögen es anfangen, wie Sie wollen.

Mit diesen Worten verließ mich die Entsetzliche.

Als ich wieder mit mir allein war, sank ich auf meine Kniee, ich betete inbrünstig zu Gott. Ich flehte ihn an um seine Verzeihung, und ich hoffte sie von ihm wenigstens zu erlangen, wenn mich auch mein Gatte, die Welt verdammen würde. Nach diesem Gebete war ich entschieden, oder vielmehr ich war schon vor diesem Gebete entschieden, es sollte nur noch meinen Entschluß besiegeln.

Als die Gräfin wieder zu mir eintrat, war ich völlig gefaßt. Ich hatte die weiße Kapuze angezogen, und auf ihre Frage, was ich jetzt zu thun entschlossen, sagte ich ruhig:

Ich sehe, daß für mich kein Umkehren möglich ist, also mag die Sache ihren Gang gehen.

Diese Worte waren allerdings jesuitisch, denn sie konnten sowohl den einen wie den andern Entschluß verbergen, und ich mußte so sprechen, um diese entsetzliche Frau unvorbereitet

zu lassen. Deshalb hatte ich auch ohne Widerstreben die weiße Kapuze übergeworfen und folgte nun der Gräfin wieder in den Saal. Es saßen da bereits eine große Menge weißer Kapuzen, die Tische waren mit massenhaften Speisen besetzt, Alles hatte das Ansehen, als sollten hier die ausschweifendsten Orgien gefeiert werden. Glücklicherweise wurde ich der Verlegenheit überhoben, lange in der Gesellschaft der raffinirtesten Epicuräer zuzubringen.

Nach einigen Minuten klingelte die Gräfin, es trat eine allgemeine Ruhe ein, und sie sagte:

Wenn es der Versammlung genehm ist, vollstrecken wir jetzt, da wir Alle in der ruhigsten, von menschlichen Leidenschaften am wenigsten erregten Stimmung sind, das Urtheil an dem Gefangenen.

Die Gesellschaft war damit einverstanden, die Gräfin klingelte zum zweiten Male und Pecary ward wieder hereingeführt und in die Mitte des Zimmers gestellt.

Ich lauschte mit ängstlicher Spannung auf das Kommende. —

Gefangener, sagte die Gräfin nach einer Pause, Du hast Dein Leben verwirkt. Ich spreche dieses Urtheil über Dich im Namen dieser Gesellschaft ohne Leidenschaftlichkeit und ohne Parteilichkeit.

Die Gesellschaft erkennt es an, daß sie Dir unschuldig den Tod giebt.

Der wirklich Schuldige ist der Staat, der Dir die schnöde Lehre gegeben hat: Wer betrügt, muß betrogen werden.

Diese Gesellschaft betrügt Niemanden, sie ist nicht deshalb geheim, weil sie fürchtet ihre Grundsätze und Zwecke an das Tageslicht zu bringen, weil sie das öffentliche Urtheil scheut; sie ist deshalb geheim, weil die Gewalt ihre Feindin ist, und

es ist einfaches Naturrecht, sich dem zu entziehen, der uns verderben oder, was dasselbe ist, nicht dulden will.

Du hast Dich von dieser Staatsgewalt gebrauchen lassen, um uns an sie zu verrathen, Du hast Dich in unsere Mitte hinein gestohlen, Du hast Dich unter eine Familie gemischt, freundschaftlich mit ihr zusammengelebt, um sie ihrem Feinde in die Hände zu spielen, das hast Du Alles gethan, aber wir erkennen Dich doch für unschuldig, denn die Staatsgewalt hat Dir die schlimme Wahl gelassen zwischen: Verhungern oder Dich zu so schlechten Dingen gebrauchen zu lassen.

Du wolltest aber leben und Du hattest Recht.

Dennoch müssen wir Dich verurtheilen, denn die Staatsgewalt hört auf unsere Feindin zu sein, wenn sie keine Werkzeuge mehr findet, die ihr so schlechte Dienste leistet.

Du mußt sterben.

Aber wir hassen das Blutvergießen, wir haben den Grundsatz der heiligen Kirche: **ecclesia non sitit sanguinem**, wir wollen Dich nicht peinigen, indem wir nur Deine Verführerin für schuldig erklären, Du kannst Dir Deine Todesart wählen, und zwar diejenige, welche Dir am angenehmsten scheint. Hier sind die köstlichsten Genüsse, die berauschendsten Getränke, Du kannst genießen, aber Du mußt sterben im Genuß.

Als die Gräfin diese Worte gesprochen hatte, entstand eine Pause.

Ich erhob mich und trat in die Mitte des Saales, und ehe mich Jemand daran zu hindern vermochte, rief ich mit lauter Stimme:

Ich schwöre vor dem Angesicht Gottes, daß dieser Mann hier kein Anderer ist, als der Herr A. von Pecary. Ich bitte die Gesellschaft, mich anzuhören, und setze mein Leben zum Pfande ein, wenn ich die Unwahrheit sage.

Die Gräfin warf mir tödtliche Blicke zu, die Gesellschaft gerieth in Aufregung, der junge Beamte M. trat an mich heran und wollte mich am Weitersprechen hindern. Aber ich ließ mich nicht mehr einschüchtern und bat die Gesellschaft um Gehör, und trotz aller Anstrengungen der Gräfin wurde der Beschluß gefaßt, mich sprechen zu lassen.

Ich bin nun am Ende meiner Geschichte, fuhr die Schwester Amalie nach einer Pause fort, ich enthüllte der Gesellschaft, ohne weder mich, noch die Gräfin, noch Pecary zu schonen, das Intriguengewebe, in welches ich willenlos verwickelt wurde, und setzte hinzu, daß, was mich anbeträfe, die Gesellschaft vor Verrath sicher sein könnte. Ich sei entschlossen sofort Paris zu verlassen, und in weiter, weiter Ferne den Schleier zu nehmen.

Nachdem ich geredet hatte, erhob sich der Riese und sagte: Nachdem, was wir so eben gehört, sind wir genöthigt, unseren Amor in Anklagezustand zu versetzen. Ich mache den Vorschlag sofort einen andern Amor zu wählen und diese Angelegenheit zu berathen.

Die Gesellschaft ging auf diesen Vorschlag ein. Pecary, die Gräfin und ich wurden nun in besondere Gemächer geführt. Ich blieb wohl eine Stunde lang in Einsamkeit, dann wurde ich in den Saal zurückgeführt, woselbst ich die eidliche Versicherung geben mußte, die Gesellschaft nicht zu verrathen. Den Schleier zu nehmen rieth man mir ab, die Grundsätze der Gesellschaft stimmten allerdings mit der Eingezogenheit des Klosterlebens nicht überein.

Hierauf wurde ich entlassen. Ich kleidete mich schleunigst um und verließ das Haus, in welchem ich so unglückliche Stunden verlebt hatte. Was mit der Gräfin und Pecary geschehen ist, weiß ich nicht, die entsetzliche Frau wird wohl

Mittel und Wege gefunden haben, ihr Benehmen zu rechtfertigen, ihre Rache ließ mich nicht unverfolgt. Meine Correspondenz mit Pecary kam wirklich in die Hände meines unglücklichen Gatten, und Sie werden es jetzt begreifen, daß ihn der Kummer getödtet hat.

Nach diesen Worten weinte die Schwester Amalie sehr heftig.

Ich verließ nun eiligst Paris, fuhr sie dann fort, den Aufenthalt der grausamsten Täuschungen für mich, ich kehrte Frankreich und Europa den Rücken. Ich gab mich nicht eher zufrieden, bis eine Welt zwischen meinem Fehltritt und der menschlichen Gesellschaft lag, welche ihn verschuldet hatte.

An dem Fuße des Altars, vor welchem ich mich niedergeworfen, in dieser kalten Einsamkeit des Klosters fühle ich mich außer dem Bereich der bösen Zungen, welche eine gefallene Frau auf allen ihren Schritten geifernd verfolgen.

Das ist meine Geschichte, mein armes Kind. Aber jetzt ruft uns die Klosterglocke. Lassen Sie mich in meine glückliche Einsamkeit zurückkehren, nur da kann ich vergessen. Ziehen Sie Nutzen aus der Erzählung meines Schicksals, bewahren Sie Ihr Herz. Leben Sie wohl.

Leben Sie wohl, versetzte ich bewegt, indem ich ihr die Hand drückte, und setzte dann hinzu:

Sie haben genug gelitten, um der Vergebung gewiß zu sein, und während die Gesellschaft fortfährt Thorheiten und Bosheiten zu begehen, hat der Himmel an Sie eine Eroberung gemacht.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Tsching-Lai und seine Favoritin.

Neue Bekanntschaft. — Ein englischer Naturforscher. — Die Wildniß.

Am selben Tage, da ich Agra verlassen hatte, traf ich in einer der Stationen mit einem englischen Professor zusammen. Es war ein ganz eigenthümlicher Kauz dieser Professor. Schon sechs Jahre durchreiste er zu wissenschaftlichen Zwecken Indien. Er war Naturforscher, und ich muß gestehen, daß ich bei keinem Menschen je eine größere Vorliebe für die Natur gefunden habe. Er hatte nur einen Bedienten und zwei Indianer bei sich. Die beiden letztern trugen in einem Palankin nicht etwa den Professor, welcher zu Fuße nebenher ging, sondern verschiedene Kasten und Säcke, in welchen er verschiedene merkwürdige Mineralien und Vegetabilien mit sich führte. Ich fragte ihn, wohin er sich zunächst begeben wollte, und er sagte mir, daß er an diesem Tage nur eine kleine Excursion nach einem Walde machen wollte, der sehr seltene Bäumarten und Gesträuche enthalte.

Eine Excursion nach einem Walde? fragte ich. Ist das weit von hier, mein Lieber?

Nein, nur drei kleine Stunden.

Und wenn ich Sie nun dahin begleiten wollte, mein Herr? —

Der Herr Professor sah mich mit großen Augen an.

Das möchte ich Ihnen nicht rathen, sagte er dann, der Wald ist den Damen sehr gefährlich.

Desto besser! desto besser! rief ich.

So haben Sie also Sehnsucht, sich von Schlangen beißen zu lassen?

Wissen Sie denn nicht, mein Herr Professor, daß wir Frauen schon seit Eva's Zeiten mit den Schlangen gut stehen und sie also nicht zu fürchten haben?

So werden Sie aber doch wenigstens den Tiger fürchten?

Auch den nicht, wir sind gar sehr vertraut mit dieser Race.

Ich meine auch weniger die vierfüßigen, als die zweibeinigen, mein schönes Kind.

Ich habe auch gar keine anderen als die zweibeinigen gemeint, versetzte ich.

Und darunter verstehen Sie uns Männer im Allgemeinen?

Im Allgemeinen und im Besonderen, mein Herr.

Nun, da müssen Sie schon schlimme Erfahrungen gemacht haben. Ich meine aber, meine Liebe, daß die Tugenden und Laster sehr gleichmäßig beiden Geschlechtern zugetheilt sind. Wir Männer sind in der That nicht mehr Tiger, als die Frauen Schlangen sind.

Ich glaube, daß Sie den Frauen mit diesem Ausspruche Unrecht thun, und ich glaube überhaupt nicht, daß ein Mann gegen eine Frau je gerecht sein kann.

Das ist mindestens sehr befangen ausgesprochen, meine Liebe.

Das ist es nicht, mein Herr, nur das Weib vermag dem Weibe die Tugenden und Leidenschaften, die in seiner Seele

leben, nachzuempfinden, und es ist eine Ungerechtigkeit, daß über die Frauen Männer zu Gericht sitzen.

Und nach demselben Grundsatze ist es auch ein Unrecht, daß die Frauen über Männer zu Gericht sitzen! sagte der Professor lächelnd.

Das geschieht ja auch nirgends.

Ich sage Ihnen, daß es überall geschieht, wo die Männer keine Tiger sind, also in allen civilisirten Ländern.

Das ist mir etwas ganz Neues.

Das glaube ich nicht, denn Sie selbst haben so eben ein sehr schlimmes Urtheil über die Männer gefällt, und es giebt keine Frau, welche nicht geneigt wäre, den Männern das Allerböseste nachzusagen.

Aber Beurtheilen und Verurtheilen oder Richten, das sind ja ganz verschiedene Dinge, mein Herr. Ein Ding oder einen Menschen zu beurtheilen steht wohl Jedem zu, aber — —

Verzeihen Sie, meine Liebe, wenn die Frauen die Männer beurtheilen, so verurtheilen sie solche zugleich, und wenn sie solche verurtheilen, so sind sie zugleich Richterin, ich meine Henkerin. Die Frauen sind den Männern gegenüber Alles in Allem, und ich glaube, es geziemt ihnen am wenigsten, sich über die Männer zu beklagen.

Ich muß nach dieser Aeußerung annehmen, sagte ich, daß Sie die Natur der Frauen weniger studiert haben, als die der Steine und Pflanzen.

Mehr, mein liebes Kind, mehr. Die Menschen hatten bei meinem Studierplane die Vorhand, dann die Thiere, dann endlich erst die Pflanzen und Steine. Ich bin Naturforscher im weitesten Sinne des Worts. Ach, da kommen schon meine Indianer; es ist Zeit zum Aufbrechen; haben Sie noch Lust, mich zu meinem Abenteuer zu begleiten?

Weshalb ſollte ſie mir denn vergangen ſein? fragte ich.

Weil ich glaube, daß Sie keine große Vorliebe für die Tiger haben.

Ich liebe ſie nicht, aber ich fürchte ſie auch nicht, mein Herr! Aber welche Bewandniß hat es mit dem Tiger?

Haben Sie nichts von dem Prinzen Tſching-Lai gehört?

Iſt er nicht mit den Prinzen von Kaboul verwandt?

Ganz recht.

Nun, ich habe von ihm gehört, daß er den größten Weiberharem in Indien beſitzen ſoll.

Und daß ſeine Favoritin eine Engländerin iſt, wiſſen Sie das nicht?

Eine Engländerin, die er etwa gekauft hat?

Ich weiß nicht, auf welche Weiſe ſie in ſeinen Harem gekommen iſt, aber ſie ſcheint ſich da zu gefallen, ſonſt wäre ſie nicht darin.

Sie glauben alſo, es würde ihr leicht zu entfliehen werden, wenn ſie an dem wilden Prinzen keinen Geſchmack fände?

Sicher, ganz England würde ihr zu ihrer Befreiung behülflich ſein.

So iſt ihr dieſe Hülfe ſchon einmal angeboten?

Schon mehrere Male, und ich will eben ſehen, ob ihr es noch heute in dem Harem gefällt, im anderen Falle befreie ich ſie.

Sie? ſagte ich erſtaunt.

Ja, ich, meine Schöne, verſetzte der Profeſſor ſehr kaltblütig. —

Wie wollen Sie das anfangen?

Das werden Sie bald erfahren, wenn wir ſo weit ſind.

Wollen Sie aufbrechen?

Ja, gewiß.

Dann müssen Sie aber Ihren Palankin zurücklassen und den Weg nach dem Walde zu Fuß machen.

Ich that, wie der sonderbare Mensch verlangte, und einige Minuten später befand ich mich mit ihm, seinen zwei Indianern und seinem Bedienten auf dem Wege nach der Wildniß.

Der Professor war, trotz aller seiner Sonderbarkeiten, ein sehr geistreicher Mann Unsere Unterhaltung war sehr angenehm. Es schien mir, als fand er Gefallen an mir, und wir waren bald sehr gute Freunde. Der gelehrte Herr war fünf und vierzig Jahre alt und eine große stattliche Figur, mit einer herrlichen und intelligenten Stirn. In seinem Gesichte lag etwas Gebieterisches, sein Auge ruhte durchdringend auf dem Gegenstande, den es erfaßte. In Bezug auf seinen Charakter konnte ich nicht sobald mit meinem Urtheile fertig werden. Bald schien er mir mehr stolz und kalt, bald mehr wohlwollend und menschenfreundlich zu sein.

Nach einigen Stunden hatten wir den Wald erreicht.

Es war in der That eine beschwerliche Wanderung. Ueberreste von Vegetabilien, hohes Gras, Lianen, verworrenes Gestrüpp, Baumstämme bereiteten uns die größten Hemmnisse. Auf jedem Schritt und Tritt sahen wir uns aufgehalten. — Die Bäume waren so dicht belaubt, daß Luft und Sonne nur mit der größten Mühe in die grünen Wölbungen eindrangen. Ein fast erstickender Dampf herrschte in dieser Wildniß, welche von der Gährung der Pflanzenerde erzeugt wurde, die den Boden in ziemlich starken Schichten bedeckte.

Die durchdringenden Düfte der Tropenblumen sättigten diese glühende Atmosphäre. Ich spürte eine Art Trunkenheit und Schwere im Kopfe, daß ich im ersten Augenblicke fast ganz theilnahmlos für die großartigen Reize wurde, welche die Natur in dieser stolzen Wildniß entfaltete. Die belaubten

Säulengänge, die sich unabsehbar im Halbdunkel des Waldes ausdehnten; das bunte glänzende Gefieder der Papageien und Kolibris, die ihr lustiges, heiteres Spiel unter dem Gezweig trieben, goldgeflügelte Insekten pickten oder aromatische Kamaheschenholzbeeren zerknackten; die Affen, welche ihre grotesken Sprünge von Baum zu Baum machten oder sich auf Blumengewinden schaukelten, dies Alles sah ich in diesem Augenblicke nur mit zerstreutem Blicke an. — Ich dachte an das Serail des Tsching-Lai und seine englische Favoritin, und bemerkte gar nicht, daß meine Kleidung durchaus nicht dazu geschaffen war, die Reise durch einen Urwald zu machen. Der Ast eines stachligen Feigenbaumes hatte mir einen großen Riß in mein Kleid gemacht, trotzdem daß die beiden Indianer uns voran gingen und uns mit Aexten den Weg bahnten.

Der Professor ging indessen Schritt vor Schritt weiter und sah sich dann und wann die Bäume mit großer Aufmerksamkeit an, auch einzelne Straucharten betrachtete er mit großer Befriedigung. Er hatte schon eine große Büchse voll gesammelt, die ihm sein Bedienter nachtragen mußte.

Hat denn der Prinz Tsching-Lai keinen besseren Eingang zu seinem Weiberpalaste? fragte ich.

Allerdings, meine Liebe, giebt es einen Pfad, der nach seinem Palaste führt, aber ich wählte eben diesen, der verschiedenen merkwürdigen Baumarten wegen. Haben Sie nur noch ein wenig Geduld, wir werden bald den Pfad erreichen, und dann können Sie Ihre Füßchen ohne Scheu und Hinderniß gebrauchen.

Haben wir noch weit?

Hm, eine gute Stunde müssen wir noch laufen, in einer halben erreichen wir den Pfad.

Der Professor bemerkte eben wieder eine seltene Strauch-

art und wandte dieser seine ganze Aufmerksamkeit zu. Ich sah ein, daß ich nicht eher wieder mit ihm eine Unterhaltung anknüpfen konnte, bis wir den Pfad erreicht hatten und seinen Naturforschungen kein Stoff mehr geboten war.

Nach einer halbstündigen mühsamen Wanderung gelangten wir endlich auf den Pfad, der Herr Professor legte seine gelehrte Miene ab und wurde wieder galant.

Nun, meine Liebe, wollen wir hier unter diesem Annanasbaum ein wenig ausruhen? fragte er. — Sie werden müde sein und Hunger haben.

Das Letzte muß ich zugestehen, versetzte ich, aber müde bin ich durchaus noch nicht, und ich schlage vor, unsern Weg ungesäumt bis zum Ziele fortzusetzen.

Sie sind wohl sehr begierig, mit dem liebenswürdigen Tsching-Lai nähere Bekanntschaft zu machen? sagte er neckend.

O, ich habe schon genug wilde Prinzen kennen gelernt und finde sie allerdings nicht so unliebenswürdig, aber ich muß gestehen, daß ich mehr Verlangen darnach habe, eine Landsmännin von Ihnen als Sultanin zu sehen, als den Herrn Tsching-Lai kennen zu lernen.

Als wir so sprachen, erhob sich vor uns eine gewaltige Staubwolke, und wir sahen bald, daß sich uns ein Trupp Reiter, welche auf Kameelen saßen, näherten.

Sie kamen dicht an uns heran, und Einer von ihnen sprengte hervor, und fragte uns, wohin wir wollten und wer wir seien.

Ist der Prinz Tsching-Lai unter Euch? fragte der Professor in indischer Sprache.

Er ist in unserer Mitte.

So sagt ihm, daß ein Engländer mit seiner Dame ihm ihre Aufwartung machen wollten.

Wir werden einen guten Empfang haben, sagte der Professor zu mir, denn Tsching-Lai ist unserer Nation sehr ergeben und hat uns in der That manche Vortheile zu verdanken.

Es währte auch gar nicht lange, so stieg Tsching-Lai von seinem Kameele herab und kam uns zu Fuß entgegen.

Es war eine hohe, imposante Gestalt. Er mochte wohl nicht älter als fünf und zwanzig Jahre sein, grüßte uns ehrerbietig und ich bemerkte, daß er etwas mehr von unseren europäischen Sitten angenommen hatte, als die übrigen indischen Fürsten, die ich bisher kennen gelernt hatte.

Er führte uns in seinen Palast, und auf meinen Wunsch, seine Favoritin kennen zu lernen, führte er mich sogleich zu ihr.

Es war eine hohe, stolze Gestalt, ihr ganzes Wesen bekundete eine geistige Ueberlegenheit, die imponirte. Man merkte ihr nicht den geringsten Kummer an, sie schien sich in ihrem Harem durchaus wohl zu befinden. Das Gespräch, welches ich mit ihr anknüpfte, war für mich vom größten Interesse.

Sie scheinen glücklicher zu sein, als die morgenländischen Frauen, sagte ich, und doch sind Sie als freie Engländerin geboren.

Als freie Engländerin? sagte sie spöttisch, in welchem Lande sind die Frauen frei? — Im Morgen- oder im Abendlande, in der Barbarei oder im civilisirten Staate, ist das Weib überall mehr, als Sklavin ihres Mannes oder der Männer überhaupt?

Das ist vollkommen auch meine Meinung. Wenn das Weib sich dieser Sklaverei, welche ein ungerechtes Geschick über sie verhängt hat, auf eine oder die andere Weise entziehen will, augenblicklich wird sie moralisch getödtet.

Ja, versetzte sie, und tödten sie die Männer nicht, so sind es die Frauen selbst, welche wie Tigerkatzen über sie herfallen.

Es ist ein Unglück für unser Geschlecht, daß die Frauen sich so willig in ihre Knechtschaft fügen, als wäre sie von ihrem Dasein, ihrem Leben und Wirken unzertrennlich.

Ich sollte meinen, sagte ich ganz erstaunt, bei diesen Ideen hätten Sie eher alles Andere, als die Favoritin eines wilden Prinzen werden müssen.

O, ich bin hier freier, als irgendwo. Der Prinz liebt mich auf's Innigste, es ist mir gelungen, das von seiner indischen wilden Natur allmählig loszulösen, was mir mißfiel. Ich genieße alle Freiheit, der ich mich bedienen will.

Wie? Sie sind nicht zu dem einförmigen, nichtigen Leben verdammt, wie es die Frauen des Harems gewöhnlich führen?

Durchaus nicht. Der Prinz hat nur noch Sklavinnen und zwar zu meiner Belustigung und Bedienung in seinem Harem, ich aber bin seine einzige Frau.

Und sind Sie vor seiner Eifersucht gesichert?

Vollkommen, wenigstens vor den Ausbrüchen seines Zornes. Ich leite meinen wilden Mann wie ein Kind.

Und wenn nun dennoch seine Liebe erkalten sollte?

So verlaß ich ihn mit Schätzen überhäuft und lebe als freies Weib wo und wie ich will.

Sind Sie dessen so gewiß, daß Sie zu jeder Zeit die Macht haben werden, diesen Aufenthalt gefahrlos zu verlassen?

Zu jeder Zeit. Es bedarf nur eines Winkes und Tausende von Armen sind zu meinen Diensten bereit, um mich gegen jede Gefahr zu decken. Durch meinen Einfluß auf den Prinzen Tsching-Lai und seine Freunde und Verwandten, die Prinzen von Kabool, habe ich meiner Nation unermeßliche Dienste geleistet. Jeder Engländer hält sich verpflichtet, für mich sein Leben einzusetzen.

Ich weiß es, daß die Prinzen von Kaboul mit Tsching-Lai verwandt sind.

Ja, sie sind Cousins.

Die Prinzen von Kaboul kenne ich sehr gut. Ich war mit ihnen in Simla zusammen und habe mir manchen Spaß mit ihnen gemacht.

Als ich kaum ausgesprochen hatte, trat Tsching-Lai mit dem Professor in's Gemach.

Ich muß gestehen, diese so sehr von den indischen Sitten, wie sie in Bezug auf die Frauen beobachtet werden, abweichende Art versetzte mich in nicht geringes Erstaunen.

Der Prinz Tsching-Lai, dachte ich, muß durchaus auf dem Wege sein, zum Christenthume überzutreten, sonst hätte er sich unmöglich schon von diesen Sitten losgesagt. Das Einzige, was noch daran erinnerte, daß wir uns in einem Harem befanden, war, daß die Prinzessin Tsching-Lai, als der Professor eintrat, ihren Schleier über's Gesicht fallen ließ, und ihn während der Unterredung vorbehielt.

Während er sich mit ihr und Tsching-Lai sich mit mir unterhielt, bemerkte ich, daß ihr der Professor einen oder mehrere Briefe verstohlen zusteckte.

Es ist doch eine merkwürdige Nation, diese englische. Jeder Bürger, auf welcher Stufe er auch stehen mag, ist ein geborner Diplomat, und weiß, wo er sich auch immer befinden mag, die Interessen seines Landes auf eine geschickte Weise zu vertreten. Die Rolle, welche die Engländer in Indien, überhaupt in allen uncultivirten Ländern von einiger Wichtigkeit spielen, ist eine eben so geheimnißvolle wie gut ersonnene und durchgeführte.

Hierin besteht zum großen Theile mit die Stärke dieser Nation.

Nachdem unsere Unterredung zu Ende war, wurde uns ein köstliches Mahl vorgesetzt, an welchem Niemand außer dem Professor und mir Theil nahmen.

Der Aufenthalt schien Ersterem sehr zuzusagen und ich selbst fand, daß man ein Paar Tage an diesem reizenden Ort sehr angenehm verleben könnte, vorzüglich weil mir die Prinzessin Tsching-Lai sehr gefiel und ich mir noch manche interessante Unterhaltung mit ihr versprach.

Es wurde also beschlossen, auf den Vorschlag Tsching-Lai's, noch einige Tage bei ihm zu verweilen, einzugehen.

Auf den andern Tag wurde eine große Jagd beschlossen, welche natürlich auch die jungen Prinzen von Kaboul, welche an diesem Tage eine Ausflucht zu einem befreundeten Radja in der Nähe gemacht hatten, mitmachen sollten.

Den Kopf voll von den sonderbarsten Einfällen und Phantasien begab ich mich erst spät am Abende zur Ruhe. Der Herr Professor schien noch bis spät in die Nacht hinein eine Unterredung mit Tsching-Lai zu haben.

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Eine engliſche Sultanin. — Die Jagd. — Die Entführung.

Am andern Tage brachen wir wirklich zur Jagd auf. Die Prinzen von Kaboul waren ſchon ſehr früh am Morgen von ihrer kleinen Reiſe zurückgekehrt, ſie erkannten mich natürlich wieder und ſchienen ſehr erfreut zu ſein. Ich war der Meinung, daß Tſching-Lal's Gemahlin uns folgen würde, da ſie nicht ſelten mit dem Prinzen auf die Jagd ging, jedoch ſie blieb, da ſie nicht recht munter war, in ihrem Harem zurück. Der Profeſſor begleitete uns aber, und ich erkannte, daß er ein vortrefflicher Reiter war. Die Prinzen hielten ſich ſtets an meiner Seite, und namentlich ſchien der Aeltere die feſte Abſicht zu haben, die Unterhandlung, welche ich in Simla auf eine für ihn ſo unangenehme Weiſe abgebrochen hatte, wieder anzuknüpfen.

Meine Vermuthung beſtätigte ſich ſehr bald und er begann von Neuem in mich zu dringen, ihm den Preis zu nennen, mit dem er meine himmliſche Schönheit, wie er ſagte, erkaufen könnte.

Meine Lage hatte ſich allerdings jetzt weſentlich verändert.

Als ich mich damals in Simla auf den Scherz einließ, war ich Gattin, mußte mich wenigstens als solche betrachten, so unglücklich ich mich auch als solche fühlte. Jetzt aber hatte ich mit meinem Manne völlig gebrochen, denn der Entschluß stand bei mir fest, niemals wieder zu ihm zurück zu kehren, und doch konnte ich auch die Ueberzeugung haben, daß meine Mutter mich nicht aufnehmen würde. Das waren allerdings trostlose Aussichten für eine Frau ohne Vermögen, die an jeden Luxus des comfortablen Lebens gewöhnt war. Der Prinz von Kaboul bot mir nun Schätze die Fülle, und es wandelte mich die Lust an, in die Fußtapfen der Gemahlin Tsching-Lai's zu treten.

Vielleicht, so sagte ich mir, gelingt es Dir ebenfalls, den wilden Prinzen zu bekehren und zu civilisiren, und dann möchte das Leben einer Prinzessin von Kaboul kein unangenehmes sein. Wie wäre es, wenn Du es einmal versuchtest?

Das könnte aber ein sehr unglücklicher Versuch werden, antwortete ich mir dann; und wenn mir die Bekehrung des Prinzen nicht gelänge, wenn er seine indianische und ich meine europäische Natur nicht abstreifen wollte, könnte es eines schönen Morgens heißen:

Meine schöne Lola, Dein Kopf gehört mir.

Ich schauderte bei diesem Gedanken, denn ein seidenes Schnürchen oder eine scharfe gekrümmte Degenklinge sind keine angenehme Halsbänder.

Woran denkst Du? fragte mich der Prinz von Kaboul.

Ich denke an den Preis, welchen ich für mich von Dir begehren will, sagte ich lachend.

Nun, so fordere! So fordere! rief er leidenschaftlich.

Ich würde fordern, sagte ich — höre! Wenn ich auch

mit Dir gehen wollte, ich könnte mich niemals den Sitten des Harems fügen.

Wie willst Du leben? rief er voll Gluth.

Ganz wie ich jetzt lebe — frei!

Wie? Ich sollte Dich mit andern Männern verkehren lassen? —

Gewiß, ich will leben wie die Frau Tsching-Lai's.

Die Frau Tsching-Lai's, sagte der Prinz, die lebt wie ein Mann, sie lebt mit ihm wie Bruder und Bruder, so mag ich mit Dir nicht leben.

Und ich nicht anders mit Dir, versetzte ich, gab meinem Pferde die Sporen und galloppirte fort, um unsere Gesellschaft, hinter welcher wir ein gutes Stück zurückgeblieben waren, wieder zu erreichen.

Er folgte mir blitzschnell und holte mich auch bald ein.

Aber warum willst Du nicht in meinem Harem als meine erste Sultanin leben, fragte er, wo Du Herrin bist über alle meine Sklavinnen und Besitzerin aller meiner Schätze, wo Du gebieten kannst über Alles, was Dein Herz begehrt, und gepflegt wirst wie eine Rose des Paradieses?

Darnach sehne ich mich gar nicht, sagte ich zu ihm, ich mag unter keinen andern Bedingungen, als die, welche ich Dir gestellt habe, mit Dir ziehen.

Der Prinz wurde sehr nachdenklich, er schien in der That über meinen Vorschlag ernstlich nachzudenken.

Ich will es mir bis Morgen überlegen, sagte er darauf. Aber wenn ich dann auf Deine Bedingungen eingehe, wirst Du auch nicht zurücktreten?

Das wird sich finden, versetzte ich, ich behalte mir allerdings ebenfalls vor, meinen Entschluß noch einmal zu überlegen.

Der Prinz ſchien kein rechtes Vertrauen zu dieſem zu haben, denn er ſah ſehr niedergeſchlagen aus; doch hielt er mich diesmal nicht zurück, als ich wieder zu galoppiren anfing. Bald hatte ich die Geſellſchaft erreicht.

Na, da ſind Sie ja, rief der Profeſſor, mit dem Finger drohend. Ich habe ſchon geglaubt, daß Sie ſich von dem Prinzen entführen laſſen wollten.

Da haben Sie faſt recht vermuthet, rief ich lachend. Was meinen Sie dazu, Herr Profeſſor, der Prinz von Kaboul will mich durchaus kaufen.

Ja, ja, ſagte der Profeſſor ſehr ernſthaft, wenn er, was ich übrigens nicht bezweifle, einen guten Preis bietet!

Rathen Sie, daß ich einſchlagen ſoll?

Gewiß.

Wollten Sie in dem Falle mein Leib-Mammeluck werden? fragte ich, denn ohne einen ſehr treuen und muthigen Beſchützer möchte die Sache ſehr gefährlich werden.

Nicht ſo gefährlich, wie Sie denken, verſetzte er. Sie ſehen es an Tſching-Lai. Dieſer Prinz war wirklich ein Tiger, ich habe ihm mit dieſer Bezeichnung nicht Unrecht gethan, und doch iſt es meiner liebenswürdigen Landsmännin geglückt, ihn zu einem Lamm zu machen.

Hat die engliſche Armee und Diplomatie nicht auch das Ihrige dabei gethan? fragte ich zurück.

Allerdings läßt es ſich England ſehr angelegen ſein, dieſes herrliche, paradieſiſche Land gänzlich zu civiliſiren, aber was die Armee anbetrifft, ſo leiſtet uns eine kluge und hübſche Frau oft beſſere Dienſte als alle unſere Soldaten und Diplomaten.

Und welchen Ehrentitel würde ich von England empfan-

gen, fragte ich lachend, wenn ich mich der ſchwierigen Aufgabe unterzöge, den Prinzen von Kaboul zu bekehren?

Ich glaube, daß dieſe Sache ſehr lohnend ſein würde, verſetzte er.

Nun, ich habe dem Prinzen die Bedingungen ſchon geſtellt.

Und die ſind, wenn ich fragen darf?

Er muß es mir geſtatten, wie eine Europäerin in ſeinem Harem zu leben.

Der Profeſſor lachte laut auf, als er das hörte.

Warum lachen Sie denn? fragte ich. Ich denke, daß Sie das als Gaſt eines Tſching-Lai's durchaus nicht befremden kann.

Sie irren ſehr, wenn Sie glauben, daß meine Landsmännin, ehe ſie den heroiſchen Entſchluß faßte, ſeine Favoritin zu werden, ihm derlei Bedingungen geſtellt hat. Kein indiſcher Prinz würde darauf eingehen, oder, wenn er es thäte, ſie halten können. Allein durch ihre geiſtige Ueberlegenheit und Charakterenergie hat meine Landsmännin den Tſching-Lai faſt zu einem Europäer umgewandelt.

Das iſt viel, ſagte ich, das traue ich mir nicht zu, ich verſpüre wenigſtens keine Luſt, es auf eine Probe ankommen zu laſſen.

Und warum nicht? Wenn es Ihnen nicht gelingt, ſo gehen Sie davon.

Und laſſe meinen Kopf zurück, nicht wahr?

Ich übernehme es, Sie jeder Zeit zu befreien.

Wenn Sie nicht etwa inzwiſchen eine ſehr intereſſante Baumart entdecken, die Sie erſt ſtudieren müſſen.

Thut nichts, thut nichts, meine Liebe, das läßt ſich Alles vereinigen. Eine ſchöne Frau befreien, eine merkwürdige

Pflanze beobachten, das sind Dinge, die sich nicht allzusehr widersprechen.

Ein Sonderling, wie fast alle diese reisenden Engländer, dachte ich, und brach das Gespräch ab, da eben jetzt Tsching-Lai an uns heransprengte und mit uns eine Unterhaltung begann.

Die Jagd war beendet und wir kehrten nach Tsching-Lai's Palast zurück. Bei einem köstlichen Mahle stillten wir unsern Appetit, und der Tag verging unter angenehmen Scherzen und Spielen. Es war schon Mitternacht, als wir uns zur Ruhe begaben.

Ich schlief in einem Zimmer, das eine köstliche Aussicht nach Tsching-Lai's Garten eröffnete, und welcher in den majestätischen Wald auslief, in dem wir gejagt hatten. Ich weiß nicht, was mich so sehr bewegte und unruhig machte, aber ich vermochte trotz meiner Müdigkeit nicht einzuschlafen. Es war mir als mußte mir in dieser Nacht etwas zustoßen, obwohl ich mir über diese meine Befürchtung keine Rechenschaft zu geben vermochte. Endlich überwand mich die Müdigkeit und ich schlief ein. Die sonderbarsten Träume umgaukelten mich. Bald kämpfte ich mit einem Tiger, bald mit einer Schlange, bald tanzte mir ein Affe auf dem Leib herum, bald war ich wieder auf der Jagd und sah mich von dem Prinzen von Kaboul verfolgt, als mich eine plötzliche sehr heftige Berührung aus meinem unruhigen Schlummer weckte.

Wer ist da? rief ich mit schwerer Zunge.

St! St! rief eine Stimme, die ich nicht gleich erkennen konnte.

Wer da? Wer da? schrie ich noch lauter.

Aber das war auch Alles, was ich noch zu meiner Ver-

theidigung thun konnte. Ein großes Tuch wurde mir über den Kopf geworfen, ein Paar nervige Arme umſchlangen mich, ſo wurde ich fortgetragen. Ich weiß nicht, auf welche Weiſe man in und aus dem Zimmer gelangt war. Ich fühlte nur noch, daß ich auf ein Pferd gehoben wurde, die Arme des Räubers umſchlangen mich noch immer, ſo ging's im Galopp vorwärts.

Wohin? Und was hatte man mit mir vor?

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Im Walde.

Der Verſteck. — Kampf und Niederlage. — Ein Rath Tſching-Lai's. — Das Verſprechen. — Ein gewagter Entſchluß.

Nachdem ich eine lange Strecke fortgeſchleppt worden war, wurde ich endlich im Dickicht eines Waldes zur Erde geſetzt, und ich gewann Muße meinen Entführer mir näher zu betrachten. Es war ein Indianer von rieſiger Größe und einem ſo ſtarken Körperbau, daß von meiner Seite an Widerſtand nicht zu denken war. Ich wollte daher vor Allem wiſſen, was man mit mir vor hatte, und dann mit der einzigen Waffe, die mir dieſem Menſchen gegenüber zu Gebote ſtand, der Liſt, mein Heil verſuchen.

Warum haſt Du mich aus meiner Ruhe geſtört? fragte ich den Indianer.

Es iſt mir ſo befohlen, verſetzte er.

Und wer iſt Dein Herr, der Dir ſolches befohlen hat?

Er wird bald hier ſein.

Hier? — Alſo hier ſollſt Du ihn erwarten? Iſt es der Prinz von Kaboul?

Der iſt es.

Nun gut, ſagte ich, ſo werde ich indeſſen weiter ſchlafen, bis er kömmt. Wirſt Du hier Wache halten?

Ich werde Dich beſchützen gegen alles Ueble, was Dir begegnen könnte, verſetzte der Indianer.

Iſt der Wald noch tief und lang? fragte ich.

Eine halbe Stunde gegen Mittag, vier Stunden gegen Morgen.

Wir ſind alſo vier Stunden von der Wohnung Tſching-Lai's entfernt?

So iſt es.

Ich legte mich nun auf den Raſen nieder und ſann hin und her. Meine Situation war eben nicht angenehm, denn wenn mich einmal der wilde Prinz in ſeiner Gewalt hatte, ſo war wenig Hoffnung für mich da. Dennoch war an ein Entrinnen nicht zu denken. Dieſe Indianer ſind noch ſchlimmer als die Jagdhunde, wen ſie verfolgen, der wird ihnen nur ſchwer entrinnen. Aber ich wollte den Verſuch machen und es auf einen glücklichen, rettenden Zufall ankommen laſſen. Für den Fall des Mißlingens traf ich meine Vorſichtsmaßregeln.

Ich holte mein Notizbuch hervor und ſchrieb auf alle Blätter, die ich noch vorräthig hatte:

„Lola Montez, von dem ältern Prinzen von Kaboul aus der Wohnung Tſching-Lai's entführt, hofft, daß Diejenigen, welche ſie ſuchen, alles Mögliche zu ihrer Rettung aufbieten werden.“

Einen ſolchen Zettel heftete ich an den Baum an, unter welchem ich jetzt lag, die übrigen hielt ich in Bereitſchaft.

Dann legte ich mich nieder.

Der Indianer ſetzte ſich etwas entfernt von mir ebenfalls nieder und ſummte ein Liedchen.

Ich glaube, ich höre jetzt Stimmen, sagte ich zu ihm nach einer Pause.

Er horchte auf.

Ich höre nichts, sagte er dann ruhig.

Ich habe großen Durst, kannst Du mir nichts zu trinken schaffen? fragte ich nach einer Pause den unbeweglichen Cerberus. —

Die Blätter über Deinem Haupte sind angefüllt mit Wasser, sagte er, trinke.

Für einen Durstigen war allerdings genug Wasser oder Thau in den großen zusammengerollten Blättern, aber ich wollte nicht trinken, sondern meinen Wächter entfernen. Ich trank, um ihn nicht argwöhnisch zu machen, ließ dann abermals eine kleine Pause verstreichen und sagte dann:

Ich möchte auch gern etwas essen, Du wirst mir eine Ananas pflücken.

Der Indianer erhob sich. Es standen genug Ananasbäume in dem Walde, aber glücklicher Weise war keiner in der nächsten Nähe. Er entfernte sich und ich benutzte diese Zeit. Schnell erhob ich mich, lief einige Schritte zurück und kletterte auf den höchsten Wipfel eines Baumes, dessen blätterreiche Krone mich völlig einhüllte.

Ich hatte das Klettern, welches ich in meiner Kindheit so gut verstand, noch nicht verlernt. Schnell wie ein Eichkätzchen war ich hinaufgekommen und sah mich in meiner luftigen Wohnung von einigen Affen umgeben, die mich ganz befremdet anglotzten und mir Fratzen schnitten. Sie schienen nicht recht einig darüber, ob ich einer ihres Gleichen oder ein anderes, ihnen feindlich gesinntes Geschöpf sei.

Um ihnen die letztere Meinung zu benehmen und ihre Freundschaft zu erlangen, schnitt ich ihnen die freundlichsten

Grimaſſen und trieb allerhand Kurzweil mit ihnen. Nach und nach wurden ſie zutraulich, ja ſogar zudringlich, und forderten mich immerfort zu neuen Spielen auf.

Indeſſen kam mein Indianer mit ſeiner Annanas zurück und machte ein pudelnärriſches Geſicht, als er mich nicht mehr vorfand. Er fluchte ganz entſetzlich und rief nach mir. Dann ſchien er eine Weile aufzuhorchen, um vielleicht den Hall meiner Fußtritte zu hören. Endlich lief er nach der Richtung zu, von der wir hergekommen waren.

Lauf Du nur zu, dachte ich, und liebkoſte vergnügt den Affen, der mir jetzt eben auf den Schooß ſprang und mit meinem Kleide ſpielte.

Ich konnte nun weiter nichts thun, als vorläufig ruhig in meinem Verſtecke zu verharren und das Ende meines Abenteuers abzuwarten. Denn an Flucht war noch nicht zu denken, ich wäre ſicher meinem Verfolger in die Arme gerannt. Auf der andern Seite war aber das Ende meiner gefährlichen Situation gar nicht abzuſehen.

Das, was ſich jetzt ereignete, ſchnitt mir indeſſen alle meine Reflexionen über meine Lage ab.

Ich hörte Tritte, und bald ſah ich den Prinzen von Kaboul mit mehreren Indianern ſich der Stelle nähern, wo ich im Verſtecke ſaß. Der arme Teufel, welcher mich entführt hatte, befand ſich in der Mitte zweier Indianer. Es war das Schlimmſte zu fürchten. Der Prinz von Kaboul ſah mehr traurig als zornig aus und warf ſpähende Blicke nach allen Seiten hin. In dieſem Momente führte ein unglücklicher Zufall zu meiner Entdeckung. Die Zudringlichkeit der Affen wurde nämlich ſo unausſtehlich, daß ich, in Zorn gebracht, dem einen mit einem abgebrochenen Zweige einen derben Hieb überzog. Der Affe war weit entfernt, ſich hierfür freundſchaft-

lich zu bedanken, er biß mir vielmehr dergeſtalt in den Arm, daß ich laut aufſchrie. Der Prinz von Kaboul war der Erſte, welcher meine Stimme hörte, ſeine Blicke fielen jetzt auf die Blätterkrone, welche mich umhüllt, und ſofort beauftragte er einen ſeiner Indianer, den Baum hinauf zu klettern und ihn zu unterſuchen. Es währte nicht lange, ſo glotzte mich ein häßliches bronzenes Geſicht an, und mit lauter Stimme ſchrie er dem Prinzen zu:

Zwei Affen und noch ein Weſen, das kein Affe iſt.

Bringe es herunter! befahl der Prinz.

Ich war entſchloſſen, mich auf das Aeußerſte zu vertheidigen, und forderte die Affen auf, mir ritterlich beizuſtehen.

Sag' Deinem Herrn, rief ich dem Indianer zu, daß er unverantwortlich gegen mich handelt, und daß ich die Rache ſeines Brahma auf ihn herabrufen würde, wenn er von ſeinem ſchlechten Beginnen nicht abſtände.

Sag' ihm das ſelbſt, verſetzte der Indianer trocken und ſuchte mich bei den Beinen zu packen. Ich war oben und hatte allerdings hierdurch einigen Vortheil über ihn, da mir aber jede Waffe fehlte, ſo wurde der Kampf dennoch ſehr ungleich. Ich packte in meiner Verzweiflung einen der Affen, die mehr Neigung für den Indianer als für mich zu haben ſchienen, und ſchleuderte ihn auf den Indianer. Ebenſo machte ich es mit dem zweiten. Aber Alles, was ich hierdurch erlangte, war ein kleiner Aufſchub. Der Indianer entledigte ſich bald der Affen und packte mich ſo derb bei den Beinen, daß er mich ſicher in zwei Hälften geriſſen hätte, würde ich mit meinen Armen den Baum noch länger umklammert gehalten haben. Ich ließ nach, der Indianer nahm mich unter ſeinen Arm und ließ ſich mit dem andern allgemach zur Erde nieder.

Der Prinz von Kaboul trat mit einem freudigen Ausrufe an mich heran.

Tochter der Sonne, rief er, warum entfliehst Du Deinem Freunde und verbirgst Dich vor Denen, die Dich wie eine Göttin ehren?

Prinz, sagte ich zornig, woher hast Du den Muth, Dich meinen Freund zu nennen? Ist das Freundschaft, eine Frau mitten in der Nacht von dem Lager, auf welchem sie sich wehrlos der Ruhe hingiebt, aus dem Hause, welchem sie sich vertrauungsvoll der Gastfreundschaft übergeben hatte, zu entführen?

Der Prinz wurde stutzig, als ich ihn so anredete. Aber er faßte sich bald wieder und ergriff meine Hand.

Du zürnst mir allerdings nicht mit Unrecht, sagte er, aber beruhige Dich. Es soll Dir nichts geschehen, was Dir mißfällig ist. Ich will Dir einen Vorschlag machen. Höre! Ich weiß, daß die Frauen Deiner Nation und des Abendlandes andern Sitten huldigen, daß sie neben dem Manne stehen, nicht unter ihm, und daß nur Eine Frau sich zu Einem Manne gesellt. Unser Freund Tsching-Lai hat auch eine Favoritin aus Deiner Nation, und ich habe ihn gestern ausführlich darum befragt, und er hat mir gestanden, daß er recht zufrieden lebe, und daß er zu der Erkenntniß gekommen ist, daß Brahma sein jetziges Leben mit wohlgefälligeren Augen betrachten müßte, als sein früheres. Er hat sich seine Sultanin auch geraubt, und sie lebt dennoch glücklich bei ihm und beklagt sich nicht, und er rieth mir, es ihm nachzumachen. Das leuchtete mir ein, und ich that, was ich gethan habe. Willst Du nun, Tochter des Paradieses, mir folgen, und den Versuch mit mir machen, ob Du bei mir so glücklich sein wirst, wie die Blume, welche Tsching-Lai in seinem Harem pflegt?

Und wenn ich nun „Nein" ſagte, verſetzte ich nach kurzer Ueberlegung, würdeſt Du mich zu Tſching-Lai zurückführen?

Ich werde Dich dann zurückführen, ſagte er mit geſenktem Haupte.

Nun, wohlan denn, Prinz! fuhr ich nach einer kleinen Pauſe fort; ich will Dir nach Deiner Reſidenz und in Deine Wohnung folgen, aber nur unter der Bedingung, daß Du mich als Deine Freundin, nicht als Deine Favoritin betrachteſt. Ich will Dein Gaſt ſein, ſo lange es mir gefällt, und umkehren, wann es mir gefällt. Kurz, ich will mein eigner Herr bleiben und kein Menſch ſoll mich in meinen Handlungen beſchränken dürfen. Biſt Du damit zufrieden?

Topp! rief der Prinz vergnügt und reichte mir ſeine Rechte.

Ich habe Dein Wort und vertraue Dir, ſagte ich, ihm die Hand reichend.

Der Prinz legte ſeine Hand auf's Herz zur Beſtärkung ſeiner Worte, dann rief er ein Paar Indianer herbei, welche eine Tragbahre, aus Baumzweigen künſtlich geflochten, bei ſich führten. Ich ſetzte mich hinein. Ein Paar Indianer gingen voraus und ebneten uns den Weg, bis wir wieder auf die Landſtraße kamen. Hier wurde der Prinz von ſeinem ganzen Gefolge erwartet. Ein köſtlicher Palankin ſtand für mich bereit. Ich ſetzte mich hinein, und hatte nun, mir ſelbſt wieder überlaſſen, Muße genug über meine ſonderbare Lage nachzudenken.

Alſo Prinzeſſin von Kaboul, wenn ich will? ſagte ich zu mir. Es muß doch gar nicht übel ſein, Macht über Land und Leute zu beſitzen. Ja, wenn man eben nicht befürchten müßte, nur eine Harem-Prinzeſſin zu werden. Tſching-Lai hat einen ganz andern Charakter, als der Prinz von Kaboul. Was

würde ich als Prinzessin von Kaboul sein? — Eine Herrscherin oder ein nichtiges Spielzeug?

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, bis mich endlich die Müdigkeit übermannte und ich einschlief. Allerlei phantastische Träume umgaukelten mich. Bald saß ich als Prinzessin im morgenländischen Kostüm im Harem des Prinzen von Kaboul, bald auf einem europäischen Fürstenthrone, und es war mir als riefe mir eine Stimme aus dem Himmel zu:

Du mußt gebieten!

Das sind Menschenträume. Die arme, verlassene und unglückliche Lola konnte noch träumen Gebieterin zu sein, während sie in Gefahr stand die Sklavin eines Wilden zu werden.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Civiliſationsverſuche.

Indianer und Engländer. — Chriſtus und Brahma. — Der Fürſt von Maratta und ſeine ſiebenundvierzig verbrannte Frauen.

Als ich erwachte, ſtand der Prinz von Kaboul an meinem Palankin, und forderte mich auf, auszuſteigen und einige Erfriſchung einzunehmen. Wir waren bei einer Station, und ich hatte in der That darnach Verlangen, mich ein wenig zu reſtauriren. Dabei fiel mir ein, daß ich hier wohl den Anfang mit meinen Verſuchen, den Prinzen zu civiliſiren, machen könnte. Ich forderte ihn alſo ohne Umſchweife auf, mit mir in Gemeinſchaft das Frühſtück einzunehmen, womit er mir einen großen Gefallen erweiſen würde. Giebt er Dir hierin nach, ſo dachte ich, ſo iſt es ein gutes Omen für ſpätere Verſuche.

Ich hatte die Freude, daß er mir nach einigem inneren Widerſtreben nachgab.

Nachdem mir dieſes gelungen war, fuhr ich fort, ihn in unſere europäiſchen Sitten einzuweihen. Er hörte meine Mittheilung mit großem Intereſſe und aufmerkſam an, und ſprach den Wunſch aus, Europa zu bereiſen, und namentlich die

Städte Paris und London zu besuchen, und fragte mich, ob ich ihn wohl auf diesen Reisen begleiten würde.

Ich hatte nichts dagegen, und auf seinen Wunsch machte ich ihm eine Beschreibung von diesen beiden Weltstädten, welche das Verlangen, sie zu besuchen, bei ihm noch vergrößerten.

Ich hob namentlich bei meinen Mittheilungen das Leben der europäischen Frauen hervor, und seine Fragen waren in dieser Beziehung oft sehr naiv, daß ich nicht umhin konnte, darüber laut aufzulachen.

Wenn Eure Könige und Prinzen auch nur Eine Frau haben, so halten sie doch wohl wenigstens für diese Sklavinnen in ihrem Harem?

Unsere Fürsten, sagte ich, haben weder Sklavinnen noch Harem. Sie leben mit ihren Frauen gewissermaßen wie zwei gleich berechtigte, vollkommen ebenbürtige Wesen in ihrem Palaste zusammen. Die Fürsten sind von Herren, welche hohe Würden bekleiden, und die Prinzessinnen von großen Damen umgeben.

Und diese große Herren und Damen sind keine Sklaven, die der Fürst prügeln oder tödten kann?

Die Sklaverei ist bei uns nicht erlaubt. Jeder Mensch, selbst der Aermste, Niedrigste ist frei, weil ihn Gott so erschaffen hat, einen Menschen wie den andern. Wer, und wäre es selbst der Höchststehende, einem Menschen seine Freiheit rauben oder nur seinen Willen gewaltthätig unterdrücken wollte, würde schwere Strafe erdulden. So kann auch der König selbst seine Bedienten höchstens aus ihren Aemtern entfernen, nie aber an ihrer Freiheit bestrafen, wenn sie sich nicht schwer gegen die Gesetze vergangen haben. In diesem Falle ist es

ober Sache des Richters, Schuld oder Unschuld des Angeklagten zu untersuchen. Der Fürst kann nur begnadigen, nicht strafen.

Aber wer wird Eure Könige daran hindern, wenn sie es dennoch thun wollen?

Diese Frage brachte mich in nicht geringe Verlegenheit. Ich wollte einen wilden Prinzen eben in unserm constitutionellen Mechanismus unterrichten, und schon legte er mir eine Frage vor, auf die ich ihm eigentlich, wenn ich wahr sein wollte, antworten mußte:

Wenn die Fürsten bei uns den Willen haben, ungerecht und grausam zu sein, d. h. die Gesetze zu übertreten, kann sie allerdings nur Derjenige daran hindern, welcher mehr Macht hat als sie.

Der Prinz hätte mich dann gewiß gefragt:

Und wer hat bei Euch mehr Macht als die Fürsten?

Die Republikaner wären gar bald mit ihrer Antwort fertig gewesen, sie würden nicht ermangelt haben zu sagen:

Die Revolution!

Ich aber hätte mich wohl gehütet, dem Prinzen eine solche Antwort zu geben. Die Revolution! — Als wäre sie etwas anderes als das Unrecht Aller gegen das Unrecht eines Einzigen!

Du giebst mir auf meine Frage keine Antwort, sagte der Prinz.

Du frägst, wer die Fürsten daran hindern wollte oder könnte, das zu thun, was die Gesetze ihnen verbieten? — Laß mich Dir mit einer Frage antworten: Wer hat Dich bis jetzt gehindert, gegen die Gesetze Deines Landes zu verstoßen?

Nun, die Sitte, sagte er, der von unsern Vätern ererbte Sinn für Recht und Unrecht, die Religion.

Gerade so ist es auch bei uns, versetzte ich, die Sitte und

Religion hat bei uns die Sklaverei verdammt, dem weiblichen Geschlechte eine andere Stellung angewiesen als bei Euch. Die Religion und die Sitte beschränken auch unsere Fürsten in ihren Handlungen.

Wie kommt es doch, fragte der Prinz mit einer sehr nachdenkenden Miene, daß das, was unsere Religion heiligt, die Eure verbietet?

Weil Christus ein größerer Gott als Brahma ist, antwortete ich dreist.

Das sagt Ihr immer, Ihr Europäer, rief der Prinz, und doch seid Ihr nicht besser als wir!

Dieser Ausruf des wilden Prinzen frappirte mich ungemein, und soll ich die Wahrheit gestehen, ich konnte ihm nicht ganz Unrecht geben. Was haben z. B. die Engländer gethan, um den Indiern Achtung vor ihrer Religion, vor ihrem Gotte einzuflößen? — Geht man die Annalen der Geschichte von dem Augenblick, da sie sich in Indien festsetzten, bis auf die Gegenwart durch, so wird man sie angefüllt mit Ungerechtigkeiten sehen. Unter der schändlichen und heuchlerischen Maske der Humanität und Civilisation haben sie ein freies, sanftes, liebenswürdiges und tugendhaftes Volk zu ihrem Sklaven gemacht, und das Raffinement, welches sie die Frechheit haben, „Civilisation" zu nennen, hat nichts anderes erzielt und erzielen wollen, als ein Volk, welches die Natur so reich gesegnet hat, auszubeuten und ihm den Segen des Herrn zum Fluche umzuwandeln. Ob die Indier den Brahma anbeten oder irgend einen Fetisch verehren, das ist ihren Unterdrückern eigentlich gleichgültig. Gebieter, Herren über sie zu sein, sich in den ungestörten und unangefochtenen Besitz ihres schönen und reichen Landes zu setzen, ihrem raffinirten Luxus zu fröhnen, die Mittel zu schöpfen, um die ungeheuren Steuern und Zin-

ſen ihrer Staatsſchuld im Mutterlande zu decken, das iſt es, worauf es ihnen überall ankommt. Wo man das Chriſtenthum predigt, da geſchieht es, um die wilde kräftige Natur zu zähmen und zu bändigen, und um ſie nach europäiſcher Art beſſer regieren zu können. Ich bin aber überzeugt, daß ſich dieſe frommen und ſittenreinen Indier beſſer ſo wie ſie ſind regieren laſſen, als die ſtolze und aufgeblähte Bourgeoiſie in Frankreich und in England, als das von ihrem Luxus und ihrem Afterdünkel angeſteckte Volk.

Dieſe Betrachtungen, welche mir ſchwer auf die Seele fielen, gaben meinem Entſchluß, es der Favoritin des Tſching-Lai nachzumachen, eine ganz andere Richtung. Ich ſehe nicht ein, ſagte ich mir, welches Intereſſe ich daran habe, den wilden Prinzen für die Engländer zu civiliſiren und ihrem Schachergeiſt eine neue Stütze zu ſchaffen. Der Prinz gefällt mir gerade ſo wie er iſt, mit Ausnahme ſeines Harems und ſeiner Vielweiberei. Nur darin werde ich ihn zu verbeſſern ſuchen. Ich will ihn civiliſiren, aber für mich allein. Das iſt in der That ein lockender Plan. Gelingt er mir, nun gut, dann iſt es doch immer ſchon etwas, Prinzeſſin von Kaboul zu ſein, und als ſolche werde ich ſicher eine andere Politik befolgen, als die Prinzeſſin Tſching-Lai. Wir werden das Joch Englands abſchütteln, wir werden uns nicht mehr von ihnen bei der Naſe herumziehen laſſen. Mein wilder Prinz wird ſich als Held zeigen und ich an ſeiner Seite kämpfen.

Wir Frauen haben doch eigenthümliche Momente in unſerem Leben. Wenn wir uns einmal entſchließen, einen Mann lieben zu wollen, dann ſind wir im Stande, Alles aus ihm zu machen, natürlich nur in der Phantaſie. Das weibliche Herz, das ſich mit ſeiner Liebe oder ſeiner Neigung ſchmeicheln will, welches, je unerklärlicher ihm dieſe iſt, jemehr das Be-

dürfniß fühlt, den Gegenstand seiner Neigung mit einem gewissen Nimbus zu umgeben, ist erfinderisch an Combinationen, welche ihm den geliebten Gegenstand oft zu einem ganz anderen Wesen machen, als er ist. Daher kommt es, daß die Liebe so oft allen denen als die größte Thorheit erscheint, welche eben keine Neigung zu diesem Gegenstande falscher Vergötterung haben.

Ich war also entschlossen, meinen Prinzen für mich ganz allein zu civilisiren, und ich fuhr während unserer Reise in meinen Versuchen fort, die einen sehr guten Boden fanden. Freilich war es bis jetzt noch bloße Theorie, und es mußte sich erst ausweisen, ob der Prinz auch in der Praxis bestehen würde.

Nach einigen Tagereisen kamen wir nach der Stadt Patna, woselbst der Prinz einen befreundeten Radja besuchen wollte. Aber er war am Tage zuvor gestorben. — Wir hörten, viele Schritte von seinem Palaste entfernt, schon das Geheul der Klageweiber. Der Prinz wollte dem Leichenbegängnisse mit beiwohnen, und wir wurden von dem Sohne des verstorbenen Radja auf das Freundlichste aufgenommen. Aber der Aufenthalt wurde mir durch das unausstehliche und widrige Geschrei der Frauen, welches Tag und Nacht währte, sehr verleidet. Die Ceremonie des Begräbnisses selbst hatte aber dafür nicht das Schauerliche, welches in früherer Zeit und selbst noch heute bei Begräbnissen indischer Fürsten vorkommt. Ich meine die Verbrennung der Weiber. Die Engländer, das muß man gestehen, haben sich die größte Mühe gegeben, diese schreckliche Unsitte völlig auszurotten. Aber es ist Ihnen bis jetzt noch nicht vollkommen gelungen, und man hört bei dem Tode größerer indischer Fürsten von der oft wirklich freiwilligen Verbrennung der Weiber. Man ist in Europa gewöhnt, diese Handlung als einen Heroismus zu betrachten und zu bewun-

ſprang ſie in die Glut. Ihr folgten nun Eine nach der Andern. Einige gefaßt, aber die Mehrzahl voll Angſt und Verzweiflung. Eine von ihnen lief zu einem chriſtlichen Soldaten, den ſie unter der Wache gewahr wurde, umklammerte ihn, und bat ihn, ſie zu retten. — Doch mitleidslos ſtieß ſie dieſer Abtrünnige mit ſolcher Gewalt von ſich, daß ſie in die Grube und in die Flammen fiel. Dieſe Gräuelthat ſoll ihn aber gleich darauf mit ſolchen Gewiſſensbiſſen erfüllt haben, daß er darüber in ein heftiges Fieber verfiel und daran verſtarb.

Viele der Frauen zeigten anfänglich die größte Seelenruhe, aber wenn ſie dem Pfahle ſo nahe kamen, daß ſie die Glut anhauchte, geriethen ſie in die ſchrecklichſte Angſt und wollten wieder umkehren. Dann aber wurden ſie von der Wache mit Stößen wieder zurückgetrieben, und ſo ſtürzte Eine über die Andere in das Feuer. Den Tag darauf ſammelten die Braminen die Knochen und verſenkten ſie in den See. Der Stumpf des Pfahls, der in die Erde geſenkt und vom Feuer nicht verzehrt war, wurde abgehauen und auf dem Platz ein Tempel errichtet. Der verſtorbene Fürſt und ſeine verbrannten Frauen wurden nun unter die Zahl der Götter und Göttinnen verſetzt.

Jetzt kommen, wie geſagt, dergleichen entſetzliche Auto-da-fes nur ſelten vor, und bei dem Begräbniſſe des Radja von Padna hatten ſeine Weiber nichts Anderes zu thun, als zu ſchreien und ſich das Haar auszuraufen.

Ich fand unter dieſen heulenden und ſcheinbar verzweifelnden Frauen auch eine Chriſtin, welche ſich mir näherte und mir in engliſcher Sprache in's Ohr raunte, daß ſie ſich ſehr unglücklich fühle, und nach einem Auswege ſuche, dem Elend, welches ihr bevorſtehe, zu entkommen. Da ich wußte, daß der Prinz von Kaboul bei dem Sohne des verſtorbenen Radja

übernachten wollte, ſo erſuchte ich dieſen, mich dieſe Nacht in Geſellſchaft der Chriſtin zubringen zu laſſen, was er mir auch gern geſtattete.

Die Unglückliche umarmte mich vor Freuden, als ich ihr die angenehme Mittheilung machte.

O, endlich, rief ſie, ſendet mir Gott ein Weſen, vor dem ich mein Herz ohne Scheu ausſchütten kann!

Ich war in der That neugierig, die nähere Mittheilung der Frau zu hören. Im Begriffe, einem wilden Prinzen unter deſſen Dach zu folgen, mußte mir jeder Aufſchluß über das Leben in einem Harem von Intereſſe ſein.

So erwartete ich voll Ungeduld die Nacht.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Die Flucht aus dem Harem.

Das Rosengebüsch. — Gefährliche Situation. — Das Attentat.

Ich verbrachte den Rest des Tages in dem schönen Garten des Radja.

Der junge Radja, welcher kaum 21 Jahr alt war, hatte nicht destoweniger Sorge getragen, seinen Harem so schnell wie nur irgend möglich nach seinem Geschmacke einzurichten. Die Pietät für seinen verstorbenen Vater schien eben nicht sehr bedeutend zu sein, denn bald nach dessen Begräbnisse war er sehr munter und aufgeräumt. Als er von seinem Freunde, dem Prinzen von Kaboul hörte, daß ich ihn nach seinem Lande begleiten wollte, sah er mich ganz eigenthümlich an, dann rief er lachend:

Ei, ei, mein Freund, welch eine schöne Blume entführst Du mir da?

Ich Dir? rief der Prinz von Kaboul.

Meinst Du nicht, sagte der Radja, daß ohne Deine Dazwischenkunft diese Herrlichste ihres Geschlechts mein Eigenthum geworden wäre? O gewiß. Ich habe meine Leute ausgesandt, mir die schönsten Weiber, welche Indien besitzt, zuzuführen,

und ſicher würden ſie auch Deine Schöne gefunden und hierher gebracht haben.

Nun, ſo frag' doch meine Schöne, rief der Prinz von Kaboul nicht ohne Eiferſucht, ob ſie bei Dir bleiben will?

Und wenn ſie wollte?

So frag' doch, frag' doch! rief der Prinz.

Der junge Radja wandte ſich nun wirklich an mich und fragte: Schönſte der Schönen, Tochter des Edens, würdeſt Du den Prinzen von Kaboul gern mit mir vertauſchen, wenn Dir dies frei ſtände?

Und wer darf mich daran hindern, wenn ich es wollte? verſetzte ich, und machte ein ſehr ernſtes Geſicht.

Wer Dich hindern darf? — Biſt Du nicht das Eigenthum des Prinzen?

Radja, ſagte ich zu dem jungen Mann, wenn der Prinz mir alle ſeine Schätze, wenn er mir ganz Indien bietet, würde ich ſelbſt für dieſen Preis ſein Eigenthum nicht werden können. Wir europäiſche Frauen werden nur Sklavinnen um einen Preis, und es kommt ſehr oft im Leben vor, daß Derjenige am wenigſten vermögend iſt dieſen Preis zu bezahlen, welcher ihn anbietet.

Und worin beſteht dieſer Preis? fragte der Radja.

Weder in funkelnden Schätzen, noch in funkelnden Worten, verſetzte ich. Wenn wir europäiſche Frauen Sklavinnen eines Mannes werden, ſo iſt die Liebe der Preis, welchen die Männer bezahlen.

Und dieſen Preis ſollten wir Dir nicht bieten können? fragte der Radja mit funkelnden Augen, als wollte er mir bei meiner Ungläubigkeit den Beweis aufdringen.

Gewiß nicht, verſetzte ich, in Eurem Lande giebt es keine Liebe. —

O, o, rief der Radja lachend, frage doch die Favoritin meines Vaters.

Die Liebe, ſagte ich, macht das Weib nicht mehr zur Sklavin des Mannes, als den Mann zum Sklaven des Weibes. Das liebende Weib giebt eine Seele fort und will eine Seele ganz und ungetheilt dafür wieder empfangen. Nennt Ihr das Liebe, wenn Ihr Eure Schönen in den Harem einſperrt, und ihnen Alles das verſagt, was Euch das Leben angenehm und paradieſiſch macht!? Seht, das iſt eine Liebe, wie man ſie in Europa gegen die ſchöngefiederten Vögel dieſes Landes ausübt. Man ſperrt ſie in den Käfig, man füttert ſie, man liebkoſt ſie, man ſpielt mit ihnen, man erlaubt ihnen auch zu ſingen — Alles dieſes etwa zu der armen Vögel Unterhaltung und Vergnügen? — Behüte, es geſchieht um den Beſitzer des Vogels ganz allein durch dieſen Beſitz zu erfreuen.

So, Prinzen, macht Ihr es mit Euren Weibern.

Und dennoch folgſt Du meinem Freunde? fragte mich der Radja.

Nun, was iſt dabei? — Ich folge ihm, aber ich habe mich ihm nicht verkauft. Ich werde der Gaſt des Prinzen ſein, wie ich Dein Gaſt bin.

Indeß war der Abend herangebrochen und ich ſchützte große Müdigkeit vor, um mich zurückzuziehen und mit der unglücklichen Frau des verſtorbenen Radja ſprechen zu können. Dieſe erwartete mich ſchon längſt, und als ſie mich eintreten ſah, fiel ſie an meine Bruſt und weinte bitterlich.

Sie erzählte mir in Kürze ihre Geſchichte.

Als ein armes Mädchen hatte ſie England verlaſſen, dann einen ſehr reichen Mann in Calcutta geheirathet, der ſie indeß auf eine ſo rohe und empörende Weiſe behandelte, daß ſie ihm entfloh. Auf ihren Irrfahrten wurde ſie mit dem ver-

ſtorbenen Radja bekannt, welcher ſie in ſeinen Harem aufnahm. So ſuchte die freie Engländerin in der Sklaverei des Harems ein Aſyl. Merkwürdiger Widerſpruch eines Menſchengeſchicks! — Und war ich nicht nahe daran einem gleichen Geſchicke zu verfallen? — In ihrem goldenen Käfig fühlte ſich die Unglückliche natürlich eben ſo wenig wohl, wie unter den Fäuſten ihres rohen Mannes, und jetzt, da der alte Radja geſtorben war, erwartete ſie noch ein viel traurigeres Geſchick.

Als die Arme ausgeſprochen hatte, ſagte ich entſchloſſen: Meine Liebe, Sie müſſen fliehen, das iſt der einzige Ausweg.

Fliehen! rief ſie. Ach Gott, das iſt ganz unmöglich.

Aber an welchen andern Ausweg haben Sie gedacht.

Ich wollte den jungen Radja bitten, mich gehen zu laſſen, und hoffte, daß Sie mir bei dieſem Unternehmen Beiſtand leiſten würden.

Hören Sie, meine Liebe, ſagte ich nach einigem Bedenken, ich glaube wohl, daß es mir morgen möglich ſein würde, Sie zu erlöſen, aber es würde zu ſpät für meine eigene Rettung ſein.

Für Ihre Rettung?

Ja; ich bin eigentlich die Gefangene des Prinzen von Kaboul. Er will mich durchaus zu ſeiner Favoritin machen, und wie Sie, bin ich auf den Einfall gekommen, mich in einen Harem vor einer unglücklichen Ehe zu retten. Aber ich nahm Ihr Geſchick, welches Sie mir ſo eben mittheilten, als eine göttliche Warnung auf. Wie konnte ich doch ſo raſch die guten Vorſätze vergeſſen, welche die Erzählung der Schweſter Amalie bei mir hervorgerufen hatte. Doch, es iſt noch Zeit. Wir müſſen fliehen, und das ſogleich!

Aber wohin?

Wir nehmen unſern Weg nach Calcutta. Bis zur nächſten Station müſſen wir gehen. Dann nehmen wir einen Palankin.

Und woher Reiſemittel nehmen?

Etwas beſitze ich noch, und Sie nehmen Ihre Juwelen als wohlerworbenes Eigenthum mit.

Und wie wollen wir hinauskommen? Wir müſſen, ehe wir in den Garten gelangen, eine Maſſe Säle vorübergehen. Nicht Alle werden feſt ſchlafen, die in dieſen Sälen ruhen. Außerdem iſt im Gartenpavillon ein Wächter. Wir können nicht hinaus, ohne an ihm vorbei zu kommen.

Iſt der Wächter ein Indianer?

Ja.

So kommen Sie, wir wollen es wenigſtens verſuchen, Gott wird uns beiſtehen.

Wir machten uns nun raſch auf, verließen leiſe das Zimmer und gelangten glücklich bis in den Garten. Hier aber vernahmen wir Männerſtimmen und wurden dadurch gezwungen uns zu verbergen.

Man ſchien ſich uns zu nähern, die Worte, welche ſie ſprachen, wurden wenigſtens immer verſtändlicher, und ich fragte meine Freundin ob ſie die Stimmen erkennen könnte.

Wenn ich nicht irre, ſagte ſie, ſo iſt der Eine der Sprechenden der junge Radja.

Sollte vielleicht der Andere der Prinz von Kaboul ſein? fragte ich, aufmerkſam lauſchend.

Ein Indianer iſt es jedenfalls.

Ja, aber nicht der Prinz von Kaboul.

Die Stimme iſt mir unbekannt.

St! ſie ſind ganz nahe. Können Sie verſtehen?

Ich höre meinen Namen! flüſterte meine Freundin, wie ein Espenlaub zitternd.

Wir lauschten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

Ich höre auch den Namen des Prinzen von Kaboul aussprechen, sagte ich. Jetzt sind sie uns ganz nahe.

Die beiden Männer standen jetzt in der That fast vor uns. Ihr Gespräch ward ziemlich leise geführt, jedoch schien der Eine von ihnen so leidenschaftlich aufgeregt zu sein, daß er zuweilen unwillkührlich lauter wurde. Es war der Radja, welcher so laut sprach.

Jetzt konnten wir einige Sätze ihrer Unterredung so ziemlich verstehen.

Um jeden Preis, sagte der junge Radja, mußt Du es verhüten, daß sie aufschreit.

Ja, ich werfe ihr ein großes Tuch über den Kopf.

Nun, so gehe an's Werk.

Der Eine wollte sich entfernen, aber der junge Radja riefe ihn wieder zurück.

Höre, sagte er, um doch auf jeden Fall vorbereitet zu sein, sollte die Sache unglücklich ausgeführt werden und der Prinz von Kaboul darauf zukommen, was würdest Du sagen?

Daß ich mich in das hübsche Rosengesicht verliebt habe, und diese Sache auf meine eigne Rechnung unternommen habe.

Schön. Da Du mir angehörst, gebührt dann auch mir allein, Dich zu bestrafen.

Und ich habe Dein Wort, daß auch im Fall des Mißlingens wenigstens von Deiner Seite mir nichts geschehen wird.

Von keiner Seite.

Das ist doch so etwas! Wenn der Prinz mich nun sogleich niederschlägt?

Die hübsche Frau wird für Dich bitten.

Ach! Die Christenfesseln sind hart, sie wird nicht für mich bitten, wenn der Prinz mich tödten will.

Dann stehst Du im Paradiese wieder auf.

Wahr, wahr, sagte der Andere wieder, wobei er indeß den Kopf zu schütteln schien; aber am besten wäre es doch, wenn das Unternehmen gelänge und ich den schönen Dank von Dir erhielte.

Mache es nur vernünftig, dann wird es schon gelingen.

Der Andere entfernte sich nun, während der junge Radja auf seinem Platze blieb. Wir waren in der peinlichsten Situation, wir durften es nicht wagen, uns irgend etwas zuzuflüstern, wir mußten das leiseste Geräusch verhüten, denn wie leicht hätten wir uns verrathen können. Was aber das Gespräch, welches ich so eben vernommen hatte, betraf, so zweifelte ich keinen Augenblick daran, daß von mir selbst die Rede war. Dem jungen Radja gefiel ich, und da ich selbst erklärt hatte, daß ich dem Prinzen von Kaboul nicht angehörte und nicht angehören wollte, so hatte er sich, in Bezug auf das freundschaftliche und gastliche Verhältniß, in welchem er jetzt zum Prinzen stand, mit seinem Gewissen bald abgefunden.

Das kommt davon, dachte ich bei mir, wenn man sich mit den Wilden einläßt.

Du bist unrettbar verloren, arme Lola!

Ja, es war jetzt guter Rath theuer.

Darüber zwar war ich keinen Augenblick unentschlossen, in wessen Hände ich lieber gerathen wollte, in die des Prinzen oder des Radja. Der junge Radja war gewissermaßen civilisirter als der Prinz, aber dennoch schien er mir einen weit roheren Charakter und ein schlechteres Gemüth zu besitzen. Der Prinz von Kaboul war ritterlich und edel. An Flucht war jetzt nicht mehr zu denken, und es handelte sich eben nur darum, in wessen Hände ich fallen sollte. Es schien mir jetzt ein großes Glück, wenn ich nur dem Attentat des Radja ent-

gehen konnte. Aber das war sehr schwierig. Er hatte mich ja schon, er brauchte nur die Arme nach mir auszustrecken.

Wahrscheinlich währte ihm die Zeit etwas zu lange, er verlies seinen Platz und schritt dem Hause zu, wir konnten jetzt wenigstens ein Paar Worte mit einander wechseln.

Es ist möglich, sagte meine Freundin, daß der Andere der Wächter vom Pavillon ist, sollten wir uns nicht leise durch das Gebüsch winden und unbemerkt durch den Garten kommen können?

Und wenn nun auch? fragte ich.

Nun, dann können wir fliehen.

Ach, meine arme Freundin, das würde uns zu nichts mehr helfen. Sehen Sie nicht ein, daß unser Plan vollkommen mißglückt ist?

Mißglückt? rief die Unglückliche mit allen Zeichen des Entsetzens, und jetzt erst fiel mir ein, daß sie noch weit schlimmer als ich daran war. Ich konnte noch möglicher Weise an dem Prinzen einen Retter finden, aber sie war der Wuth des Radja ganz und gar preisgegeben.

Wenn wir jetzt auch glücklich aus dem Garten entkommen, so wird man uns doch augenblicklich vermissen und nachsetzen und wieder einfangen.

Man wird uns augenblicklich vermissen?

Ach, Sie haben nicht begriffen, um was es sich jetzt eigentlich handelt. Man sucht mich, meine Liebe, und zwar bei Ihnen. Der junge Radja sucht mich, um mich dem Prinzen wegzukapern. Dann soll es wahrscheinlich heißen, ich sei entflohen. Der Prinz und der Radja werden mir nachsetzen, und der Letztere lacht sich heimlich ins Fäustchen, wenn der Prinz mit langer Nase wieder umkehren muß, während er mich in seinem Verstecke gefangen hält.

Ach, ich Unglückliche! Ich Unglückliche! rief die Arme.

Beruhigen Sie ſich, ſagte ich, der Himmel wird uns nicht verlaſſen. Hören Sie! Das Einzige, was wir thun können, um unſere Lage wenigſtens nicht zu verſchlimmern, beſteht darin, wenn wir uns jetzt ſelbſt verrathen.

Dann ſind wir verloren!

Nein, wir ſind nicht verloren, wenigſtens hoffe ich noch die Mittel und Wege zu finden, ſpäter an meine und an Ihre Rettung zu denken.

Ich werde jetzt meinen Verſteck verlaſſen. Laſſen Sie mich nur machen; ſollte aber der Radja auf dies, was ich ihm vorſchlage, nicht eingehen, dann eilen Sie fort und benachrichtigen Sie den Prinzen von Kaboul von meiner Lage. Ich will Ihnen unter allen Umſtänden ſchon die Gelegenheit dazu verſchaffen, unbemerkt ins Haus ſchlüpfen zu können.

Nachdem ich alſo geſprochen hatte, wollte ich ohne Weiteres aus meinem Verſtecke hervortreten, aber in dieſem Moment kam der Indianer zurück und berichtete dem Radja, daß ich nicht aufzufinden ſei. Ich ließ ihn ſeinen Bericht nicht vollenden, trat hervor und an den erſtaunten Radja heran.

Ich hätte vielleicht dieſen Augenblick ſeine Verlegenheit benutzen und fliehen können, um den Prinzen von Kaboul zu meiner Hülfe wach zu rufen, aber der Ausgang ſchien mir doch zu ungewiß, um dies zu riskiren. Ich ſagte alſo ganz unbefangen:

Ich habe Dich geſucht, und freue mich, Dich endlich gefunden zu haben.

Du haſt mich geſucht? fragte der Radja.

Schicke Deinen Sklaven fort, dann werde ich Dir ſagen warum.

Auf einen Wink des Radja entfernte ſich der Indianer.

Uebermorgen wird der Prinz von Kabool abreisen, sagte ich nun zu ihm, aber ich will ihm nicht folgen.

Wie? Du wolltest nicht?

Nein, ich bin fest entschlossen zurück zu bleiben.

Der Radja konnte seine Freude über diesen meinen Entschluß kaum verbergen.

Aber der Prinz wird Dich nicht lassen, sagte er.

Das befürchte ich eben auch, und deshalb habe ich Dich aufgesucht. Ich suche bei Dir Hülfe.

Bei mir? — Wie soll ich das machen, ich kann Dich nicht offen gegen meinen Freund in Schutz nehmen.

Es ist auch nicht nöthig, daß es offen geschehe. Verbirg mich in Deinem Palaste, und sage ihm, daß ich entflohen sei.

Richtig, richtig, rief der Radja mit funkelnden Augen, das ist fein ersonnen!

Nach diesem Ausrufe, der mir, wenn ich auch von seinem Vorhaben nichts gewußt hätte, sein Interesse verrathen haben würde, welches er an Durchführung meines Planes nahm, wurde er, seine Unvorsichtigkeit gewahr werdend, etwas ruhiger und schlauer.

Aber, sage mir, fuhr er fort, warum willst Du dem Prinzen, der gegen Dich doch so liebenswürdig ist, nicht folgen?

Er mag liebenswürdig sein, aber mir gefällt er nicht.

Du magst unsere Farbe nicht; ist's nicht so?

Das ist nicht der Grund, Deine Farbe gefällt mir ganz gut.

Also doch? Aber ich gefalle Dir eben so wenig, wie der Prinz?

Nein, Du gefällst mir besser. Du läßt mit Dir reden, Du wirst mir beistehn gegen den Prinzen. Oder behältst Du mich nicht gern in Deinem Palaste?

Ich ſollte Dich nicht gern behalten? So lange Du willſt, ſo lange es Dir bei mir gefällt. Gehe morgen, oder nach einem Jahre, oder gar nicht. Ich würde glücklich ſein, Dich als die ſchönſte Blume meines Harems behalten zu dürfen, aber ich würde unglücklich ſein, Dich länger bei mir zu ſehen, als Du hier glücklich ſein kannſt.

Nun, darüber werden wir noch reden, laſſe uns jetzt unſern Plan genauer beſprechen. Wirſt Du bis morgen Alles für meine Aufnahme vorbereiten?

Ja, gewiß. Gleich, wenn Du willſt.

Nein, bis morgen hat es Zeit. Ich werde mit dem Prinzen noch erſt ſprechen, damit ihm meine Flucht nicht allzu unerwartet erſcheint. Aber noch eine Bitte habe ich an Dich.

Rede, rede!

Die Frau Deines Vaters, meine Landsmännin, war mir behülflich Dich aufzuſuchen, ſie iſt in jenem Roſenbuſche verſteckt, kann ſie mir an dem Orte, welchen Du ſo freundlich biſt mir als Zufluchtsſtätte anzuweiſen, Geſellſchaft leiſten?

Deine Wünſche ſind mir Befehl, ſagte der Radja, kaum noch ſeine Freude zu bewältigen im Stande.

Ich war nicht weniger erfreut, wenigſtens ſo weit mit ihm gekommen zu ſein. Wie ich vorausgeſagt hatte, ich und meine arme Freundin waren nun gerade wieder an den Punkt angelangt, auf welchen wir vor unſerer verſuchten Flucht ſtanden. Und doch war dieſer mißglückte Verſuch ein Glück wenigſtens für mich. Ich ſagte dem Radja gute Nacht, holte meine Freundin aus ihrem Verſteck, und jetzt erſt konnten wir uns berathen, was unter dieſen mißlichen Umſtänden zu thun war. Dem Prinzen dennoch zu folgen und meine unglückliche Freundin ihrem unabwendbaren Geſchicke zu überlaſſen, das ſchien mir das einzig Denkbare zu ſein. Aber die Nachſtel-

lung des jungen Radja ließ mich meinen Einfall, den Prinzen zu begleiten, nur noch mehr bereuen. Ich erkannte, daß die Indianer, selbst wenn sie civilisirt sind, den wilden Bestien gleichen, mit denen in Europa die verwegenen Thierbändiger ihr Spiel treiben, bis sie doch endlich von ihren Bestien zerrissen werden. Was blieb mir unter diesen Umständen anderes übrig, als dem Prinzen es kurz und gut zu sagen, daß ich ihm nicht zu folgen entschlossen sei.

Mit diesem Entschlusse schlief ich endlich ein.

Wie oft doch zerbrechen wir uns den Kopf über unsere Lage und sinnen auf Mittel, sie umzugestalten, während es in unserem Schicksalsbuche schon geschrieben steht, daß sie ohne unsere Veranlassung geändert werden soll. Wie oft verzweifeln wir an Rettung, während sie ein gütiger Gott uns schon zugesendet hat, während sie so zu sagen unterwegs ist. — Wie oft halten wir uns für klug genug in schwierigen Lagen unserer Herr zu bleiben, während wir wohl hundert neun und neunzig Mal ohne Gottes Beistand und jene wunderbare Fügung, die man so oft mit Unrecht Zufall nennt, darin stecken bleiben würden? — So ging es mir auch diesmal. Ich sann vergebens auf einen Ausweg und über Nacht kam die Hülfe.

Als ich nämlich am andern Tage sehr spät erwachte, da fand ich zwar einen ziemlich neuen, aber doch zuverlässigen Bekannten vor — den guten englischen Professor. Er hatte nämlich bald gemerkt, daß ich auf eine Weise unsern Wirth Tsching-Lai verlassen haben mußte, die mir nicht die angenehmste sein konnte, kurz, er rieth, daß ich wider meinen Willen entführt sein mußte. Dazu kam, daß er den Zettel im Walde und noch einige andern fand, welche ich aus Vorsicht bei meiner Reise hier und dort auf den Weg geworfen hatte, um für alle

Fälle gesichert zu sein. So hatte es denn der brave Professor unternommen, mit seinem Bedienten und seinen beiden Indianern mich aufzusuchen und meine Spur zu verfolgen, was ihm so vortrefflich geglückt war. Ich erzählte ihm nun mein Abenteuer mit dem Radja und theilte ihm den Entschluß mit, augenblicklich umzukehren und zu meiner Mutter zu reisen. Er fand es allerdings auch für das Einfachste, dies dem Prinzen entschieden zu erklären, und versprach mir natürlich, auch ein Wort mit dazwischen zu reden. Zum Lohne verlangte er, daß ich ihm später meine Lebensgeschichte mittheilen sollte, was ich ihm gern versprach. Daß ich nicht vergaß, ihm das Schicksal seiner unglücklichen Landsmännin mitzutheilen, versteht sich von selbst, und da er den jungen Radja sehr gut kannte, schien es ihm leicht, ihre Erlösung aus dem Harem zu bewerkstelligen.

So gingen wir denn an's Werk. Ich traf den Prinzen allein im Garten, den schönen Rosenduft, mit welchem dieser wahrhaft paradiesische Aufenthalt angefüllt war, gleichsam wie zum Morgentrunke einschlürfend. Auf meine Mittheilung war er sehr niedergeschlagen, und er schien zuerst wirklich nicht Lust zu haben mich reisen zu lassen. Ich sagte ihm aber, daß ich noch immer Herrin meines Willens sei, und daß es von seiner Seite ein großes Unrecht sein würde, mich in irgend einem Entschlusse zu behindern. Der Professor kam dann später auch noch dazu, und hatte eine geheime Unterredung mit dem Prinzen, von der ich also nichts hörte. Wahrscheinlich hat ihm der gute Professor die Hölle heiß gemacht, und den Prinzen im Namen Englands mit einem zweiten Kriege und also einer zweiten Niederlage — natürlich ohne eine Schlacht — gedroht, wenn er mich gewaltsam entführen wollte. Ich hatte indessen diesmal gar keine Veranlassung über Englands mo-

ralisches Ansehen in Indien böse zu sein, denn diesem hatte es auch meine unglückliche Freundin zu danken, daß sie die Heimath wieder sehen konnte. Der junge Radja entließ sie reich beschenkt, und eben so empfing ich von dem Prinzen von Kaboul zum Abschiede einen köstlichen Juwel. Einen Kuß, den er sich dafür ausbat, konnte ich ihm ohnehin nicht gut versagen, da er sich so ritterlich gegen mich benommen hatte. Der junge Radja wollte ein gleiches Abschiedsgeschenk haben; ich sagte ihm aber nun geradezu, daß ich alle Vorliebe für seine Farbe verloren hätte. Das nahm er mir sehr übel, und auch der Herr Professor zürnte mir deshalb und suchte meiner verletzenden Antwort durch eine joviale Wendung die Spitze abzubrechen. So nahmen wir denn endlich allerseits ausgesöhnt Abschied.

Sie haben den Wilden gewiß ein Paar Provinzen von andern Wilden versprochen, sagte ich zum Professor, als wir allein auf der Rückreise waren.

Necken Sie mich nur, versetzte er, wir Männer würden allerdings mit Küssen sehr wenig ausrichten. Nun aber bitte ich mir Ihr Geschichtchen aus.

Ich erfüllte seinen Wunsch, und so verging uns die Zeit, bis wir die Station erreichten, von welcher aus unser Weg uns auseinander führte. Mit dem herzlichsten Dank nahm ich von dem Professor Abschied, welcher mir zuletzt noch sagte:

Sie hätten gar nicht so übel gethan, dem Prinzen zu folgen, denn ich sehe, daß Sie in der That selbst eine Wilde sind, und ich gebe Ihnen den wohlgemeinten Rath mit auf den Weg, die zahmen Männer fernerhin eben so zu fürchten, wie Sie diese Wilden fürchten.

Am besten ist es wohl, sagte ich, wenn man die Einen so wenig wie die Andern fürchtet.

Mein hübſches Weibchen, verſetzte der Profeſſor, dazu müßten Sie aber mehr als Weib ſein.

Und was denn?

Ein Mann!

Mit dieſen ſtolzen Worten verließ mich der Sonderling und ich ſetzte einſam meine Reiſe fort.

Ach, wie ſchwer ward mir das Herz, als ich nun wieder an das Haus meiner Mutter dachte.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Die irrende Jüdin.

Ankunft in Calcutta. — Schlechter Empfang bei meiner Mutter. — Abreise nach London. — Zusammentreffen mit dem jungen Capitain L...x, Adjutanten des Gouverneurs von Madras, Lord Elphistone.

Während meiner Abenteuer im Serail und im Kloster verließ mein Mann, wüthend über meine Entfernung, eiligst Bareilly, um mich zu verfolgen. Er glaubte, daß ich mich nach Simla gewandt hätte, während ich einen ganz entgegengesetzten Weg eingeschlagen hatte.

Nachdem ich den Professor verlassen hatte, verfolgte ich meine Reise zu Wasser über den Ganges bis nach Calcutta. Die Unterredung mit der Frau des Radja, die salbungsvollen Worte dieser enttäuschten und reuigen Frau, hatten auf mich einen heilsamen Eindruck gemacht.

Ich wollte ebenfalls in mich gehen, mich zu den Füßen meiner Mutter werfen, sie mit Thränen um Verzeihung bitten.

Aber meine Mutter war nicht die Frau, zu verzeihen.

Ehe ich mich entschließen konnte, meine zitternde Hand an die Thüre ihrer Wohnung zu legen, ging ich mehrere Male

vorüber, ohne den Muth zu haben, heranzutreten. Endlich that ich mir Gewalt an, als aber unter meinen Händen jene tamtamartigen Töne wiederhallten, durchrieselte ein kalter Schauer meinen ganzen Körper, ich sah nichts mehr, ich athmete kaum und zitterte am ganzen Leibe.

Als mich meine Mutter sah, erbleichte sie.

Wie? Du bist es? — Was ist geschehen?

Statt aller Antwort, fing ich heftig an zu weinen.

Und wo ist Dein Mann?

Ich habe ihn verlassen.

Du hast Deinen Mann verlassen!! rief meine Mutter im höchsten Zorne.

Schon längst ist mir das Leben bei ihm unerträglich geworden.

Und was willst Du jetzt?

Ich will bei Dir bleiben.

Bei mir? — Ich soll in einer Stadt, wo der Leumund zu Hause ist, eine Tochter, die sich hat entführen lassen und eine Frau, die von ihrem Manne fortgelaufen ist, unter meinen Augen leben lassen? — Du gehst augenblicklich zu Deinem Manne zurück.

Zurückkehren! rief ich mit entschlossener Stimme, die den Zorn meiner Mutter noch übertraf, niemals!

Du kehrst entweder zurück oder reis't augenblicklich nach England.

Thränen, Bitten, Schmeicheleien, Flehen, Alles blieb auf den entschiedenen Charakter meiner Mutter ohne Wirkung.

Sie verließ heftig den Saal, rief ihre Palankinträger und ließ sich sofort nach der Stadt tragen.

Ihre Abwesenheit dauerte ungefähr zwei Stunden. Ich

verbrachte sie unter Thränen. In derselben Lage, in welcher mich meine Mutter verlassen hatte, fand sie mich wieder.

Ich komme, sagte sie zu mir, um mich mit den Vorbereitungen zu Deiner Abreise nach England zu beschäftigen. Ich war bei dem Capitän des „Tiner", welcher bald unter Seegel geht. Es ist schon Alles geregelt. — Uebermorgen wirst Du reisen und in einem fremden Lande die Schande verbergen, mit welcher Du Deine Familie bedeckst, Du hast Dich niemals als mein Kind gezeigt, ich betrachte Dich auch heute nicht als solches.

Ich mußte mich also darin finden und an meine Abreise denken. Der Capitän des „Tiner" Master Ingram kam mit seiner Frau zu uns und empfing von meiner Mutter das Reisegeld für mich. Sie boten Alles auf, um ihre Verzeihung für mich zu erlangen, aber es war umsonst. — Ich verließ das mütterliche Haus in der größten Aufregung, der Capitän und seine Frau folgten mir, und einige Augenblicke später hatte ich abermals mein Adoptiv-Vaterland verlassen, und diesmal für lange Zeit, ach — vielleicht für immer.

Mein Herz pochte heftig in dem Augenblicke, als der Anker gelichtet wurde.

In diesem so reißend schnellen Uebergange, wo das Signal der Abfahrt uns so plötzlich von all den Dingen und Personen fortreißt, welche wir lieben, ergreift uns eine unaussprechliche Wehmuth, wir vermögen unserer Bewegung nicht Herr zu bleiben, die Thränen brechen hervor, wir fühlen in unserm Herzen eine trostlose Leere und alle Energie verschwindet.

Das waren die Empfindungen, welche sich auch meiner bemächtigt hatten, als einer der Passagiere zu mir herantrat. Es war ein englischer Herr, mit einnehmenden gefälligen Manieren und einem kalten und blassen Gesichte, auf welchem sich

jetzt das Interesse ausdrückte, welches ihm meine Lage einzuflößen schien.

Ich saß in einer Ecke der Kajüte, das Gesicht in meinen Händen, kaum im Stande die Thränen zu trocknen, welche meinen Augen unaufhörlich entströmten.

Der junge Mann näherte sich mir.

Was fehlt Ihnen, Madame, fragte er mich auf eine sehr bescheidene Weise.

Ich antwortete ihm in abgebrochenen Sätzen.

Nichts, mein Herr, was Sie interessiren könnte. Mein Kummer ist durch Familienverhältnisse hervorgerufen und Niemand kann ihn beseitigen.

Wenn man Sie auch nicht trösten kann, Madame, vielleicht ist es möglich Sie zu zerstreuen.

Lassen Sie es gut sein, mein Herr, mein Kummer erlaubt weder Zerstreuung noch Tröstung.

Die Mistreß Ingram, welche es übernommen hatte während der Reise über mich zu wachen, beunruhigte sich schon, als sie den jungen Passagier mit mir sprechen sah. Als sie sich mir näherte, zog er sich zurück.

Wer ist dieser junge Gentlemann, fragte ich sie, mit seinen so melancholischen und sanften Gesichtszügen?

Es ist der Capitän L...x, versetzte sie, der Adjutant des Gouverneurs von Madras, Lord Elphistone.

Der junge Offizier trat oft an uns heran und nöthigte so gewissermaßen die Mistreß Ingram ihn mir vorzustellen.

Nachdem diese Formalität einmal erfüllt war, war der junge Offizier kein Fremder mehr für mich, die Reise bekam für mich ein mehr lachendes Ansehen, die traurigen Gedanken verschwanden.

Der Capitän L...x war einundzwanzig Jahre alt. Un-

geachtet der Sorgfalt, mit welcher mich die Miſtreß Ingram wie ein junges Mädchen bewachte, ſo verbrachten wir doch alle Tage miteinander.

Wenn der junge Mann mit mir ſprach, war er ſtets verlegen, welches bei allen Männern der Fall iſt, ſo lange ſie noch nicht verdorben ſind und wahrhafte Empfindungen ausſprechen.

Ich habe Sie ſchon früher geſehen, Madame, ſagte er, es iſt noch nicht allzulange her.

Und wo ſollte das geweſen ſein?

In Calcutta, beim General-Gouverneur.

Wie, mein Herr, Sie haben ſich mit mir beſchäftigt, ohne daß ich es bemerkte? rief ich verwundert. Es geſchieht doch nicht ſehr oft, daß eine Frau die Aufmerkſamkeit nicht gewahrt, welche man ihr ſchenkt.

Sie waren ſo ſehr in Anſpruch genommen und von ſo vielen Herren umringt. Ich hatte daher wohl keine Ausſicht, daß meine Aufmerkſamkeit bei Ihnen eine gute Aufnahme finden würde.

Sie ſind noch ſehr jung, mein Herr, darum muß ich Ihnen ſagen, die Frau gleicht der Ameiſe, wenn es ſich um Artigkeiten handelt: ſie legt diejenigen für ſpätern Gebrauch zurück, welche ſie im Augenblicke nicht anwenden kann.

Das hätte ich wiſſen ſollen!

Die Artigkeiten zurückhaltender und rückſichtsvoller Männer, mein Herr, gleichen den Anweiſungen auf Ordre. Die Frauen bezahlen ſie nicht gleich mit ihren Neigungen, aber die Gläubiger werden am Ende doch ſtets zu ihrem Gelde kommen.

Fünfzigstes Kapitel.

St. Helena.

Die Grabstätte des Kaisers. — Betrachtungen. — Einschiffung nach England.

Ohne es zu wollen beleidigte ich den Capitän L...x, indem ich die Artigkeiten der Männer mit einer Anweisung auf Ordre verglich.

Wie, Madame, sagte er, einen solchen Vergleich wählen Sie für Herzensangelegenheiten?

Nicht alle, wenn Sie mich recht verstanden, nur allein die Liebe.

Wie ist es möglich in Ihrem Alter eine Neigung herabzuwürdigen, welche der Reiz der Jugend ist, den Ernst des reifern Alters erheitert und das Alter durch die Erinnerung belebt? — Bei Ihrer Schönheit — — —

Das hat man mir schon bis zum Ueberdruß gesagt.

Bei Ihrem Geiste — — —

Auch das ist mir nicht neu.

Bei Ihrer seltenen Vollendung — — —

Physisch und moralisch? — Vollenden Sie Ihre Rede. Daß ich bei allen diesen vortrefflichen Eigenschaften nicht an

Liebe glauben sollte, halten Sie für unmöglich. — Ist es nicht so?

Ganz recht, darüber eben verwundere ich mich. Aber Sie wollten mich sicher mit Ihrem Scepticismus nur versuchen. Es war nicht Ihr Ernst.

Nun, Scherz wahrlich nicht.

Das thut mir leid.

Und wenn ich Sie nun dennoch liebe?

O, das ist Ihr Scherz, Madame, lieben mit solchen Ideen! Aber Sie sind nicht aufrichtig, ich glaube, trotz Ihren so eben ausgesprochenen Ansichten, in Ihren Augen das Glück zu lesen, welches Sie in seiner ganzen Fülle gewähren würden, wenn Sie der edelsten, reinsten und erhabensten Leidenschaft den Zutritt zu Ihrem Herzen gestatteten.

Die Liebe ist blind und Sie gleichen ihr. Sie fassen meine Gefühle nicht, welche ich besser verstehe, als Sie die Ihren. Sie glauben mich zu lieben, und ich bin davon überzeugt, daß Sie es glauben.

Ich glaube es nicht, ich bin dessen gewiß. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, mich von Ihnen wieder trennen zu müssen.

Man ist seiner Liebe niemals gewiß, wenn Sie mich aber wirklich lieben, nun wohlan, ich habe es Ihnen schon gesagt, obwohl Sie es nicht hören wollten, so lieben Sie mich immerzu, ich werde es anerkennen. Aber sprechen Sie von Ihrer Liebe nicht in so exaltirten Worten, lieben Sie mich ohne Leidenschaft und ohne Eifersucht.

O, wie sprechen Sie, Madame! Ich hoffe, Sie nicht beleidigt zu haben. Oder sollten Sie schon zu dieser Leere der Empfindungen gekommen sein, daß Sie die Liebe nur mit kaltem Herzen zu beurtheilen vermögen?

Sie ſcheinen durchaus gegen mich wüthen zu wollen. Verſtehen Sie mich doch und begreifen Sie es recht, daß ich von der Thorheit, welche immer jung und immer alt iſt, und die man Liebe nennt, entweder nicht zu viel oder gar nichts will. Das iſt mir gleich. Wenn Sie mir gefallen wollen, ſo ſchenken Sie mir Ihre Freundſchaft. Ich werde ſie zu ſchätzen wiſſen und es ſoll Ihnen nicht ſchwer werden, das verſpreche ich Ihnen, die meine zu erlangen. Die Liebe ermüdet mich und ich habe das Bedürfniß nach Ruhe. Sie bringt uns zu Thränen, welche nur die Freundſchaft abtrocknen kann. Sie gewährt uns jederzeit das Glück, welches mittheilt, ohne ſich zu erſchöpfen. Sie iſt das Band, welches feſt und dauernd iſt, weil es uns den angenehmen Wechſel gewährt, bald mit uns ſelbſt, bald mit der befreundeten Seele zu leben. Das kann uns nicht die Liebe, das vermag uns nur allein die Freundſchaft zu gewähren.

Sie geben demnach doch zu, Madame, daß zwiſchen einem jungen Manne und einer reizenden Frau — — —

Noch einmal! — Sie lieben mich doch nur deshalb, weil Ihnen meine Schönheit gefällt? — Wäre ich häßlich, Sie würden mir den Rücken kehren. Sie finden es daher ganz einfach, mir das Ueberſchwengliche Ihrer Liebe anzubieten, welches, wie ich vorausſehe, nur Leiden und Stürme mit ſich führt, das Nothwendige aber, welches mich beglücken würde, verweigern Sie mir. Ich meine die Empfindung, welche mit einer ſanften Theilnahme für die leidende Frau beginnt, welche durch die Sorge um ſie, die man Sympathie nennt, ſich befeſtigt, und geſteigert durch die Achtung, die man ihr zollt, endlich dahin gelangt, ſich in eine innige und immerwährende Freundſchaft umzuwandeln.

Ach, gehen Sie mir, ſagte der junge Engländer, Ihre

Liebe ist nichts anderes als eine sinnreiche Umschreibung, sie drückt eins und dasselbe auf zwanzig verschiedene Arten aus.

Der junge Offizier war ganz trostlos. — Zwischen meiner Freundschaft und Nichts zu wählen, war ihm eine grausame Alternative.

Er versuchte es von Neuem und immer wieder, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen. Ich war indeß unbeugsam, und brachte ihn auch nach und nach, ohne seine Zuneigung zu verlieren, dahin, daß er mit mir, um sich mir erträglicher zu machen, nur im Sinne der Freundschaft sprach, und ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seine Freundespflichten vollständig erfüllte.

Es kostete aber demungeachtet mich nicht wenig Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß ich durchaus nichts Anderes als einen Freund suchte. Davon aber wollen die Männer nie etwas hören.

Endlich zeigte sich St. Helena unsern Blicken, der Capitän Ingram wollte daselbst Wasser einnehmen.

Mein Freund und ich wir machten uns dieses zu Nutze, um das Grabmal Napoleons zu sehen.

Wahrlich, der Kaiser erschien viel größer auf dem kahlen Felsen der weitentlegenen Insel, als in der prächtigen Gruft der Invalidenkapelle, woselbst er heute ruht.

Die Burggrafen der weißen Republik, welche unter der Quasi-Republik von 1830 ihre Popularität durch die unnützesten Ausgaben vergrößern wollten, hätten sich wohl die Mühe sparen können, diese unsterblichen Reste des großen Kaisers über den Ocean zu entführen.

Welch' eine übertriebene und verkehrte Schmeichelei für das Andenken eines Mannes, welches wahrlich dieses Gepränges nicht bedurfte, um durch alle Jahrhunderte als ein Stern zu leuchten.

Es war jedoch für Frankreich ein Glück, daß die Monarchie von 1830, indem sie den Leichnam Napoleons, um ihn besser erhalten zu können, nach Frankreich bringen ließ, dem Lande den Schutz eines großen Namens gleichsam als ein Princip der Autorität hinterlassen, welches im Augenblick einer gefährlichen Krisis Frankreich vom Abgrunde gerettet hat.

Nachdem wir St. Helena gesehen hatten, setzten wir unsere Reise nach England fort. Dieses gemeinschaftliche Leben, dieser immerwährende Austausch sympathetischer Gedanken be-

gründete endlich in der That zwischen dem jungen Engländer und mir ein reines und wohlthuendes Freundschaftsverhältniß.

Wir machten auf dem Schiffe die romantischsten Pläne für unseren Aufenthalt in London, welche uns sehr glücklich machten. — Die ganze Glückseligkeit des Menschen, welche selten etwas anderes als eine Illusion ist, besteht ja nur in solchen Träumen, welche niemals zur Wirklichkeit werden. Es ist eine Nothwendigkeit für das Herz, Luftschlösser zu bauen.

Vorzugsweise die Frau ist dazu ausersehen, niemals zur vollen Erfüllung ihrer Wünsche zu gelangen und unaufhörlich von Täuschungen heimgesucht zu werden.

Wir nehmen den Anlauf, wir eilen vorwärts, wir weichen zurück und schreiten wieder vor in unserm unbefriedigten Dasein, wir kämpfen immerfort, ohne jemals zum erwünschten Ziele gelangen zu können.

Wir armen, den Leidenschaften schutzlos überlassenen Wesen, verbringen unsere Tage haschend nach dem unbekannten Etwas, das wir um so emsiger suchen, je weniger wir es kennen.

Das waren die Betrachtungen einer jungen Frau, welche mit einer Entführung ihr eheliches Leben begann, um es mit einer Scheidung zu enden.

Sie hatte keine Familie mehr, keine Mutter, keinen Mann, keine Freundschaftsbande, sie war auf sich ganz allein angewiesen in dieser großen Welt.

Ohne alle Stütze, ohne Freundesbeistand, ohne Vermögen, allein in einem Alter von achtzehn Jahren, was sollte ich beginnen, was sollte aus mir werden? — Nur eine einzige Ausflucht schien mir das Schicksal aufzulassen.

Es war das abenteuerliche Leben einer Künstlerin.

Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Dritter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Zwei Betten.

Im Wirthshauſe. — Eine letzte Unterredung mit Miß Ingram. — Die Ueberraſchung. — Gefährlicher Glaube.

Es war ein heiterer Februartag, als wir London erreichten. Wir, nämlich der junge L...x und ich, bezogen eines der erſten Hotels im Weſtende der Stadt.

Welch eigenthümliche Gefühle ergriffen mich beim Gewühl in dieſer Rieſenſtadt, nachdem mich ſo lange die einſame heilige Stille des Oceans umgeben hatte. Mitten in dieſe großartige Welt verſetzt, wo der Reichthum in einem Glanze erſcheint, welchen er nirgends anders hat, und wo die Armuth, wie Bulwer in ſeinem Werke: **England and the English** (England und die Engländer) ſagt, nicht nur ein Unglück, ſondern ein Verbrechen iſt, wurde mir, der Einſamen, der Verlaſſenen, das Herz unendlich ſchwer, und ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten, als ich an das ungewiſſe Schickſal meiner Zukunft dachte. Mein guter Freund L...x ſuchte mich zu tröſten, und ich muß geſtehen, daß ſeine herzlichen, gut gemeinten Worte den Kummer allmälig verſcheuchten, der mich trübte, und an

der table d'hote hatte ich meine ganze jugendliche Heiterkeit und Sorglosigkeit wiedergewonnen.

Es saßen mit uns an der Tafel ein junger Franzose und ein englischer Gentleman, welche mein Freund L...x sehr gut kannte. Die Herren waren ungemein aufmerksam gegen mich und ich machte bald von Neuem die Erfahrung, daß es einer jungen Frau nie an Tröstern fehlt, und daß sie deren jederzeit so viele haben kann als sie will.

Gegen Abend hatte ich eine sehr schlimme Scene zu bestehen, die sich am andern Morgen in einer etwas andern Weise wiederholte.

Die Mistreß Ingram nämlich, welche sich in dasselbe Hotel mit mir einlogirt hatte, und das ihr von meiner Mutter übertragene Amt, mich zu beaufsichtigen, noch nicht ganz aufgeben wollte, kam zu mir und sagte:

Miß James, ich verlasse Sie morgen.

Morgen, meine gute Miß Ingram? —

Ja, wir besuchen einen nahen Verwandten einige Meilen von London.

Nun, ich wünsche Ihnen viel Vergnügen, Miß Ingram.

Ach, Miß James, das ist nicht genug.

Nicht genug? — —

Nicht genug von Ihnen zum Abschiede gesprochen, meine ich.

Und was soll ich Ihnen denn noch mehr sagen, meine liebe Miß Ingram?

Daß Sie die Güte haben wollen, sich zu bessern.

Mich zu bessern? Worin, meine Liebe, wenn ich bitten darf? —

Sie sind zu frei mit den Herren, meine gute Miß James.

Zu frei? — Soll ich mich etwa den Männern gefesselt überliefern? fragte ich lachend.

Das habe ich durchaus nicht ſagen wollen.

Aber Sie haben vielleicht ſagen wollen, daß eine Frau niemals mit einem Manne, mit dem ſie nicht vor dem Traualtar geſtanden und welcher nicht alſo das Recht erworben hat, ſie zu tyranniſiren und zu langweilen, ſprechen darf?

Auch das habe ich nicht ſagen wollen, Miß James.

Nun, dann erſuche ich Sie um eine nähere Erklärung, gute Miß Ingram.

Ich meinte, daß Sie die Herren zu — — vertraulich gegen ſich werden laſſen.

Und was kann ich dafür, gute Miß Ingram, wenn die Herren ſo viel Zutrauen zu mir haben, daß ſie mir ihre kleinen Herzensgeheimniſſe ſo bald anvertrauen und daß ſie mir allerlei Dinge ſagen, mit denen ſie mir ſchmeicheln wollen und über die ich dann ſtets herzlich lachen muß? Oder meinen Sie, daß eine junge Frau, welche das unglückliche Geſchick hat, von einem egoiſtiſchen Brummbär um ihr Leben betrogen zu ſein, nur die Verpflichtung hat, ihre Selbſtpeinigerin zu werden und gegen die Männerwelt ſich wie eine Trappiſtin zu verhalten?

Aber Sie haben hier ja Freunde und Verwandte genug, Miß James, bei denen Sie die freundſchaftlichſte Zuflucht finden werden; Ihre Frau Mutter hat mir Briefe an ſie mitgegeben, und ſie werden Sie mit offnen Armen empfangen.

Miß Ingram, ſagte ich, beruhigen Sie ſich, was mich anbetrifft, haben Sie Ihre Schuldigkeit vollkommen gethan; ich ſtehe nicht an, Ihnen das Zeugniß zu geben, daß Sie den Auftrag meiner Mutter vollſtändig treu und pünktlich erfüllt haben. Sie haben aber nun wohl die Erfahrung gemacht, daß ich, da meine Mutter mich einmal ſo grauſam zurückgeſtoßen

hat, mich vollkommen als meine eigne Herrin betrachte und daß ich thun oder lassen werde, war mir beliebt. —

Nachdem ich diese Worte sehr bestimmt ausgesprochen hatte, nahm die Miß Ingram auf eine sehr ceremonielle Weise Abschied von mir, und ich athmete freier auf, als sie ging.

Mein guter Freund L...x hatte einige sehr nothwendige Besuche zu machen, von denen er später als er selbst vermuthete zurückkam. Beim Abendessen war der junge Franzose wieder mein Nachbar, welcher sich alle mögliche Mühe gab, so liebenswürdig als nur ein Franzose sein kann zu erscheinen. Seine Unterhaltung war nicht ohne Interesse, aber ich war gar zu müde, um ihr mit meiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit folgen zu können, und empfahl mich ohne die Rückkehr meines Freundes abzuwarten.

Als ich in mein Schlafzimmer trat, war ich nicht wenig erstaunt zwei Betten darin zu finden. Man hatte meinen Freund L...x ohne Zweifel für meinen Mann gehalten, und ich wurde in der That sehr verlegen. Indeß es war einmal geschehen und ich wollte nicht erst eine Veränderung vornehmen lassen. Mein Freund wird schon ein anderes Zimmer finden, dachte ich, schloß meine Thüre zu, legte mich nieder und schlief fest ein.

Gegen Morgen erwachte ich. Ich konnte mich im ersten Augenblicke gar nicht orientiren, ich mußte mich erst besinnen, wo ich eigentlich war; aber ich wurde sehr schnell aus meinem wachen Traum emporgeschreckt, denn plötzlich ertönte in meiner unmittelbaren Nähe eine Stimme.

Meine theure Miß, wie haben Sie geschlafen?

Wer ist hier? rief ich erstaunt.

Ich bin es, Miß!

Meine Blicke trafen das zweite Bette, welches in meinem

Zimmer ſtand, und ich brauchte mich nicht mehr über die Stimme des Unſichtbaren zu verwundern: in dem andern Bette lag kein Anderer als mein guter — L...r.

Da ich über dieſe unverſchämte Nachbarſchaft ſehr aufgebracht war, ſo entſpann ſich zwiſchen uns ein heftiger Wortwechſel.

Das iſt abſcheulich, Sir, ſagte ich.

Meine liebe, theure Miß, es war nicht zu verhüten.

Nicht zu verhüten? — Dieſe Behauptung iſt eine noch größere Abſcheulichkeit. Wir ſind von heute an geſchieden.

Aber hören Sie mich nur an, meine liebe Miß — —

Ich will nichts hören, durchaus nichts, dieſes indiscrete Betragen iſt durchaus nicht das eines wahren und aufrichtigen Freundes, mein Herr.

Sie wollen mich alſo nicht hören, Miß? —

Stehen Sie auf, rief ich, verlaſſen Sie dieſes Zimmer augenblicklich und kommen nicht eher wieder hinein, bis ich Toilette gemacht. —

Ich hatte mir die Decke über's Geſicht gezogen, und das war wohl der Grund, daß der junge L...r meine letzten Worte nicht verſtand, denn ich hörte plötzlich an einem Bette etwas niederfallen, und als ich nach einer geraumen Weile aus meinem Bette herausguckte, lag L...r knieend vor demſelben.

Sie ſind noch nicht fort? rief ich entrüſtet.

Nein, ich gehe nicht eher, bis Sie mich gehört haben werden.

Dieſe Drohung bezwang mich.

Trotz meines Zornes konnte ich mich eines Lächelns nicht erwehren, als ich den närriſchen Menſchen in dem Gewande der Todten vor meinem Bette niederknieen ſah.

So reden Sie! rief ich.

Als ich geſtern in's Hotel zurückkam, ſchöne Freundin,

schloß mir der Kellner ohne Weiteres diese Zimmer auf. Er sagte mir, Frau Gemahlin schlafen schon. Es fiel mir dabei nicht ein, daß Sie sich in demselben Schlafzimmer befinden würden, und dachte nicht daran, daß von den Zimmern doppelte Schlüssel da seien.

So hätten Sie auf dem Sofa in dem andern Zimmer schlafen sollen; es entschuldigt Sie durchaus nicht, was Sie da sagen.

Theure Miß, versetzte er kläglich, ich konnte es mir nicht versagen, die Nacht mit Ihnen in einem Zimmer zu athmen.

Der alte Professor hatte wohl Recht mit dem, was er dir sagte, dachte ich: diese zahmen Männer sind unweit fürchterlicher als die wilden.

Nun, so gehen Sie endlich! rief ich.

Aber ich merkte, daß es immer gefährlich ist, wenn die Leute von einem jungen Manne und einer jungen Frau die Meinung hegen, daß sie ein Ehepärchen sind.

Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Ein Kapitel von der Ehe und den Frauen.

Major M...n. — Die Eheſcheidung. — Kleine Hände und Füße. — Ein merkwürdiger Vorſchlag.

Gegen Mittag empfing ich den Beſuch des Majors M...n, eines Bekannten des Major Craigie und Verwandten des Capitän James. Meine Mutter hatte der Miß Ingram nämlich an dieſen Herrn eine Empfehlung mitgegeben, welche dieſe dann abzugeben nicht verſäumt hatte.

Der Major war äußerſt freundlich gegen mich und bat mich, ſofort ſein Haus wie das meine zu betrachten.

Ich aber entgegnete ihm, daß ich in meinem jetzigen Verhältniſſe, da ich mit dem Capitän James vollſtändig gebrochen hätte, es für unpaſſend fände, mit ſeiner Familie, ſo viele Liebe ſie mir auch erweiſen wollte, Freundſchaft zu halten.

Der Herr Major ſah mich erſtaunt an und verließ mich, als mein Freund L...x zu mir eintrat.

Von dieſem Augenblicke an hatte ich mit meiner ganzen Familie eben ſo vollſtändig wie mit meinem Manne gebrochen, und nach kurzer Zeit war ich ſo glücklich von dem Capitän James auch geſetzlich geſchieden zu ſein.

Ich lebte mit dem jungen L... einige Wochen recht glücklich. Wir bezogen zusammen eine Wohnung, er war mein treuer Cicisbeo bei meinen Wanderungen durch die Stadt. Ich meinerseits war ihm nicht minder treu, was übrigens kein Lob sein soll. Denn, wie ich schon bei früherer Gelegenheit erwähnt habe, in England werden die Ehen noch respectirt und mithin — die Ehefrauen. Sie sind hier weniger der Versuchung ausgesetzt als in irgend einem andern Lande, und da ich allgemein für die Gattin des Capitän L... gehalten wurde, kam mir das sehr zu Statten. Man pflegt in England nur mit Mädchen oder Wittwen zu tändeln, jedes nur zudringliche Gespräch mit einer verheiratheten Dame belegt man mit dem Namen: criminal conversation. Durch diese gute Sitte haben die Frauen in England es auch in der That nicht nöthig, den Umgang mit der Männerwelt zu scheuen, sie können gegen diese ganz vertraulich sein und werden dabei nicht so viel riskiren wie die Französinnen oder Italienerinnen.

Ich kann es bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen hier ein Capitel von der Ehe abzuhandeln. Nach meiner Meinung giebt es keinen wichtigern, die Menschheit mehr interessirenden Gegenstand als dieses Institut, von dessen Sitten und Einrichtungen die Existenz der Staaten abhängen, und welches den größten Einfluß auf den Charakter der Völker ausübt.

Nirgend besitzen die Frauen, trotz aller ihrer Hingebung und der pünktlichen Vollziehung ihrer oft so prosaischen Pflichten, so viel reelle Macht als in England. Es ist dies allerdings eine gerechte Entschädigung für die fürchterliche Langeweile, welche die Engländer in der Regel, als Ehemänner, den armen Frauen verursachen. In Frankreich dagegen, so wird mit Recht behauptet, gründet sich die Macht der Frau einzig und allein auf die Leidenschaftlichkeit der Männer und

auf die größere und geringere Klugheit, mit welcher die Frauen diesen Umstand zu benutzen wissen. Der Einfluß, welchen die Weiber in Frankreich zur Zeit Ludwig des XIV. und Ludwig des XV. erlangten, wurde von ihnen im eigentlichen Sinne erobert, und ein Zusammentreffen von Umständen, wie sie die Kulturgeschichte keines andern Landes aufzuweisen hat, begünstigte dieses Streben. Daher kommt es, daß die Französinnen noch jetzt gegen die Männer die Eroberer spielen, aber es fehlt ihren Vasallen dieser Grundzug beharrlicher und ausdauernder Achtung, jene solide Festigkeit, wodurch das sittliche Verhältniß des englischen Volkes zum Fürsten, zum Adel und zu den Frauen dauerhaft begründet ist.

Und gerade deshalb sind die Ehen, wie ebenfalls ein gewisser P... O... mit so vielem Recht behauptet, in England fast durchgehends weniger unglücklich als in andern Ländern, weil man sie mehr als einen bürgerlichen Vertrag und nicht als die Krone alles irdischen Glückes betrachtet. Die Erwartungen von derselben sind gewöhnlich bescheidener und prosaischer, daher man sich auch nach denselben weniger getäuscht findet, und es sind diese Arten von Heirathen schon von Jonathan Swift (welcher freilich selbst erst auf Heirathsgedanken gekommen sein soll, als er verrückt zu werden anfing) nachdrücklich empfohlen, die sogenannten love-matches*) aber, als den geselligen und staatswirthschaftlichen Zwecken zuwider und als sehr gefährlich für die dabei betheiligten Individuen sowohl als für den Staat geschildert worden. Die meisten Engländer des Mittelstandes folgen daher auch dem Rathe dieses Lieblingsschriftstellers ihrer Nation, und haben bis jetzt,

*) Verheirathungen aus Liebe.

Ich lebte mit dem jungen L... einige Wochen recht glücklich. Wir bezogen zusammen eine Wohnung, er war mein treuer Cicisbeo bei meinen Wanderungen durch die Stadt. Ich meinerseits war ihm nicht minder treu, was übrigens kein Lob sein soll. Denn, wie ich schon bei früherer Gelegenheit erwähnt habe, in England werden die Ehen noch respectirt und mithin — die Ehefrauen. Sie sind hier weniger der Versuchung ausgesetzt als in irgend einem andern Lande, und da ich allgemein für die Gattin des Capitän L... gehalten wurde, kam mir das sehr zu Statten. Man pflegt in England nur mit Mädchen oder Wittwen zu tändeln, jedes nur zudringliche Gespräch mit einer verheiratheten Dame belegt man mit dem Namen: criminal conversation. Durch diese gute Sitte haben die Frauen in England es auch in der That nicht nöthig, den Umgang mit der Männerwelt zu scheuen, sie können gegen diese ganz vertraulich sein und werden dabei nicht so viel riskiren wie die Französinnen oder Italienerinnen.

Ich kann es bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen hier ein Capitel von der Ehe abzuhandeln. Nach meiner Meinung giebt es keinen wichtigern, die Menschheit mehr interessirenden Gegenstand als dieses Institut, von dessen Sitten und Einrichtungen die Existenz der Staaten abhängen, und welches den größten Einfluß auf den Charakter der Völker ausübt.

Nirgend besitzen die Frauen, trotz aller ihrer Hingebung und der pünktlichen Vollziehung ihrer oft so prosaischen Pflichten, so viel reelle Macht als in England. Es ist dies allerdings eine gerechte Entschädigung für die fürchterliche Langeweile, welche die Engländer in der Regel, als Ehemänner, den armen Frauen verursachen. In Frankreich dagegen, so wird mit Recht behauptet, gründet sich die Macht der Frau einzig und allein auf die Leidenschaftlichkeit der Männer und

auf die größere und geringere Klugheit, mit welcher die Frauen dieſen Umſtand zu benutzen wiſſen. Der Einfluß, welchen die Weiber in Frankreich zur Zeit Ludwig des XIV. und Ludwig des XV. erlangten, wurde von ihnen im eigentlichen Sinne erobert, und ein Zuſammentreffen von Umſtänden, wie ſie die Kulturgeſchichte keines andern Landes aufzuweiſen hat, begünſtigte dieſes Streben. Daher kommt es, daß die Franzöſinnen noch jetzt gegen die Männer die Eroberer ſpielen, aber es fehlt ihren Vaſallen dieſer Grundzug beharrlicher und ausdauernder Achtung, jene ſolide Feſtigkeit, wodurch das ſittliche Verhältniß des engliſchen Volkes zum Fürſten, zum Adel und zu den Frauen dauerhaft begründet iſt.

Und gerade deshalb ſind die Ehen, wie ebenfalls ein gewiſſer P... O... mit ſo vielem Recht behauptet, in England faſt durchgehends weniger unglücklich als in andern Ländern, weil man ſie mehr als einen bürgerlichen Vertrag und nicht als die Krone alles irdiſchen Glückes betrachtet. Die Erwartungen von derſelben ſind gewöhnlich beſcheidener und proſaiſcher, daher man ſich auch nach denſelben weniger getäuſcht findet, und es ſind dieſe Arten von Heirathen ſchon von Jonathan Swift (welcher freilich ſelbſt erſt auf Heirathsgedanken gekommen ſein ſoll, als er verrückt zu werden anfing) nachdrücklich empfohlen, die ſogenannten love-matches*) aber, als den geſelligen und ſtaatswirthſchaftlichen Zwecken zuwider und als ſehr gefährlich für die dabei betheiligten Individuen ſowohl als für den Staat geſchildert worden. Die meiſten Engländer des Mittelſtandes folgen daher auch dem Rathe dieſes Lieblingsſchriftſtellers ihrer Nation, und haben bis jetzt,

*) Verehelichungen aus Liebe.

wie es allgemein heißt, wenig Grund, dieſen Schritt zu bereuen.

Göthe, dieſer größte und genialſte Schriftſteller der Deutſchen, ſagt in ſeinen Wahlverwandſchaften:

Um ſeine Frau nach einer gewiſſen Anzahl von Jahren erträglich zu finden, ſolle man bei der Wahl derſelben hauptſächlich auf einen kleinen Fuß und eine kleine Hand Rückſicht nehmen. Dieſe Art von Schönheit hält er für die ſolideſte und dauerhafteſte, welche für den Verluſt der weiblichen Reize im ſpäten Alter noch am meiſten entſchädigen könnte. Dieſer große Dichter verfehlt nicht hierbei die Andeutung zu geben, daß das Vorhandenſein obgenannter Schönheiten auch mit ziemlicher Gewißheit noch auf andere mehr unſichtbare und verborgene Reize ſchließen laſſe. Denſelben Gedanken hat auch Byron. Entzückt von einem kleinen Fuße ruft er aus:

„bespeaking the secret symetry of that
which terminates so well.“*)

Dafür hat er aber auch kein Monument in der Weſtminſter-Abtei, denn eine ſolche Freiheit verzeiht kein engliſcher Biſchof.

Nirgends ſind aber auch die kleinen Hände und Füße bei den Damen häufiger als in England, und es geht ſo weit, daß ein engliſcher Schriftſteller die Behauptung aufſtellte, daß die große Hand oder der große Fuß eines adeligen Mädchens auf ihre Mutter immer ein ſehr zweideutiges Licht werfe, inſofern dieſe nicht bürgerlicher Abkunft und daher für die Ungeſchlachtheit ihrer Tochter nicht verantwortlich ſei.

Was übrigens die Ehe aus „Liebe“ betrifft, ſo ſind dieſe

*) Byron iſt hier ein wenig zotig, er nennt kleine Hände und Füße das ſchöne Ende eines reizenden Geheimniſſes weiblicher verhüllter Formen.

in der That in England viel seltner als in irgend einem andern Lande, und es ist merkwürdig genug, daß demungeachtet die eheliche Treue nirgends strenger als eben in England behauptet wird. Aber man muß auch wirklich eine Engländerin sein, um das sehr natürlich zu finden. Weder das italienische, noch das spanische, noch das französische Blut verträgt sich mit dieser Auffassung der ehelichen Verhältnisse. Wenn ein Engländer ein Mädchen liebt, so liebt er immer auch vorzugsweise ihr Geld mit, weil dem Engländer das Geld, das Vermögen, die Umstände des Menschen Alles sind, daher spielt das Vermögen nirgends eine so große Rolle wie in England. In diesem Lande allein ertheilt der Reichthum vollständig schon so zu sagen von selbst den Adel.

Aber können Sie Ihre Miß Betty nicht auch ohne ihr Vermögen lieben? fragte ich einen jungen Engländer, der ein reiches junges Mädchen zu heirathen im Begriffe stand und von ihrem großen Reichthume mit mir sprach.

O, ganz gewiß, Miß, versetzte er, aber ich muß mir doch mein Mädchen in ihren Umständen denken, und da vermehrt sich meine Zuneigung und Liebe nothwendig mit jedem tausend Pfund.

Pfui, wie können Sie so von Ihrer Geliebten sprechen?

Und warum nicht? Was wäre Miß Betty ohne ihr Vermögen? Gewiß ein ganz anderes Mädchen. Ihre Art zu handeln, zu denken, zu sprechen wäre gänzlich verschieden von der jetzigen; ich würde sie vielleicht nicht lieben, sie auch nie kennen gelernt haben. Ich muß mir doch meine Braut in ihrem Allen denken, und da fällt mir nothwendig auch ihr Vermögen ein.

Wie das englische Volk durch und durch ein praktisches ist, so kommen auch in Bezug auf die Ehe, und namentlich

die Proletarierehen und die Folgen der Uebervölkerung, oft sehr sonderbare Vorschläge zum Vorschein, obgleich in England nicht allein die Ehen der Armen großen Kinderreichthum aufzuweisen haben.

Am possierlichsten nimmt sich der Vorschlag eines Armen-Kommissär, welcher unter dem Titel:

„The possibility of limiting populousness“ *)

diesem Kindervermögen ein Ziel setzen wollte. Jedem Ehepaar sollte nur gestattet sein, höchstens — also auch dies nicht in der Regel — drei Kinder zu haben. Die Geburt des dritten Kindes sollte, wenn auch nicht mit Kriminalstrafen belegt, doch auf jede gesetzliche Weise, d. h. durch Gesetze, die zu diesem Zwecke erst gemacht werden sollten, so selten wie möglich werden.

Natürlich weiß der gute Armen-Kommissär uns für das Recht zur Tödtung der überflüssigen und ungesetzlichen Kinder eine sehr feine Definition zu geben, und fügt endlich eine Theorie der schmerzlosen Auflösung hinzu, d. h. er giebt die Art und Weise an, auf welcher das Leben solcher ungesetzlichen Kinder abzuschließen sei.

Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß dies Alles sehr ernst gemeint und von dem Kommissär als höchst praktisch empfohlen wird.

Das ruhige Blut und Temperament der Engländer macht übrigens, daß sie in der Ehe befriedigt werden und glücklich sind, wenn es auch nur halbwegs geht. Sie haben, außer zu ihren Weibern, von vorne herein noch andere Passionen, sie lieben die Jagd, die Reitpferde, die Gesellschaft ꝛc. ꝛc., und

*) Ueber die Möglichkeit, die Bevölkerung innerhalb gewisser Grenzen zu halten.

wenn ſie von Allen dem nur ein wenig haben, dann geben ſie ſich zufrieden. Eine Paſſion hilft ſo zu ſagen der andern mit durch. Was ſie bei ihren Frauen nicht mehr ſuchen oder nie finden, das gewähren ihnen die Pferde, was ſie bei dieſen nicht finden, die Jagdhunde, und was dieſe nicht bieten können, das ſuchen ſie in ihren Bibliotheken. Kurz, das Gleichgewicht ſtellt ſich bei ihnen leicht wieder her.

Es iſt leicht einzuſehen, daß England meinem Charakter nicht behagen konnte, und daß ich, trotz der vielen achtungswerthen Seiten dieſer Nation, die unglücklichſten Tage — mit Engländern verlebte. Auch war meines Bleibens nicht lange in London, aber ich mußte noch manches Abenteuer beſtehen, bis ich die Nebel Londons hinter mir hatte.

Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Ein ſchlechter Spaß.

Der Vicomte M...x. — Der Zopf. — Der Einfall in Crockford's Hölle. — Später Beſuch. — Der Entſchluß.

Wenngleich Byron ſagt: die Ehe ſei aus der Liebe gemacht, wie der Eſſig aus dem Wein, ſo habe ich doch im Verlauf meines bewegten Lebens gefunden, daß die Liebe auch ohne Ehe oft ihre ganze Süßigkeit verliert und mit der Zeit zu Eſſig werde.

Ich hatte es ja dem jungen Capitän L...x oft genug geſagt, daß ich nur ſeine Freundſchaft wolle und nichts Weiteres, ich glaubte ihn endlich davon überzeugt zu haben, daß die Freundſchaft noch einen Grad höher ſtehe als die Liebe, da ſie gewiſſermaßen vom Egoismus freier iſt als dieſe, aber dieſe Ueberzeugung war doch nicht innig genug. Er kam in den Fall die Freundſchaft eines Mannes zu einer Frau mit der platoniſchen Liebe zu verwechſeln, und leider ſchien es ihm bald unmöglich, ſelbſt bei dieſer platoniſchen Liebe ſtehen zu bleiben. Ich hatte in dieſem Augenblicke keinen Vater, keinen Gatten, keinen Verwandten, keinen Freund, es lag mir zwar daran, dieſe einzige Stütze, welche ſich mir mit ſo großer Beharrlich-

leit aufdrang, zu behalten, aber ich wollte auf meine eigene Faust mein Glück versuchen, d. h. ich wollte wirklich einmal meine eigne Herrin sein.

Ich konnte nur nicht sobald mit mir einig werden, wie dies geschehen sollte, aber der Zufall war mir wieder einmal günstig, indem er mich — in Verlegenheiten brachte.

Obgleich ich dem Capitän L...x erklärt hatte, daß er mich durchaus nicht als sein Eigenthum betrachten könne — und diese Erklärung ist den Männern gegenüber stets eine dringende Nothwendigkeit, wenn sie glauben, daß sie uns und wir ihnen nicht ganz gleichgültig sind — so konnte er sich doch nicht versagen, mich gleichsam de facto als in seinem Besitze zu betrachten, und zwar deshalb, weil ich mit ihm in einem Hause wohnte. Er hatte den Glauben, daß in der Liebe der Besitz noch größere Rechte, als das Eigenthum gewähre. Ich lehnte mich natürlich gegen diese irrige Ansicht meines Freundes auf, und konnte nicht umhin, mit allen Männern freundlich zu sein, welche mir gefielen. Ich sehe gar nicht ein, warum der Mann in der Gesellschaft sich mehr herausnehmen soll, als die Frau. Mein Herr Capitän sprach mit vielen andern Damen und unterließ es nicht, ihnen Artigkeiten zu sagen und sie hübsch zu finden, wenn sie hübsch waren, und ich fand dies Alles sehr natürlich. Es ist ein unverzeihlicher Dünkel, der aus einer von der Gesellschaft leider nur zu sehr begünstigten Selbstsucht entspringt, wenn der Mann verlangt, daß wir Frauen den Sinn für alle männliche Feinheit und Schönheit verlieren oder doch wenigstens nur im Geheimen Betrachtungen anstellen und uns, so zu sagen, äußerlich und wo möglich auch innerlich nur mit unsern Männern oder Geliebten beschäftigen sollen. Einer solchen Tyrannei werde ich mich nie

und nimmer unterwerfen. Noch einmal, das Weib ist die Sklavin in der menschlichen Gesellschaft — weil sie sich selbst zur Sklavin macht. Es konnten also kleine Zwistigkeiten zwischen mir und meinem Freunde nicht ausbleiben, die aus seiner Anmaßung entsprangen.

Ich wurde nämlich mit dem jungen Franzosen, dem Vicomte H...d, mit welchem mich mein Freund an der ersten table d'hote im Hotel bekannt gemacht hatte, später näher befreundet. Der junge Mann war geistreich und seine Unterhaltung gefiel mir. Die Unterhaltung meines Freundes L...x war erschrecklich langweilig gegen die seine, zumal L...x immer wieder in seinen alten Fehler verfiel von Liebe zu sprechen. Zwar schien ihm der junge Franzose auch hierin zuvorkommen zu wollen, indem er mit einem Gedichte debütirte, welches er dem Larochefoucault entlehnte und welches lautete:

Um ihr Herz zu gewinnen, um in ihren schönen Augen Gefallen zu finden,
Hätte ich mit dem Könige gekämpft, ich hätte mit den Göttern gekriegt.

Als ich ihm aber erklärte, daß er sich um meine Wenigkeit mit keinem Menschen, also auch nicht mit einem Könige zu schlagen brauche, abgesehen davon, daß Könige sich nicht mit Unterthanen zu schlagen pflegen, und daß die Götter auf einen solchen Duellanten mit Mitleid herabblicken würden, belachte ihn gerade diese sehr gewöhnliche, ich möchte fast sagen zu gewöhnliche Phrase zur Besinnung, indem sie ihn belehrte, daß, wenn sich auch eine dichterische Neigung in den Olymp versteige und Kronen usurpire, dieses im alltägliche Leben doch durchaus nicht Brauch sei, und auf diese Weise heilte ich ihn vorläufig von allen seinen Extravaganzen.

Aber ich weiß nicht, was mit dem Verstande des zum

Menschen innerhalb einiger Wochen vorgegangen war, denn er fiel in seine alte Neigung ohne alle äußere Veranlassung zurück und wollte mich abermals mit dem Ausbruche dichterischer Begeisterung beglücken. Es würde auch diesmal ohne weitere Nachtheile für uns abgelaufen sein, wenn er nicht auf die unglückliche Idee gekommen wäre, mir auf einem in der That sehr originellen Wege sein Gedicht zukommen zu lassen. Wir hatten uns allerdings in der letzten Zeit seltner gesehen, weil die Eifersucht meines Freundes L...x es nur selten gestattete. Mag es nun sein, daß dieses Hinderniß den jungen Franzosen reizte; an einem Abende kam mein Freund L...x nach Hause, und ich konnte es nicht unterlassen beim Anblick seiner Rückenseite heftig aufzulachen.

Warum lachen Sie, Miß? fragte L...x, sehr erstaunt über diesen meinen Empfang.

Ach, was haben Sie denn? rief ich noch immer lachend.

Was soll ich denn haben, Madame, was Ihre Lachmuskeln so sehr reizt?

Nun — hinten — —

Hinten?

Ja, ja — so sehen Sie doch einmal in den Spiegel, man hat Ihnen einen Zopf angehängt.

Der junge L...x trat an den Spiegel und gewahrte nun einen langen Streifen Papier, der unter seinem Kragen befestigt war. Er nahm ihn zornig hinweg, betrachtete ihn und las ihn.

Also beschrieben? rief ich hinzutretend.

Ja, Miß, versetzte L...x und warf mir einen entsetzlichen Blick zu.

Jetzt war die Reihe an mich, zu fragen, was er hatte.

Aber mein junger Freund steckte den Zettel ruhig in die Tasche und verließ mich mit seinem gewöhnlichen Abschiedsgruße.

So ruhig mein Freund nun auch gegangen war, empfand ich über diesen Vorfall dennoch die lebhafteste Besorgniß. Von seiner äußerlich so schnell wiedergewonnenen Fassung mußte ich das Aergste befürchten. Ich habe gehört, daß Schiller in Bezug auf David Hume gesagt hat: Der Engländer bleibt in der Hölle noch sich gleich. Und so ist es in der That.

Trotz der Ruhe und dem Gleichmuth, mit welchem L...x mich verlassen hatte, tobte die Hölle in ihm, die schrecklichste Eifersucht quälte ihn. Was mochte jener fatale Streifen Papier enthalten? Wer hatte sich den schlechten Spaß mit einem so ehrenwerthen englischen Capitän erlaubt? Es mußte in der That ein sehr verwegener Mensch gewesen sein. Während mich die Ungewißheit plagte, wurde angepocht und der junge Vicomte trat zu mir ein.

Wie? rief ich, zu dieser Zeit?

O, sagte er, Sie werden mich nicht fortgehen heißen, Sie werden mir gestatten Ihnen diese Nacht Gesellschaft zu leisten!

Vicomte, sind Sie toll?

Nein, schöne Miß, nichts weniger als das — aber es ist vielleicht die letzte Nacht, daß ich athme, daß ich lebe. Ich habe noch einige Briefe an meine Eltern zu schreiben und andere Angelegenheiten zu besorgen, und Sie werden mir gestatten in ihrer unmittelbaren Nähe dieses mein Testament zu machen.

Gehen Sie, Sie machen da einen schlechten Spaß, wenn der Capitän nach Hause kommt, der schlägt sich mit Ihnen.

Schlägt sich mit mir? rief der Vicomte lachend, das ist es ja eben, schöne Miß, was geschehen soll.

Sie wollen sich mit dem Capitän schlagen?

Wenn's Ihnen beliebt, ja, Madame.

Welch thörichte Antwort. Warum ſollte es mir belieben? Zu welchem Zweck? — Es beliebt mir durchaus nicht, und ich hoffe, es unterbleibt.

Es thut mir leid, daß es dennoch geſchehen muß — theuerſte Miß.

Sehen Sie mich einmal ordentlich an, haben Sie nicht etwa einen Rauſch?

Ach, gehabt, gehabt vielleicht, Miß! Iſt möglich.

Und was iſt zwiſchen Ihnen und dem Capitän denn vorgefallen. Waren Sie an dieſem Abend mit ihm zuſammen?

Zweimal.

Zweimal?

Hören Sie mich nur an, ich werde Ihnen den Hergang dieſer mißlichen Geſchichte erzählen. Die Sache kam ſo. Ich traf dieſen Abend mit L...x im Crockford-Club *) zuſam-

*) Der große Crockford-Club in St. James Street oder auch die „Spielhölle“ genannt, iſt eine großartige Spielanſtalt und das geſchmackvollſte Etabliſſement dieſer Art. Man ſchätzt die Koſten des Crockford-Club wöchentlich auf tauſend Pfund Sterling und die Summe der dort gewonnenen und verlorenen Gelder im Durchſchnitt auf wöchentlich hunderttauſend Pfund, doch iſt während der Parlamentsſitzung, zu welcher Zeit der Club am beſuchteſten iſt, ſchon eine Million Pfund in der Woche verloren worden. Nur die reichſten Pairs und die Reichſten überhaupt ſind Mitglieder dieſes Clubs oder werden daſelbſt eingeführt, aber nur ſo lange ſie überhaupt noch ihr Vermögen beſitzen. Haben ſie dieſes ganz oder zum großen Theil verloren, ſo werden ſie augenblicklich ſo zu ſagen aus der Thüre gedrückt. Auf dieſes Hinausdrücken verarmter Mitglieder verſtehen ſich die Bedienten meiſterhaft. Crockford ſelbſt, welcher früher mit mehreren Lords aſſocirt war, hat jetzt ſein eigenes Haus und ein Vermögen von über eine halbe Million Pfund Sterling.

men, als ich eben 1000 Pfund Sterling verloren, und mich dafür bei Monsieur Ude*) regalirt hatte. Ich war also, wie Sie sich denken können, sehr vergnügt und guter Dinge, und die Anwesenheit Ihres Capitäns machte, daß ich unwillkürlich an Sie dachte, und als ich einmal an Sie dachte, da — natürlich fiel mir auch alles Uebrige ein: Ihre schönen Augen, Ihre schönen Hände, Ihre hübschen Füßchen. Ach, woran soll man zuerst denken, wenn man an Sie denkt! — Löst sich nicht Alles in tausend Reize auf, die einem die Sinne verwirren? —

Vicomte! Vicomte! drohte ich, wenn Sie so fortfahren, so lösen Sie mich eher in alles Uebrige auf als in tausend Reize. Sie erzürnen mich auf's Höchste. Sie wissen, dergleichen Schmeicheleien halte ich für albern von dem, der sie glaubt und gerne hört und von dem, der sie sagt, sei es im Ernste oder im Spaß. Ich bitte, kommen Sie zur Sache.

Ich bin ja schon längst bei der Hauptsache, meine schöne Miß, denn das sind Sie ja eben. Ich sagte: Sie mit allen — nun, wenn Sie das denn nicht hören wollen — also Sie fielen mir lebhaftig ein und ich konnte den günstigen Augenblick, da Sie mich inspirirten, nicht vorübergehen lassen, schrieb an Sie ein Gedicht und als es fertig war — ja da fiel mir eben

---

Er schießt jedem englischen Edelmanne, wenn er auch nichts besitzt, sondern nur der Erbe eines großen Vermögens ist, bereitwillig auf einen Bon die höchsten Summen vor, was für den ehrenwerthen Charakter der englischen Edelleute um so mehr spricht, da dergleichen Spielschulden ganz ungültig sind, oft das ganze Vermögen derselben ausmachen und dennoch stets auf Heller und Pfennig bezahlt werden.

*) Ude, der Generalissimus en chef der Küche bei Crockford. Er bezog ein Gehalt von tausend Guineen jährlich. Von ihm soll Talleyrand gesagt haben, daß er die französische Küche erst in England kennen gelernt habe.

ein, daß die ganze Sache nutzlos war, indem ich nicht wußte, auf welche Weise das Gedicht in Ihre Hände kommen sollte. Aber man müßte Ude's Küche nicht erprobt haben, um nicht in jeder Verlegenheit geistreiche Ausflucht zu finden. Ich begleitete also Ihren Capitän bis zu diesem Hause und steckte ihm beim Abschied mein Gedicht hinten an und dieser Einfall hat mich auch ganz vortrefflich zum Ziele geführt. Sie haben das Gedicht erhalten, schöne Miß?

Nein, ich habe es nicht erhalten.

Sie haben es nicht gelesen?

Ich habe den Capitän auf seinen Zapf aufmerksam gemacht, er hat ihn abgenommen, gelesen und sich entfernt.

Um mich aufzusuchen und sich morgen in aller Frühe mit mir zu schießen —

Wußte er denn, daß Sie es geschrieben hatten?

Nun allerdings, mein Name stand ja darunter.

Und wie hieß das Gedicht?

Wie es hieß? Ja, wenn ich's nur noch weiß. Ich glaube, ungefähr so:

O, schöne Miß, wie lieb Du bist,
Und reizend bist, Du weißt es nicht!
Wenn Deine ros'ge Lippe küßt,
Was dann Dein himmlisch Auge spricht,
Das weiß ich wohl! Ach, daß ich's säh'
Mehr in der Näh', ganz in der Näh'!

Ein albernes Gedicht, Vicomte, und darunter hatten Sie sogar Ihren Namen geschrieben?

Versteht sich.

Wie kann aber ein Mann von Geist einen so schlechten Einfall haben und sich einen so unbelikaten Spaß erlauben?

Lady, für die Hölle *) ist der Einfall ganz gut.

Wo werden Sie sich schlagen?

Im Hydepark.

Wann?

Um 8 Uhr früh.

Es ist gut, Vicomte, ich weiß nun genug, und jetzt ist wohl das Beste, was Sie thun können, wenn Sie dieses Haus verlassen, ehe der Capitän zurückkehrt.

Der Capitän kommt diese Nacht nicht.

Er kommt nicht?

Nein, er wird nicht eher zu Ihnen zurückkehren, bis ich auf dem Platze geblieben bin.

Wer hat Ihnen das gesagt?

Ich weiß es und versichere es Ihnen.

Da es einmal so war, so mußte ich mich darin finden, und ich hatte nun Muße, über einen Plan nachzudenken. Da es mir unter allen Umständen schwer geworden wäre, den tollen Vicomte los zu werden, so schloß ich mit ihm eine Convention ab, welche folgendermaßen lautete:

Der Vicomte sollte seine Angelegenheiten ordnen und sich dann ruhig auf's Sofa, natürlich im vollständigen Anzuge, niederlegen. Ich meinerseits übernahm die Verpflichtung, ihn dann um sechs Uhr wecken zu lassen.

Nach dieser Uebereinkunft ging ich in mein Schlafzimmer und legte mich ebenfalls in meinen Kleidern nieder, nachdem ich den Riegel vorgeschoben hatte.

Es war ja möglich, daß Capitän L...x nach Hause kommen konnte, ich mußte auf dieses Ereigniß gefaßt sein.

---

*) Die Spielhäuser heißen in England hells, Höllen, und Crockford's Lokal ausnahmsweise „the pandemonium".

Der junge Franzoſe erregte übrigens mein ganzes Mitleid. Der Capitän L...x war ein ausgezeichneter Schütze und viel ruhiger als der Vicomte. Es war das Schlimmſte für ihn zu fürchten.

Wenn eine Frau für einen Mann erſt zu fürchten beginnt, iſt ſie nicht mehr in der Lage, ruhig ſchlafen zu können, wenn ſie die Gefahr für ihn ſo nahe weiß.

Das Duell mußte um jeden Preis verhindert werden.

Aber wie?

Selbſt um den Preis eines Freundſchaftsbruches mit dem Capitän?

Ich ſchwankte nicht lange, ſelbſt um dieſen Preis.

Ich gab Befehl, nicht den Vicomte — ſondern mich um ſechs Uhr zu wecken.

Einmal entſchloſſen, die Folgen des ſonderbaren Einfalls des jungen Franzoſen auf mich zu nehmen, ſchlief ich endlich, unbeſorgt um den nächſten Morgen, ruhig ein.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Das Duell.

Störung im Schlafe. — Männliche und weibliche Schwächen. — Worte und Küsse. — Auf dem Kampfplatze.

Es mochte wohl Mitternacht sein, als ich durch ein leises Pochen an meiner Thüre aufgeweckt wurde. Ich erschrak, denn ich glaubte nicht anders, als daß mein Freund L...x heimgekehrt sei, jedoch auf meine Frage, wer da sei, antwortete der Vicomte:

Ich bin es, Madame!

Was wollen Sie? rief ich.

Ach — wie Unrecht thun Sie mir mit dieser Frage, wie kränken Sie mich. Was ich will? — Ich habe allen meinen Lieben Lebewohl gesagt, und sollte mich schlafen legen, ohne von ihnen den letzten Händedruck zu erhalten?

Aber wir haben ja schon von einander Abschied genommen, ehe ich Sie verließ?

Das ist zwar wahr, aber es war nicht mein letztes Abschiedswort — und das gebührt Ihnen. O, bitte, öffnen Sie doch.

Vicomte, rief ich, das ist gegen unsere Convention.

Das iſt es nicht, ich dringe mich Ihnen ja nicht auf, ich bitte Sie nur.

Weil Sie eine verſchloſſene Thüre finden.

Und wenn Sie auch auf wäre.

Laſſen Sie mich ſchlafen und ſchlafen Sie ebenfalls.

Sie wollen mir alſo durchaus das letzte Abſchiedswort verweigern?

Durchaus.

Ach, wenn ich morgen bleiben werde, dann bekommen Sie ſicher Gewiſſensbiſſe.

Wenn Sie bleiben werden, werde ich mich durchaus nicht grämen, ich wäre dann eines läſtigen Mahners und Drängers ledig.

Gut, ich werde bleiben, auf jeden Fall, mit oder ohne ihren Capitän, denn was ſoll ich noch mit meinem Leben beginnen, wenn ich's nicht Ihnen weihen kann?

Weihen Sie es doch in Gottes Namen vor wie nach der Hölle.

Nein, nein, ſeitdem ich mein Teſtament gemacht habe, habe ich den feſten Entſchluß gefaßt, mich für meine noch übrige Lebenszeit zu beſſern und mich allen ſieben Himmeln und ihren Engeln zu weihen. O, Sie ſind einer von dieſen Engeln. Stoßen Sie mich nicht zurück.

Sparen Sie Ihre Worte, ich ſchlafe.

Ich weiß, daß Sie nicht ſchlafen, daß Sie nicht ſchlafen werden, wenn Sie mir den Abſchied verweigern. Sie begehen ein großes Unrecht.

Nun, denn — leben Sie wohl.

Ja, das genügt mir nicht.

Was wollen Sie denn noch?

Küſſen! — —

Das ist eine Frechheit! rief ich.

Das hätte meine Schwester niemals gesagt, und meine Schwester werden Sie mir doch sein wollen?

Um den lästigen Menschen los zu werden, öffnete ich die Thüre. Er war nicht wenig erstaunt, als er mich im vollständigen Anzuge sah. Er fühlte sich gekränkt, was mich wenig afficirte. Man kann den Männern gegenüber nicht vorsichtig genug sein. Es ist die physische Uebermacht nicht allein, die wir zu fürchten haben, es ist ihre Arrogenz, ihr unverschämter Eigendünkel, die falsche und herabwürdigende Meinung, welche die Männer von den weiblichen Schwächen haben.

Ich glaube, gegen die männlichen Schwächen sind die weiblichen für Nichts zu rechnen.

Wenn wir Frauen uns die Mühe geben wollten, über diese männlichen Schwächen ein Buch zu schreiben, wir würden weniger als bei uns selbst in Verlegenheit kommen, die Capitel auszufüllen.

Die Männer wissen das auch recht gut, und sie sind so schlau, so viel stets von unseren Schwächen zu reden, um die Meinung nicht aufkommen zu lassen, daß sie auch deren im hohen Grade besitzen.

D. h. eigentlich, sie bedienen sich gegen unser Geschlecht des Einschüchterungssystems, und sie haben genau genommen vollkommen Ursache dazu.

Wären die Frauen die Herren, d. h. die Herrschenden und politisch und social Bevorzugten, statt der Männer, hätten sie mithin das Recht, oder könnten sie, ohne Anstoß zu erregen, von den männlichen Schwächen reden, welche Dinge würden da zum Vorschein kommen?

Die größten Staatsactionen, die wichtigsten diplomatischen

Ränke, die größten Intriguen legen die Männer, eben weil sie schwach sind, in die Hände der Frauen.

Ein Diplomat, mag er heißen, wie er wolle, Talleyrand oder Metternich, Russe oder Engländer, ist, wenn ihm die Frauen nicht hülfreiche Hand leihen und die vielfachen Schwächen ihrer Gegner nicht für sie nutzbar zu machen wüßten — ein Schiff ohne Steuer, ein Wrack, eine Spinne, die nicht spinnen kann, ein Diplomat ohne Diplomatie.

Die Frauen müssen die Thorheiten und Albernheiten stets wieder ausgleichen, welche die klugen Männer, das starke Geschlecht, so oft machen.

So ist es im Hause und am Hofe, in der Hütte und im Palaste — die Männer sind stark — aber die schwachen Frauen regieren die Welt.

Und davon merken die Männer nicht einmal etwas.

Doch zu unserm Vicomte zurück.

Ich willigte darin, ihm Worte zu geben und er verlangte Küsse. Ich willigte auch endlich hierin, denn ein Mann, welcher für eine Frau, der er ein Liebesgedicht auf dem Rücken ihres wahrhaften Freundes zugesandt hat, sein Leben in die Schanze schlägt, verdient immer ein paar Küsse zum Abschiede, und ich glaube, es war keine Schwäche, daß ich in dieser Beziehung nicht hartherzig war. Ich gab ihm also Küsse — und er verlangte abermals mehr.

War dieser Mann nicht schwach?

Und war seine ganze jetzige, so gefährliche Situation nicht aus einer Schwäche hervorgegangen?

Ich glaube, wir Frauen würden weniger schwach sein, wenn wir die Handlungen der Männer weniger mit dem Gefühle und mehr mit dem kritischen Auge betrachteten.

Was uns dann so oft als Kraft, Muth und Stärke er-

ſcheint, für dieſe würden wir den rechten Namen finden, das würden wir im rechten Lichte erkennen und die Folge würde ſein: — —

Daß wir weniger großmüthig ſind — was in den Augen der Männer ſchwach bedeutet — daß wir uns weniger zur Dankbarkeit und ſomit zur Unterordnung unter dieſe vermeintliche Kraft verpflichtet halten, daß wir mit Einem Worte — die Starken werden.

Mein junger Vicomte mußte auch erkennen, daß Küſſe nicht immer mehr — als Küſſe bedeuten.

Er war darüber untröſtlich, indeß ſiegte doch ſeine junge Natur über ſeine Phantaſie, und kurze Zeit, nachdem ich ihn wieder verlaſſen hatte, bemerkte ich mit Befriedigung, daß er eingeſchlafen war.

Es war plötzlich ſehr ſtille in ſeinem Zimmer.

Wie leicht, dachte ich, könnte dieſer Schläfer, der noch eben ſo muthwillig war, ſchon in wenigen Stunden für Ewigkeiten ſchlafen.

Und, wie oft, dachte ich weiter, wird ein Leben für eine Laune hingeworfen, welches mit ſo vieler Anſtrengung und Sorgfalt erhalten wird.

Endlich ſchlief auch ich wieder ein.

Zur beſtimmten Zeit wurde ich wieder aufgeweckt. Mein Herr Vicomte ſchlief noch feſt.

Ich traf alle Anſtalten zu einer Spazierfahrt, nahm ein Frühſtück ein, ſteckte ein Paar Piſtolen zu mir, und verließ meine Wohnung, nachdem ich das Zimmer, in welchem der Vicomte ſchlief, verſchloſſen hatte.

Ich gab Befehl, wenn er früher als um ſieben Uhr erwachen ſollte, ihm das Zimmer doch nicht eher zu öffnen, ihn aber jedenfalls um ſieben Uhr zu wecken; bis er dann den

Kampfplatz erreichen konnte, mußte die Sache dort längſt abgemacht ſein.

Ich war indeß zur beſtimmten Zeit dort.

Der Capitän L...x war ſchon da, und war auf's Höchſte überraſcht, als er mich kommen ſah.

Ich trat an ihn heran und ſagte:

Freund, ich will nicht, daß Sie ſich meinetwegen ſchlagen ſollen.

Und wer wird mich daran hindern, Madame?

Ich.

Wird der Vicomte nicht kommen?

Das weiß ich nicht und kümmert mich nicht, aber ich leide nicht, daß Sie ſich ſchlagen.

Ich werde thun, wie es mir gefällt, Madame.

Der Vicomte hat es mir geſagt, daß er Sie im Rauſche beleidigt hat — er war alſo nicht zurechnungsfähig.

Sie wiſſen das Alles ſchon, Madame? ſagte der Capitän nur mit kaltem Spott.

Das ſehen Sie, er war heute Morgen da, um Ihnen die Hand zur Verſöhnung zu bieten.

Der Feigling!

Ich glaube, daß dieſes ein ſehr unrichtiger Ausdruck für eine ſolche Handlung iſt, der junge Mann glaubte ſeine Schuldigkeit zu thun.

Dann mag er kommen.

Er wird nicht kommen, denn ich habe ihn eingeſchloſſen, um das Duell zu verhindern. Wenn Sie ſich aber durchaus ſchlagen wollen — ich habe Piſtolen. Sie ſcheinen von mir zu glauben, daß ich Sie ebenfalls beleidigt habe — und der Ton, in dem Sie jetzt mit mir ſprechen, giebt mir die Meinung, daß Sie auch mich beleidigen wollen. Schießen Sie.

Der Capitän unterdrückte ſeinen Aerger, grüßte kalt und ſtieg in ſeinen Wagen.

Ich hatte ihn vom Kampfplatz fortgeſcheucht, damit war mein Zweck erfüllt, ich fuhr alſo ebenfalls nach Hauſe.

Der junge Vicomte hatte wirklich die Zeit verſchlafen und meine Wohnung erſt nach ſieben verlaſſen.

So weit war allen traurigen Folgen vorgebeugt, aber ich fürchtete dennoch für die Zukunft.

Wann wohl mein guter Freund, der Capitän, nach Hauſe kommen wird? dachte ich.

Ich habe damals die Engländer noch nicht recht gekannt.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Erfahrungen in Manneskleidern.

London. — Die Thatkraft eines gut gefüllten Magens. — Londoner Clubs. — Wetten und Spiele. — Merkwürdige Frauen. —

Acht Tage lang hörte ich nichts weder von dem Capitän L...x noch von dem Vicomte. Ich würde mich unter andern Umständen dabei beruhigt haben, aber da ich fürchten mußte, daß das Duell dennoch stattgefunden hatte, so ängstigte mich die Ungewißheit, in der ich mich befand. Ich beschloß also endlich mich nach den Herren umzusehen und da es mich überhaupt gelüstete, die ungeheure Weltstadt einmal etwas genauer kennen zu lernen, so fand ich es für gerathen, eine Metamorphose vorzunehmen, und mir einmal die Insignien eines Geschlechtes anzumaßen, das so glücklich ist, das starke genannt und als solches geachtet zu werden.

Laß doch sehen, dachte ich, ob man mehr als der männlichen Kleidung bedarf, um stark zu scheinen.

Ich warf mich also in ein Habit meines verschwundenen Freundes L...x, welches mir zwar nicht genau, doch ziemlich gut paßte. Einigen zu auffallenden Unregelmäßigkeiten war bald mit der Nadel abgeholfen, und so warf ich mich auf gut

Glück mit dem anbrechenden Abend in den Strudel der Hauptstadt.

Ich glaube, es wäre nicht übel, und weder für die weibliche noch die männliche Moral gefährlich, wenn jedes Weib einmal in ihrem Leben, wenn auch nur für ganz kurze Zeit sich in männlicher Kleidung in die Gesellschaft mischte, und hier Studien machte und lehrreiche Mysterien aufdeckte, zu dem ihm sonst der Zutritt versagt ist. — Es würden dann allerdings viele Illusionen gestört, aber die Frauen gerade hierdurch vor vielen bittern Enttäuschungen bewahrt werden.

So trat ich also in männlicher Kleidung meine Wanderung an, und nie, muß ich gestehn, hätte ich so tief in alle Verhältnisse Londons geschaut, wäre ich nicht auf diesen Einfall gekommen.

Sie gewährt einen merkwürdigen Anblick, diese Riesenstadt zu jeder Zeit, am Tage und des Nachts, wenn sie arbeitet oder ruht. Aber man kann nicht sagen, daß die Stadt zu irgend einer Zeit vollkommen ruht, vielleicht den Sonntag ausgenommen, welcher in England bekanntlich sehr strenge gefeiert wird. — Sonst aber ist die Stadt immer lebendig, sie arbeitet am Tage sehr fleißig und des Abends wird tapfer gegessen, gespielt und gesungen. Außer der Arbeit spielt das Essen in London und in England überhaupt eine große Rolle. Es giebt nicht noch ein Volk, welches wie der Engländer zu essen versteht, und einen großen Theil der genialen Eigenthümlichkeit dieser Nation schreibe ich unbedenklich seiner Kunstfertigkeit im Essen zu. Es ist ein englisches Sprichwort:

The English can do nothing without a dinner,*

und man behauptet nicht zu viel, wenn man dies auf alle ihre

*) Die Engländer können ohne ein Mittagsessen nichts abmachen.

Verhältniſſe anwendet. Es hat gewiß ſeine Richtigkeit, wenn irgendwo ein geiſtreicher Schriftſteller behauptet: Noch hat kein berühmter Feldherr es gewagt, ein engliſches Heer ungefüttert in den Kampf zu führen, und auf ihren Schiffen gilt die Regel, ſowie man den Feind erſpäht, gleichviel, ob es fünf Uhr Morgens oder fünf Uhr Abends iſt, zum Mittageſſen pfeifen zu laſſen. Es iſt bekannt, daß ſelbſt Voltaire ſich verſucht fühlte, die vielen Siege der Engländer über die Franzoſen der beſſern Nahrung der Erſtern zuzuſchreiben, dafür koſtet aber auch die Unterhaltung eines engliſchen Heeres von fünfzig tauſend Mann ſo viel als die eines franzöſiſchen von zweimalhundert tauſend Mann.

Wenn man das geſellſchaftliche Leben der Engländer, d. h. der Männer gern kennen lernen will, dann muß man ihre zahlreichen Clubs beſuchen, welche eigentlich nichts als Caffeehäuſer ſind, in welchen man aber zumeiſt nur geſchloſſene Geſellſchaften findet. Man ißt, trinkt und ſpielt in dieſen Clubs wohlfeiler und beſſer als anderswo, und hierdurch empfehlen ſich dieſelben am meiſten. Man ſagt, daß als man einſt dem Herzog von Wellington im Junior United Service-Club 15 Pence für ein Beefſteak abgefordert hatte, dieſer ſo in Zorn gerieth, daß er ſich ſogleich an ein Mitglied des Comite's wandte und mit ihm ſo lange diſputirte, bis die drei Pence über einen Schilling von der Rechnung geſtrichen wurden. Man war weit entfernt, über dieſe Genauigkeit des edlen Herzogs die Naſe zu rümpfen, und ſagte, daß er damit nur den jungen Offizieren ein Beiſpiel der Sparſamkeit geben wollte. —

Die Engländer ſind an die Clubs, die in zahlloſer Menge und in allen Abſtufungen, d. h. für alle Stände beſtehen, ſo gewöhnt, daß ſie ohne ſolche gar nicht leben können. Nicht allein die Junggeſellen, ſondern auch zum großen Theil die

Ehemänner verbringen hier ihre Abende, ja ihre Tage. Man frühstückt in den Clubs, lieſt dort die Zeitungen, ſchreibt ſeine Briefe, ißt zu Mittag, beſpricht die Politik, ſpielt und badet dort und verläßt die Clubs nur ſpät des Abends oder des Morgens, um ſchlafen zu gehen.

Natürlich ſind die Frauen nicht immer ſehr zufrieden mit dieſer Clubpaſſion ihrer Ehemänner, die ſie ihnen bei Tage und des Nachts entzieht, aber auch davon giebt es Beiſpiele, ſo zu ſagen hiſtoriſche Beiſpiele, daß Frauen ihre Männer gebeten haben, einen oder den andern Club zu beſuchen. Miſtreß Mouton, dieſelbe berühmte ſchöne Dame, welche unrechtmäßiger Weiſe, des Ehebruchs mit Viscount Melbourne angeklagt wurde, pflegte ihrem eiferſüchtigen Gemahl, wenn er ſich erhitzt hatte, jedesmal zu ſagen: Lieber Mann, gehe doch auf ein Paar Stunden in den Reform-Club und nimm ein warmes Bad, ich bin davon überzeugt, daß Dich dies abkühlen und in einen beſſern Humor verſetzen wird. — Auch Lady Bulwer ſoll den Verfaſſer des Pelham und Eugen Aaram oft auf den Knien gebeten haben, lieber ſeine Zeit im Anthenaeum-Club zuzubringen, als beſtändig zu Hauſe zu bleiben — und der Erzieherin ſeiner Kinder den Hof zu machen. Man ſieht alſo, daß die Clubs für die Frauen nicht halb ſo gefährlich ſind, als es den Anſchein hat, und daß die Männer oft mehr ſündigen und ſich gegen Frauen vergehen, wenn ſie zu Hauſe, alſo häuslich ſind, als wenn ſie ausflattern. —

Das Spiel und Wetten iſt bekanntlich eine der Hauptleidenſchaften der Engländer und was das Erſtere anbetrifft, ſcheuen ſich hohe Perſonen nicht an die Spitze von Geſellſchaften zu ſtellen, deren Hauptaufgabe es iſt, andern reichen und angeſehenen Leuten das Vermögen nicht auf die alleredelſte Weiſe abzunehmen. Deshalb ſind auch nirgends wie in England

die Selbſtmorde, die durch das Spiel herbeigeführt werden, ſo häufig, — und die Regierung iſt weit entfernt, dieſem Unfug zu ſteuern. Der Grund hiervon liegt eben darin, daß ſo viele hochgeſtellte Perſonen dieſe Art, ſich auf Koſten Anderer zu bereichern, begünſtigen. So war der Herzog von Y...k der Protektor aller vornehmen Spielhäuſer, und man ſagte von ihm, daß er auch hauptſächlich ein großer Freund der Griechen geweſen ſein ſoll.

Die Griechen bilden nämlich in England einen eigenen Stand, und man verſteht darunter nichts anderes als einen gewandten Spieler, welcher ſtets kaltes Blut behält, alſo weder vom Gewinn noch vom Verluſt irgendwie tangirt wird. Daneben beſitzt der Grieche ein erſtaunliches geſellſchaftliches Talent, vermittelſt deſſen er mit der größten Abſichtsloſigkeit reiche, aber unerfahrene Edelleute und andere Gentlemens zum Spiele zu reizen verſteht, theils um ſich ſelbſt mit ihnen zu unterhalten, d. h. ihnen auf eine ſehr angenehme Weiſe die Taſchen zu leeren, theils ſie Andern in die Hände zu ſpielen und mit ihnen dann den Gewinn zu theilen. Dieſe angenehme Art, reichen Leuten ihr Geld abzunehmen, nennt man Rupfen oder the process of picking, und eine große Anzahl von edlen Pairs beſitzen hierin eine außerordentliche Fertigkeit. Der obenerwähnte Herzog von Y...k ſoll lange Zeit an der Spitze einer ſolchen Rupfkompagnie geſtanden haben. Ein anderer ſehr edler Herr und Marquis, der in der feinen Welt einen bedeutenden Namen hat, ſoll auf eine gleiche Weiſe an zwei Millionen Pfund Sterling gewonnen haben. Oft aber ſind dieſe Herren gegen ihre unglücklichen Opfer wahrhaft großmüthig. Sie nehmen ihnen, beſonders wenn ſie ihnen durch irgend einen Freund empfohlen werden, ſelten mehr als die Hälfte ihres Vermögens ab und entlaſſen ſie dann mit dem

ſehr gutgemeinten Rath, nicht mehr zu ſpielen, da ſie im Spiele einmal unglücklich, da ſie zu hitzig dabei ſeien, und daß ſie es nicht verſuchen ſollten, das Verlorene wieder zu gewinnen, da ſie ſicher dabei um alle ihr Vermögen kommen würden, und verliert der junge Mann dennoch bei fernerem Spiel ſein Vermögen und nimmt ſich das Leben, ſo ſagen ſie: es geſchieht dem jungen Taugenichts ſchon Recht, warum hat er unſern väterlichen Rath ſo gänzlich unbeachtet gelaſſen.

Bei dieſem Edelmuth iſt es denn kein Wunder, daß ſich einige ausgezeichnete Griechen, wie z. B. der alte General Scott, Vater der Herzogin von Portland, und der Viscounteß Channing, ein unermeßliches Vermögen erworben haben, obgleich die meiſten Griechen in Dürftigkeit verſterben. Dafür aber gewinnen die Bedienten und ſonſtigen Freunde dieſer Herren unermeßliche Summen und bereichern ſich mit dem ſchlecht erworbenen und eben ſo ſchlecht vergeudeten Vermögen derſelben.

Einen tiefen Blick in das engliſche Spielleben geſtatten die Anſpielungen und Witze, an welchen der Satyriſt, ein Witzblatt, welches es ſich vor mehreren Jahren zur Aufgabe gemacht, die Spieler zu verfolgen und anzugreifen, ſo reich iſt. So erſchienen einſt:

„Crockford's*) twelve golden rules to his son on entering the world.“

d. h. Crockford's zwölf goldene Lebensregeln für ſeinen Sohn, als dieſer die große Welt betrat. Dieſe lauteten:

1) Wenn man Dich zum Würfeln**) auffordert, ſo ſage

---

*) Siehe die Anmerkung auf Seite 21.

**) Das Würfelſpiel iſt das beliebteſte in England. Der bequeme Engländer liebt nicht das Nachdenken beim Spiele und will die raſche Entſcheidung.

immer, daß Du das Spiel nicht verſtehſt. Es kann Dir nichts beſſer zu Statten kommen, als Dich unwiſſend zu ſtellen, wenn Du mit Deiner Hand in eines Andern Taſche greifen willſt.

2) Nie gehe zum zweiten Male in eine Geſellſchaft, die Dir nichts einbringt, wenn Du nicht Gefahr laufen willſt, für einen Narren gehalten zu werden.

3) Willſt Du Dir das Anſehen eines klugen Menſchen geben, ſo ſtelle Dich wie ein Eſel, und wenn Du ausſehen willſt wie ein Narr, ſo nehme die Miene eines geſcheidten Menſchen an. Die raffinirteſten Spitzbuben ſehen immer wie die größten Schaafsköpfe aus.

4) Wenn Jemand Geld in ſeiner Hand hält, ſo laß Dich in Gottes Namen von ihm ſchlagen, hat er nichts im Beutel, laß ihn mit ſich ſelber Streit anfangen. Die Ausplünderung eines armen Teufels macht ſich nicht bezahlt.

5) Zuerſt beachte den Gewinn, dann die Ehre, zuletzt die Freundſchaft, es iſt eine Klugheitsmaßregel ſich für den Freund ſeines Feindes auszugeben.

6) Willſt Du Geld ausleihen, ſehe Dich nach guter Bürgſchaft oder einem guten Pfande um, borgſt Du, laß beides fort.

7) Reichthum erwirbt einen guten Namen. Die Welt ſagt von reichen Leuten, daß ſie „gut" ſind. Tugend und Weisheit kann man kaufen.

8) Bete jeden Abend, damit Du Dein Gebet über Nacht nicht vergißt. Ein gutes Frühſtück kann vollkommen ein ſchlechtes Abendeſſen erſetzen.

9) Haſt Du Jemanden ein Verſprechen gegeben, ſo erfülle es nur in Deinem Intereſſe. Halte lieber Dein Geld als Deine Zuſage. Erſteres mußt Du haben, letzteres brauchſt Du nicht ſo nöthig.

10) Fällt Dir Jemandes gefüllte Börſe in die Hände, ſo

ſtecke ſie unbedenklich ein, und der Herr dafür wird ſich ſchon finden. Gold iſt ſchweigſam.

11) Kommſt Du in den Fall, von einem Freunde eine Gefälligkeit zu verlangen, ſo ſehe zu, daß er von Dir nicht einen Gegendienſt verlangen wird.

12) Stelle Dich nie zu nahe der Schlinge, wenn Du einen Dummkopf fangen willſt. Stecke eine Katze in die Falle und die Maus wird ſicher nicht hineingehen.

Obwohl dieſe ſchönen Lebensregeln nur ein Scherz ſind, ſo habe ich doch deren Befolgung nicht ſelten in der Welt gefunden. Es ſind die Regeln, welche der Egoismus auf die Tagesordnung gebracht hat, welche der vornehmern Welt wie den mittlern Ständen bei ihren Handlungen vorleuchten. Nirgends aber findet man ihre Anwendung ſo häufig wie in England. In dieſem Lande der Krämer*), wie ſich ſelbſt Napoleon ausgedrückt hat, iſt der Egoismus der gewaltige Hebel, welcher alle die rieſigen Schöpfungen hervorbringt, die wir in dieſem Lande bewundern müſſen, und daher kommt es auch, daß der Engländer ſagt: „Charity is an ostentations vice; selfishness is a proof of good sense.“

Die Freigebigkeit gegen Arme iſt ein prahleriſches Laſter, der Egoismus aber iſt ein Beweis von geſundem Menſchenverſtand.

---

*) a nation of shop-keepers, nennen die Engländer ſogar ſich ſelbſt.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Weitere Erfahrungen in Mannskleidern.

Die englische Samstagsfeier. — Der Gin. — Merkwürdiges Zusammentreffen.

Ich hatte meinen Freund L...x schon einige Tage vergebens gesucht, und ich mußte endlich auch ihn aufgeben. Er hat aufgehört Dein Freund zu sein, dachte ich, denn wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre, wenn er etwa im Duell geblieben wäre, so hätte ich es doch auf irgend eine Weise erfahren. Wiederum befremdete es aber mich, daß er im andern Falle seine Sachen nicht holen ließ, deren er noch viele und zum Theil von großem Werthe in unsrer gemeinschaftlichen Wohnung hatte. Ich konnte es deshalb nicht unterlassen, obwohl ich in allen Clubs umhergeforscht, obwohl ich im ganzen West-Ende Londons herumgestreift war, meine Nachforschung fortzusetzen und sie jetzt auch auf andere Theile Londons auszudehnen.

Es war gerade am Sonnabend, als ich meine Wanderung begann. An diesem Tage, oder vielmehr am Abende dieses Tages, gewinnt der Theil der Stadt, in welchem die ärmere Bevölkerung, der Arbeiter, der kleine Krämer wohnt, ein ganz

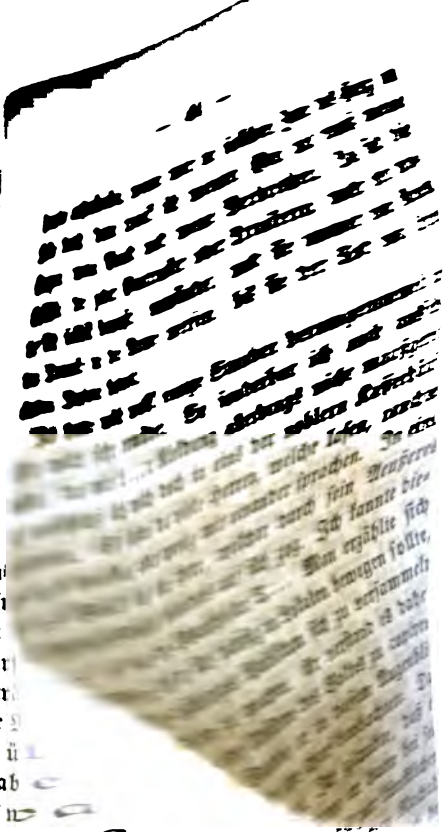
eigenthümliches Aussehen. — Diese Klasse der Bevölkerung kann sich nur einmal in der Woche amüsiren, und zwar nur vom Sonnabend, nach vollbrachtem Tagewerk, bis zum Sonntag Morgen. Der Sonntag selbst, welcher in keinem Lande so still und eintönig wie in England vorübergeht, ist dem Schlafe geweiht, und in der Gewißheit dieses langen Schlafes, zu welchem schon die tödtliche Langeweile drängt, kann es dann das arme Volk in seinem **Saturday-dinner** bis auf's Aeußerste treiben, es verschläft alle unangenehme Folgen am Sonntage darauf. — Dieses Samstagessen ist denn auch für den armen Engländer der Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit, welche alle Sonntagsvergnügungen leicht entbehren läßt, und deshalb geht's am Samstagabend auch gar lustig her. Da nicht Jeder selbst durch eine sechstägige Anstrengung sich ein so fettes Samstagsmahl verschaffen kann, so suchen viele durch eine drei- und vierfache Portion Gin das zu ersetzen, was an Pudding und Fleisch mangelt, und es ist erstaunlich, wie viel die Leute von diesem äußerst scharfen Getränk vertragen können. Es wird gewiß auch an einer Londoner Nachahmung der Pariser Geheimnisse nicht fehlen, welche über die Branntweinhäuser in London Aufschluß gegeben haben. Ich glaube, daß sich hierbei nichts übertreiben läßt. Ich wagte es, durch meine Kleidung geschützt, in ein solches Haus zu treten, aber ich wußte nicht, wie schnell ich wieder hinauskommen sollte, obgleich es bei Weitem noch keines der gewöhnlichsten war. Daß es die Frauen hier eben so gut wie in Paris, was das Branntweintrinken betrifft, den Männern zuvorthun, diese Erfahrung habe ich leider dabei machen müssen; es ist einer von den wenigen Punkten, in welchen ich den Männer-Moralisten beipflichten muß, wenn sie sagen, daß ein Weib im Rausche viel ekelhafter als der Mann ist.

Es ist merkwürdig, daß der englische gemeine Mann und das Weib mit derselben Lebensphilosophie, ich möchte sagen mit demselben Epicurismus, seinen Gin trinkt, mit welcher der Lord sich seinen verfeinerten und aristokratischen Genüssen hingiebt. Es waltet dabei nur der Unterschied ob, daß dieser durch den Genuß den Genuß übertäuben, jener sein unglückliches Geschick vergessen will. Ich glaube das Bild, welches Ainsworth in seinem **Jack Shepherd** von einer solchen Säuferin entwirft, ist ein sehr gut getroffenes. Sie, die Heldin nämlich, sagt:

Ich weiß es, daß das Branntweingäßchen*) der nächste Weg zum Gottesacker ist. Das ist wahr, aber wenn es die Entfernung abkürzt und die Reise dahin leichter macht, so bin ich damit sehr zufrieden. Für die, welche wie ich, nie im Stande sind, sich aus den Qualen und gemeinsten Bedürfnissen des Lebens empor zu arbeiten, ist das Grab eine Zuflucht, je eher ich dahin gelange, je besser. Der Gin, den ich trinke, mag Gift sein, vielleicht bringt er mich wirklich um, aber dahin bringen mich auch Hunger, Kälte, Elend und all das Unglück, welches auf der Armuth lastet. Der Gin ist der Armen Freund, sein ganzer Ersatz für den Luxus des reichen Verschwenders. Er mag mich zu Grunde richten, mein Elend voll machen, aber er verschafft mir eine augenblickliche Glückseligkeit, und das ist genug. Oft, wenn ich als obdachloser Wanderer die Straßen durchzog und mit Flüchen von einer Thür zur andern getrieben wurde, wenn man mich mit Fußtritten aus jedem Hofe jagte, wo ich Schutz gegen Wind und Regen suchte, und gezwungen war, meine müden, matten Glieder auf einen Stein-

*) Gin-lane heißt eine Gasse in London, in welcher die Branntweinshäuser in großer Anzahl nebeneinander liegen.

genthümliches Aussehen. — Diese S
nn sich nur einmal in der Woche ar
m Sonnabend, nach vollbrachtem Ta
g Morgen. Der Sonntag selbst, wel
ll und eintönig wie in England vorü
weiht, und in der Gewißheit dieses
em schon die tödtliche Langeweile d
me Volk in seinem **Saturday-dinner**
n, es verschläft alle unangenehm
rauf. — Dieses Samstagessen ist d
ngländer der Inbegriff aller irdisch
lle Sonntagsvergnügungen leicht entb
eht's am Samstagabend auch gar lu
r selbst durch eine sechstägige Anstre
amstagsmahl verschaffen kann, so s
rei- und vierfache Portion Gin das zu
ng und Fleisch mangelt, und es ist e
ute von diesem äußerst scharfen Get
s wird gewiß auch an einer Londoner
ser Geheimnisse nicht fehlen, welche
iuser in London Aufschluß gegeben hab
h hierbei nichts übertreiben läßt. Ich
leidung geschützt, in ein solches Haus
ußte nicht, wie schnell ich wieder hinau
eich es bei Weitem noch keines der gew
die Frauen hier eben so gut wie in Pa
intrinken betrifft, den Männern zuvort
be ich leider dabei machen müssen; es
gen Punkten, in welchen ich den Mä
lichten muß, wenn sie sagen, daß ein
lhafter als der Mann ist.



er freudigen Ueberraschung den Schau-

nen, Sir? fragte ich, meine Stimme so
achend.
rsetzte T..., schlechter Mann, sehr schlech-

ie durchaus nicht.
echten Mann, den Sie suchen. Mich sollten
Lady, mich gewiß nicht.
ich, Ihre Augen scheinen mit Ihren Beinen
halten, Sie sehen schief.
gut. Diese schönen schwarzen großen Augen
keinem Manne gesehen, und solchen Mund,
noch bei keinem Manne, ganz gewiß nicht.
gut auf die weibliche Topographie.
rdings nicht ganz in der Lage nüchterner
deshalb schien er auch schärfer zu sehen
ell zu sein. Ich war entdeckt, d. h. mein
Weise kannte mich T... nicht. Indessen
t leicht, mich von ihm los zu machen.
daß Sie ein guter Topograph sind,
daß Sie Ihren Weg nach Hause ohne

wol, aber nicht nach Ihrem Hause,

s Weges, Herr, oder sollen Sie
Irrthum aufklären? Wahrlich,
nicht Mitleid hätte — —
Zustand ist durchaus nicht bemit-
roßer Byron nicht gesagt:

haufen auszustrecken, wenn mir in solchen Zeiten das Herz im Leibe brach, dann trank ich meinen Gin und vergaß meine Sorgen, mein Elend und meine Verbrechen. Das sind die Gefühle, die jeder Gintrinker oder Trinkerin, mehr oder minder sich selbst bewußt, empfindet, und sie immer von Neuem dem Trunke in die Arme werfen, bis sie der Tod von ihrem elenden Dasein befreit.

Ich hatte mich wohl einige Stunden herumgetummelt und fühlte mich sehr ermüdet. So sonderbar ich auch aussehen mochte, da mir L...x Kleidung allerdings nicht maaßgerecht saß, entschloß ich mich doch in eins der noblern Kaffeehäuser einzutreten. Es saßen da viele Herren, welche lasen, rauchten, aßen und tranken, aber wenig mit einander sprachen. In einer Ecke des Saals saß ein Herr, welcher durch sein Aeußeres meine Aufmerksamkeit besonders auf sich zog. Ich kannte diesen Herrn, es war der Schauspieler T... Man erzählte sich von diesem Herrn, daß er sich häufig in Lokalen bewegen sollte, in denen kein sehr anständiges Publikum sich zu versammeln pflegte, um dort Studien zu machen. Er verstand es daher auch trefflich, die Sitten oder Unsitten des Volkes zu copiren.

Ich weiß nicht, welche Studien er in diesem Augenblick machte, aber ich sah, daß er mich sehr scharf beobachtete. Dabei lachte er zuweilen sehr verdächtig. Ich glaubte, daß er bereits des Guten zu viel gethan habe, denn er hatte bei seinen Studien schlechter Sitten es nicht allein bis zur künstlichen, sondern in manchen Punkten es bis zur natürlichen Nachahmung gebracht. Da ich mich mehr beobachtet sah, als ich beobachten konnte, wurde mir die Sache unangenehm und ich verließ das Haus.

Kaum einige Schritte gegangen, fühlte ich eine Berührung, die mehr als ein Luftzug war. Ich blickte mich um, und ge-

wahrte nicht zu meiner freudigen Ueberraſchung den Schauſpieler T...

Was beliebt Ihnen, Sir? fragte ich, meine Stimme ſo rauh wie möglich machend.

Bedaure ſehr, verſetzte T..., ſchlechter Mann, ſehr ſchlechter Mann.

Ich verſtehe Sie durchaus nicht.

Meine den ſchlechten Mann, den Sie ſuchen. Mich ſollten Sie nicht ſuchen, Lady, mich gewiß nicht.

Lady? ſagte ich, Ihre Augen ſcheinen mit Ihren Beinen gleichen Schritt zu halten, Sie ſehen ſchief.

O ſehr, ſehr gut. Dieſe ſchönen ſchwarzen großen Augen habe ich noch bei keinem Manne geſehen, und ſolchen Mund, und ſolchen Teint noch bei keinem Manne, ganz gewiß nicht. Verſtehe mich ſehr gut auf die weibliche Topographie.

T... war allerdings nicht ganz in der Lage nüchterner Männer, aber eben deshalb ſchien er auch ſchärfer zu ſehen und wahrhaft originell zu ſein. Ich war entdeckt, d. h. mein Geſchlecht, glücklicher Weiſe kannte mich T... nicht. Indeſſen ſchien es mir doch nicht leicht, mich von ihm los zu machen.

Ich bezweifle nicht, daß Sie ein guter Topograph ſind, und ich hoffe deshalb, daß Sie Ihren Weg nach Hauſe ohne Wegweiſer finden werden.

Nach meinem Hauſe wol, aber nicht nach Ihrem Hauſe, Lady.

So gehen Sie doch Ihres Weges, Herr, oder ſollen Sie meine Fäuſte erſt über Ihren Irrthum aufklären? Wahrlich, wenn ich mit Ihrem Zuſtande nicht Mitleid hätte — —

O, Lady, ſagte er, dieſer Zuſtand iſt durchaus nicht bemitleidenswerth! Hat unſer großer Byron nicht geſagt:

Die Weisen haben untersagt so schlimmen Brauch;
Dennoch, bedenkend, daß der Branntwein ist
Der Armen Kleidung, Holz und Fleisch und Brod,
War gutes Regiment so grausam gut,
Den Armen zu gestatten all ihr All. *)

Nein, sorgen Sie nicht um mich, Lady, sondern lassen Sie uns ausschließlich Ihre Lage betrachten. Soll ich Ihnen helfen, Ihren Mann aufsuchen? Soll ich Ihnen helfen, ihn durchprügeln? — Werden es allein nicht können, Lady, mit dem besten Willen nicht.

Ich war wirklich in einer fatalen Lage, ich war mir bewußt, daß ich in meiner jetzigen geschlechtswidrigen Verkleidung nicht gut den Schutz eines Mannes gegen diesen Eindringling in Anspruch nehmen durfte. Ich hätte nur Scandal gemacht, und ich erkannte, daß es in der That mißlich war, mir Männerkleidung anzumaßen, da mir Gott einmal die Kraft versagt hatte, die er dem Manne gegeben hatte. Dennoch entschloß ich mich, es mit einer Ohrfeige zu versuchen, aber leider mißglückte sie mir, und meine emporgehobene Hand traf kein anderes Ziel, als den Hut des ehrenwerthen T..., der ihm vom Kopfe fiel.

Nix getroffen, sagte T..., ganz ruhig seinen Hut aufhebend, Ihr zartes Händchen versteht sich nicht auf dergleichen unangenehme Berührungen. Ist mir sehr lieb. Sie hätten

---

*) Der Vers von Byron, auf welchen der Schauspieler hier anspielt und der nicht ganz getreu wiedergegeben ist, heißt:

Senatus and sages have condemned its use;
Thoug to deny the mob a liquid which is
Too often all the clothing meat and fuel,
Good Government has left them seems but cruel.

ſich an meinen Backenknochen die Haut aufgeritzt. Aber demungeachtet frage ich Sie, ſchöne Miß, warum Sie mir nicht erlauben wollen, Ihren ſchlechten Mann, der Sie zweifelsohne ſehr vielen unangenehmen Dingen ausſetzt, durchzuprügeln?

Trotz meinem Aerger über dieſen kurioſen Patron konnte ich mich des Lachens nicht enthalten, und es war ſehr gut, daß ich lachen mußte, denn das brachte mich auf einen guten Einfall, wie ich mich des tollen Menſchen entwehren konnte.

Ich ſehe wohl ein, daß ich mit Ihnen nichts auszurichten vermag, ſagte ich ihm, und ich muß Ihnen zugeſtehen, daß Sie ſich in Bezug auf mein Geſchlecht nicht geirrt haben. Ich ſuche allerdings meinen treuloſen und flatterhaften Gemahl auf und geſtehe Ihnen gerne, daß ihm eine tüchtige Lection nichts ſchaden würde. Wenn Sie daher Luſt verſpüren ſollten, ihn durchzuprügeln, ſo habe ich nichts dagegen. Es iſt aber nothwendig, daß wir ihn erſt auffinden müſſen.

O, Miß, ſehr brav geſprochen, verſetzte T..., ein untreuer Mann, ein Mann, der einer ſo niedlichen Miß — ſehr niedlich, in der That — Kummer bereiten kann, verdient keine würdige Behandlung. Er verdient es, Miß, daß Sie ihm eben ſo untreu werden, noch untreuer, noch vielmal untreuer, in Rückſicht nämlich auf Ihre weibliche Conſtruction, die mit angebornen, allerdings ſehr niedlichen Schwächen verbunden iſt.

Das war das vernünftigſte Wort, welches T... bisher mit mir geſprochen hatte, und es war in der That lobenswerth, daß er als Mann den Frauen das Recht der Revange für männliche Untreue zuerkannte. Es ſchien mir nur, daß er dieſe Selbſtverleugnung nicht ohne eigennützige Abſicht zeigte und daß der ehrenwerthe T... eben ſo gut wie jeder andere Engländer zu rechnen verſtand.

Demungeachtet verrechnete er ſich.

Ja, die Männer sind ohne Ausnahmen treulos und herzlos, sagte ich ihm, sie verdienen es nicht, daß man sich um sie im Geringsten bekümmert, und wenn ich meinen treulosen Gemahl sehen werde, soll es mir lieb sein, wenn Sie ihn züchtigen.

Und Sie werden mir dafür dankbar sein, nicht wahr, Miß?

O, sehr dankbar.

Sie werden sich von Ihrem schlechten Manne trennen und an meiner Seite glücklich sein? —

Wenn Sie es verstehen, eine Frau glücklich zu machen. Aber ich zweifle.

Sie brauchen nicht zu zweifeln, schöne Miß, ich bin ein niedlicher Kerl, kein Lord ist besser als ich. O, Sie können darüber Zeugnisse bekommen. Fragen Sie Miß Fanny G..., Miß Emele H..., Miß Mary F..., bin ein ganz niedlicher Kerl, bei meinem Wort.

Werden aber diese Damen nicht eifersüchtig auf mich werden?

O, sehr eifersüchtig, Miß, sie werden grenzenlos erbittert sein, sie werden sagen, daß ich ihnen die Ehe versprochen habe, und daß sie Alle auf mich rechnen. Hm, wenn ich mich wollte heirathen lassen, hals England würde mich heirathen, ich meine das weibliche England. Brauche bei der Herzogin von L... nur anzuklopfen. Die Viscounteß S...g ist zum Sterben in mich verliebt. Sehr reich, die Viscounteß S...g. Wenn sie die Zinsen ihrer Zinsen auf Zinsen stellt, so kann sie von den Zinsen dieser Zinsen so gut leben, daß sie von dem Ueberreste dieser Zinsen, von denen sie lebt, die ganze englische Armee unterhalten kann.

Nun, und diese so stark verzinste Dame wollen Sie nicht erhören?

Unter uns gesagt, schöne Miß, sie schielt auf dem linken Auge, und ich werde nur einer untadelhaften Schönheit mein Herz schenken.

Und ich soll die Glückliche sein, die Sie der großen Geschenke für werth erachten?

Vollkommen werth, Miß.

Ob dieser dünkelhafte Mensch nicht eine gute Züchtigung verdiente? — So großprahlerisch von so höchst ehrenwerthen Frauen zu sprechen?

Wahrlich, die Männer spielen oft mit dem guten Namen einer Frau auf die leichtfertigste Weise, und das Alles, um zu behaupten, daß die Frauen keine Tugend und einen schlechten Geschmack besitzen, während sie ihre eigene Unwiderstehlichkeit beweisen wollen.

Er hat es selbst gewollt, dachte ich, als ich in einiger Entfernung einen sehr starken Mann gehen sah, und eine gute Lection wird ihm nicht schaden.

Dort, dort geht er, sagte ich, auf den starken Herrn deutend, der Schändliche! Mir drei Nächte aus dem Hause zu bleiben!

Ja, es ist niederträchtig, rief T..., aber warten Sie, Miß, ich werde ihn züchtigen.

Ich will sehen, ob Sie meine Dankbarkeit wirklich in dem Grade verdienen, als sie beanspruchen.

So großprahlerisch T... auch in Bezug auf die Frauen war, so hatte er doch Muth. Er ging in der That auf den Herrn zu, welchen ich ihm bezeichnet hatte, und es währte nicht lange, so hörte ich einen heftigen Wortwechsel. Die Sache war mir zu lustig, ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, den Verlauf mit anzusehen. Ich stellte mich so, daß ich unbemerkt Alles sehen und hören konnte.

ſtecke ſie unbedenklich ein, und der Herr dafür wird ſich ſchon finden. Gold iſt ſchweigſam.

11) Kommſt Du in den Fall, von einem Freunde eine Gefälligkeit zu verlangen, ſo ſehe zu, daß er von Dir nicht einen Gegendienſt verlangen wird.

12) Stelle Dich nie zu nahe der Schlinge, wenn Du einen Dummkopf fangen willſt. Stecke eine Katze in die Falle und die Maus wird ſicher nicht hineingehen.

Obwohl dieſe ſchönen Lebensregeln nur ein Scherz ſind, ſo habe ich doch deren Befolgung nicht ſelten in der Welt gefunden. Es ſind die Regeln, welche der Egoismus auf die Tagesordnung gebracht hat, welche der vornehmern Welt wie den mittlern Ständen bei ihren Handlungen vorleuchten. Nirgends aber findet man ihre Anwendung ſo häufig wie in England. In dieſem Lande der Krämer*), wie ſich ſelbſt Napoleon ausgedrückt hat, iſt der Egoismus der gewaltige Hebel, welcher alle die rieſigen Schöpfungen hervorbringt, die wir in dieſem Lande bewundern müſſen, und daher kommt es auch, daß der Engländer ſagt: „Charity is an ostentations vice; selfishness is a proof of good sense.“

Die Freigebigkeit gegen Arme iſt ein prahleriſches Laſter, der Egoismus aber iſt ein Beweis von geſundem Menſchenverſtand.

---

*) a nation of shop-keepers, nennen die Engländer ſogar ſich ſelbſt.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Weitere Erfahrungen in Manneskleidern.

Die englische Samstagsfeier. — Der Gin. — Merkwürdiges Zusammentreffen.

Ich hatte meinen Freund L...x schon einige Tage vergebens gesucht, und ich mußte endlich auch ihn aufgeben. Er hat aufgehört Dein Freund zu sein, dachte ich, denn wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre, wenn er etwa im Duell geblieben wäre, so hätte ich es doch auf irgend eine Weise erfahren. Wiederum befremdete es aber mich, daß er im andern Falle seine Sachen nicht holen ließ, deren er noch viele und zum Theil von großem Werthe in unsrer gemeinschaftlichen Wohnung hatte. Ich konnte es deshalb nicht unterlassen, obwohl ich in allen Clubs umhergeforscht, obwohl ich im ganzen West-Ende Londons herumgestreift war, meine Nachforschung fortzusetzen und sie jetzt auch auf andere Theile Londons auszudehnen.

Es war gerade am Sonnabend, als ich meine Wanderung begann. An diesem Tage, oder vielmehr am Abende dieses Tages, gewinnt der Theil der Stadt, in welchem die ärmere Bevölkerung, der Arbeiter, der kleine Krämer wohnt, ein ganz

eigenthümliches Aussehen. — Diese Klasse der Bevölkerung kann sich nur einmal in der Woche amüsiren, und zwar nur vom Sonnabend, nach vollbrachtem Tagewerk, bis zum Sonntag Morgen. Der Sonntag selbst, welcher in keinem Lande so still und eintönig wie in England vorübergeht, ist dem Schlafe geweiht, und in der Gewißheit dieses langen Schlafes, zu welchem schon die tödtliche Langeweile drängt, kann es dann das arme Volk in seinem **Saturday-dinner** bis auf's Aeußerste treiben, es verschläft alle unangenehme Folgen am Sonntage darauf. — Dieses Samstagessen ist denn auch für den armen Engländer der Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit, welche alle Sonntagsvergnügungen leicht entbehren läßt, und deshalb geht's am Samstagabend auch gar lustig her. Da nicht Jeder selbst durch eine sechstägige Anstrengung sich ein so fettes Samstagsmahl verschaffen kann, so suchen viele durch eine drei- und vierfache Portion Gin das zu ersetzen, was an Pudding und Fleisch mangelt, und es ist erstaunlich, wie viel die Leute von diesem äußerst scharfen Getränk vertragen können. Es wird gewiß auch an einer Londoner Nachahmung der Pariser Geheimnisse nicht fehlen, welche über die Branntweinhäuser in London Aufschluß gegeben haben. Ich glaube, daß sich hierbei nichts übertreiben läßt. Ich wagte es, durch meine Kleidung geschützt, in ein solches Haus zu treten, aber ich wußte nicht, wie schnell ich wieder hinauskommen sollte, obgleich es bei Weitem noch keines der gewöhnlichsten war. Daß es die Frauen hier eben so gut wie in Paris, was das Branntweintrinken betrifft, den Männern zuvorthun, diese Erfahrung habe ich leider dabei machen müssen; es ist einer von den wenigen Punkten, in welchen ich den Männer-Moralisten beipflichten muß, wenn sie sagen, daß ein Weib im Rausche viel ekelhafter als der Mann ist.

Es ist merkwürdig, daß der englische gemeine Mann und das Weib mit derselben Lebensphilosophie, ich möchte sagen mit demselben Epicurismus, seinen Gin trinkt, mit welcher der Lord sich seinen verfeinerten und aristokratischen Genüssen hingiebt. Es waltet dabei nur der Unterschied ob, daß dieser durch den Genuß den Genuß übertäuben, jener sein unglückliches Geschick vergessen will. Ich glaube das Bild, welches Ainsworth in seinem **Jack Shepherd** von einer solchen Säuferin entwirft, ist ein sehr gut getroffenes. Sie, die Heldin nämlich, sagt:

Ich weiß es, daß das Branntweingäßchen*) der nächste Weg zum Gottesacker ist. Das ist wahr, aber wenn es die Entfernung abkürzt und die Reise dahin leichter macht, so bin ich damit sehr zufrieden. Für die, welche wie ich, nie im Stande sind, sich aus den Qualen und gemeinsten Bedürfnissen des Lebens empor zu arbeiten, ist das Grab eine Zuflucht, je eher ich dahin gelange, je besser. Der Gin, den ich trinke, mag Gift sein, vielleicht bringt er mich wirklich um, aber dahin bringen mich auch Hunger, Kälte, Elend und all das Unglück, welches auf der Armuth lastet. Der Gin ist der Armen Freund, sein ganzer Ersatz für den Luxus des reichen Verschwenders. Er mag mich zu Grunde richten, mein Elend voll machen, aber er verschafft mir eine augenblickliche Glückseligkeit, und das ist genug. Oft, wenn ich als obdachloser Wanderer die Straßen durchzog und mit Flüchen von einer Thür zur andern getrieben wurde, wenn man mich mit Fußtritten aus jedem Hofe jagte, wo ich Schutz gegen Wind und Regen suchte, und gezwungen war, meine müden, matten Glieder auf einen Stein-

*) Gin-lane heißt eine Gasse in London, in welcher die Branntweinhäuser in großer Anzahl nebeneinander liegen.

haufen auszustrecken, wenn mir in solchen Zeiten das Herz im Leibe brach, dann trank ich meinen Gin und vergaß meine Sorgen, mein Elend und meine Verbrechen. Das sind die Gefühle, die jeder Gintrinker oder Trinkerin, mehr oder minder sich selbst bewußt, empfindet, und sie immer von Neuem dem Trunke in die Arme werfen, bis sie der Tod von ihrem elenden Dasein befreit.

Ich hatte mich wohl einige Stunden herumgetummelt und fühlte mich sehr ermüdet. So sonderbar ich auch aussehen mochte, da mir L...x Kleidung allerdings nicht maaßgerecht saß, entschloß ich mich doch in eins der noblern Kaffeehäuser einzutreten. Es saßen da viele Herren, welche lasen, rauchten, aßen und tranken, aber wenig mit einander sprachen. In einer Ecke des Saals saß ein Herr, welcher durch sein Aeußeres meine Aufmerksamkeit besonders auf sich zog. Ich kannte diesen Herrn, es war der Schauspieler T... Man erzählte sich von diesem Herrn, daß er sich häufig in Lokalen bewegen sollte, in denen kein sehr anständiges Publikum sich zu versammeln pflegte, um dort Studien zu machen. Er verstand es daher auch trefflich, die Sitten oder Unsitten des Volkes zu copiren.

Ich weiß nicht, welche Studien er in diesem Augenblick machte, aber ich sah, daß er mich sehr scharf beobachtete. Dabei lachte er zuweilen sehr verdächtig. Ich glaubte, daß er bereits des Guten zu viel gethan habe, denn er hatte bei seinen Studien schlechter Sitten es nicht allein bis zur künstlichen, sondern in manchen Punkten es bis zur natürlichen Nachahmung gebracht. Da ich mich mehr beobachtet sah, als ich beobachten konnte, wurde mir die Sache unangenehm und ich verließ das Haus.

Kaum einige Schritte gegangen, fühlte ich eine Berührung, die mehr als ein Luftzug war. Ich blickte mich um, und ge-

wahrte nicht zu meiner freudigen Ueberraſchung den Schauſpieler T...

Was beliebt Ihnen, Sir? fragte ich, meine Stimme ſo rauh wie möglich machend.

Bedaure ſehr, verſetzte T..., ſchlechter Mann, ſehr ſchlechter Mann.

Ich verſtehe Sie durchaus nicht.

Meine den ſchlechten Mann, den Sie ſuchen. Mich ſollten Sie nicht ſuchen, Lady, mich gewiß nicht.

Lady? ſagte ich, Ihre Augen ſcheinen mit Ihren Beinen gleichen Schritt zu halten, Sie ſehen ſchief.

O ſehr, ſehr gut. Dieſe ſchönen ſchwarzen großen Augen habe ich noch bei keinem Manne geſehen, und ſolchen Mund, und ſolchen Teint noch bei keinem Manne, ganz gewiß nicht. Verſtehe mich ſehr gut auf die weibliche Topographie.

T... war allerdings nicht ganz in der Lage nüchterner Männer, aber eben deshalb ſchien er auch ſchärfer zu ſehen und wahrhaft originell zu ſein. Ich war entdeckt, d. h. mein Geſchlecht, glücklicher Weiſe kannte mich T... nicht. Indeſſen ſchien es mir doch nicht leicht, mich von ihm los zu machen.

Ich bezweifle nicht, daß Sie ein guter Topograph ſind, und ich hoffe deshalb, daß Sie Ihren Weg nach Hauſe ohne Wegweiſer finden werden.

Nach meinem Hauſe wol, aber nicht nach Ihrem Hauſe, Lady.

So gehen Sie doch Ihres Weges, Herr, oder ſollen Sie meine Fäuſte erſt über Ihren Irrthum aufklären? Wahrlich, wenn ich mit Ihrem Zuſtande nicht Mitleid hätte — —

O, Lady, ſagte er, dieſer Zuſtand iſt durchaus nicht bemitleidenswerth! Hat unſer großer Byron nicht geſagt:

Die Weisen haben untersagt so schlimmen Brauch;
Dennoch, bedenkend, daß der Branntwein ist
Der Armen Kleidung, Holz und Fleisch und Brod,
War gutes Regiment so grausam gut,
Den Armen zu gestatten all ihr All. *)

Nein, sorgen Sie nicht um mich, Lady, sondern lassen Sie uns ausschließlich Ihre Lage betrachten. Soll ich Ihnen helfen, Ihren Mann aufsuchen? Soll ich Ihnen helfen, ihn durchprügeln? — Werden es allein nicht können, Lady, mit dem besten Willen nicht.

Ich war wirklich in einer fatalen Lage, ich war mir bewußt, daß ich in meiner jetzigen geschlechtswidrigen Verkleidung nicht gut den Schutz eines Mannes gegen diesen Eindringling in Anspruch nehmen durfte. Ich hätte nur Scandal gemacht, und ich erkannte, daß es in der That mißlich war, mir Männerkleidung anzumaßen, da mir Gott einmal die Kraft versagt hatte, die er dem Manne gegeben hatte. Dennoch entschloß ich mich, es mit einer Ohrfeige zu versuchen, aber leider mißglückte sie mir, und meine emporgehobene Hand traf kein anderes Ziel, als den Hut des ehrenwerthen T..., der ihm vom Kopfe fiel.

Nix getroffen, sagte T..., ganz ruhig seinen Hut aufhebend, Ihr zartes Händchen versteht sich nicht auf dergleichen unangenehme Berührungen. Ist mir sehr lieb. Sie hätten

---

*) Der Vers von Byron, auf welchen der Schauspieler hier anspielt und der nicht ganz getreu wiedergegeben ist, heißt:

Senatus and sages have condemned its use;
Thoug to deny the mob a liquid which is
Too often all the clothing meat and fuel,
Good Government has left them seems but cruel.

ſich an meinen Backenknochen die Haut aufgeritzt. Aber demungeachtet frage ich Sie, ſchöne Miß, warum Sie mir nicht erlauben wollen, Ihren ſchlechten Mann, der Sie zweifelsohne ſehr vielen unangenehmen Dingen ausſetzt, durchzuprügeln?

Trotz meinem Aerger über dieſen kurioſen Patron konnte ich mich des Lachens nicht enthalten, und es war ſehr gut, daß ich lachen mußte, denn das brachte mich auf einen guten Einfall, wie ich mich des tollen Menſchen entwehren konnte.

Ich ſehe wohl ein, daß ich mit Ihnen nichts auszurichten vermag, ſagte ich ihm, und ich muß Ihnen zugeſtehen, daß Sie ſich in Bezug auf mein Geſchlecht nicht geirrt haben. Ich ſuche allerdings meinen treuloſen und flatterhaften Gemahl auf und geſtehe Ihnen gerne, daß ihm eine tüchtige Lection nichts ſchaden würde. Wenn Sie daher Luſt verſpüren ſollten, ihn durchzuprügeln, ſo habe ich nichts dagegen. Es iſt aber nothwendig, daß wir ihn erſt auffinden müſſen.

O, Miß, ſehr brav geſprochen, verſetzte T..., ein untreuer Mann, ein Mann, der einer ſo niedlichen Miß — ſehr niedlich, in der That — Kummer bereiten kann, verdient keine würdige Behandlung. Er verdient es, Miß, daß Sie ihm eben ſo untreu werden, noch untreuer, noch vielmal untreuer, in Rückſicht nämlich auf Ihre weibliche Conſtruction, die mit angebornen, allerdings ſehr niedlichen Schwächen verbunden iſt.

Das war das vernünftigſte Wort, welches T... bisher mit mir geſprochen hatte, und es war in der That lobenswerth, daß er als Mann den Frauen das Recht der Revange für männliche Untreue zuerkannte. Es ſchien mir nur, daß er dieſe Selbſtverleugnung nicht ohne eigennützige Abſicht zeigte und daß der ehrenwerthe T... eben ſo gut wie jeder andere Engländer zu rechnen verſtand.

Demungeachtet verrechnete er ſich.

Ja, die Männer ſind ohne Ausnahmen treulos und herzlos, ſagte ich ihm, ſie verdienen es nicht, daß man ſich um ſie im Geringſten bekümmert, und wenn ich meinen treuloſen Gemahl ſehen werde, ſoll es mir lieb ſein, wenn Sie ihn züchtigen.

Und Sie werden mir dafür dankbar ſein, nicht wahr, Miß?

O, ſehr dankbar.

Sie werden ſich von Ihrem ſchlechten Manne trennen und an meiner Seite glücklich ſein? —

Wenn Sie es verſtehen, eine Frau glücklich zu machen. Aber ich zweifle.

Sie brauchen nicht zu zweifeln, ſchöne Miß, ich bin ein niedlicher Kerl, kein Lord iſt beſſer als ich. O, Sie können darüber Zeugniſſe bekommen. Fragen Sie Miß Fanny G..., Miß Emele H..., Miß Mary F..., bin ein ganz niedlicher Kerl, bei meinem Wort.

Werden aber dieſe Damen nicht eiferſüchtig auf mich werden?

O, ſehr eiferſüchtig, Miß, ſie werden grenzenlos erbittert ſein, ſie werden ſagen, daß ich ihnen die Ehe verſprochen habe, und daß ſie Alle auf mich rechnen. Hm, wenn ich mich wollte heirathen laſſen, halb England würde mich heirathen, ich meine das weibliche England. Brauche bei der Herzogin von L... nur anzuklopfen. Die Viscounteß S...g iſt zum Sterben in mich verliebt. Sehr reich, die Viscounteß S...g. Wenn ſie die Zinſen ihrer Zinſen auf Zinſen ſtellt, ſo kann ſie von den Zinſen dieſer Zinſen ſo gut leben, daß ſie von dem Ueberreſte dieſer Zinſen, von denen ſie lebt, die ganze engliſche Armee unterhalten kann.

Nun, und dieſe ſo ſtark verzinſte Dame wollen Sie nicht erhören?

Unter uns gesagt, schöne Miß, sie schielt auf dem linken Auge, und ich werde nur einer untadelhaften Schönheit mein Herz schenken.

Und ich soll die Glückliche sein, die Sie der großen Geschenke für werth erachten?

Vollkommen werth, Miß.

Ob dieser dünkelhafte Mensch nicht eine gute Züchtigung verdiente? — So großprahlerisch von so höchst ehrenwerthen Frauen zu sprechen?

Wahrlich, die Männer spielen oft mit dem guten Namen einer Frau auf die leichtfertigste Weise, und das Alles, um zu behaupten, daß die Frauen keine Tugend und einen schlechten Geschmack besitzen, während sie ihre eigene Unwiderstehlichkeit beweisen wollen.

Er hat es selbst gewollt, dachte ich, als ich in einiger Entfernung einen sehr starken Mann gehen sah, und eine gute Lection wird ihm nicht schaden.

Dort, dort geht er, sagte ich, auf den starken Herrn deutend, der Schändliche! Mir drei Nächte aus dem Hause zu bleiben!

Ja, es ist niederträchtig, rief T..., aber warten Sie, Miß, ich werde ihn züchtigen.

Ich will sehen, ob Sie meine Dankbarkeit wirklich in dem Grade verdienen, als sie beanspruchen.

So großprahlerisch T... auch in Bezug auf die Frauen war, so hatte er doch Muth. Er ging in der That auf den Herrn zu, welchen ich ihm bezeichnet hatte, und es währte nicht lange, so hörte ich einen heftigen Wortwechsel. Die Sache war mir zu lustig, ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, den Verlauf mit anzusehen. Ich stellte mich so, daß ich unbemerkt Alles sehen und hören konnte.

Es ist wirklich Unrecht, eine so niedliche Frau drei Nächte lang allein zu lassen, hörte ich T... rufen.

Was beliebt Ihnen? rief der starke Herr.

Es thut mir leid, aber ich muß Sie durchprügeln, Sir, o, fürchterlich durchprügeln.

Und weshalb, wenn ich fragen darf? sagte der Sir sehr ironisch.

Nun, weil Sie Ihrer Frau untreu sind, Sir. Sehr Unrecht, niedliche Frau. Ich werde sie heirathen.

Heirathen Sie in Gottes Namen alle Frauen, denen ich untreu werde, soll mir sehr angenehm sein. Wahrscheinlich sind Sie in guten Umständen, mein Herr.

Sind sehr gütig, Sir, sehr gütig, aber ich muß Sie doch durchprügeln, hab's Ihrer Frau versprochen. Sehr niedliche Frau, sehr Unrecht, Sie drei Nächte lang zu verlassen.

Aber Sir, so thun Sie doch, was Ihnen beliebt, versetzte der starke Herr sarkastisch und mit der unerschütterlichsten Ruhe.

Also Sie erlauben mir, Sie durchzuprügeln? Ach — sehr nobel. Nun kommen Sie her. Niedliche Frau!

Mein guter T... fing wirklich zu boxen an, aber es dauerte kaum eine Sekunde, da legte ihn der Sir so sanft auf das Pflaster, als legte er eine Taube dahin.

Grüßen Sie meine niedliche Frau, sagte er lachend, und ging gemessenen Schrittes seines Weges.

Es hatten sich unterdessen einige Leute versammelt, und ein schallendes Gelächter begleitete diese komische Scene. Für mich war es Zeit, mich davon zu machen, und so erreichte ich, befreit von dem zudringlichen T..., glücklich meine Wohnung.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Der Entschluß.

Ein Brief von L...x. — Glückliche Reise. — Es meldet sich ein Nachfolger von L...x. — Der Vicomte M...n.

Als ich nach Hause kam, fand ich einen Brief vor. Die Handschrift war mir bekannt, ich konnte nicht zweifeln, er war von L...x.

Neugierig erbrach ich den Brief.

Er lautete:

„Ich bin bereits seit gestern auf dem Wege nach Indien zurück. Haben Sie die Güte, dem Toms Lindbly meine Effecten zu übergeben, sobald er sie holen wird. Ich hätte gerne von Ihnen Abschied genommen, doch fürchtete ich, Sie ohne Trost verlassen zu müssen, da der Vicomte M...n so unglücklich war, im Duelle, welches leider gegen Ihren Willen stattgefunden hat, ein Stück seiner Nase zu verlieren. Erlauben Sie mir die Versicherung, daß Sie keinen treueren und aufrichtigeren Freund als mich besitzen, und bewahren Sie mir die Zuneigung, welche Sie mir stets gezeigt haben und womit Sie so überaus glücklich machten

Ihren L...x."

Es bedurfte nicht erſt dieſes Briefes, um die Erfahrung beſtätigt zu finden, daß die Engländer kein Herz beſitzen, und daß die Erklärung, welche ein edler Lord von dieſem Dinge gab, die Anſicht namentlich der vornehmen Engländer in dieſer Beziehung treffend bezeichnet. Ein Herz, ſagte er, iſt:

„A thing that servant maids have, and which breaks for John the Footman.“

Ein Herz iſt ein Ding, welches Kammermädchen beſitzen, und das für den Bedienten Johann bricht.

So war denn mein Verhältniß mit L...x gebrochen, doch mein Herz war weit davon entfernt, für den Capitän L...x zu brechen. Langweilig und läſtig, wie er mir war, war mir ſeine Freundſchaft unangenehm.

Mögen die Männer ſich immerhin damit rühmen, mag es bei der engliſchen Nation immerhin der Fall ſein, daß ſie das Herz in ihrem Kopf trägt, die Frauen werden ſchwerlich das ihre dahin verſetzen. Ich widerſpreche daher der Phraſe, daß ſolche Leute die beſten Diplomaten ſind, es giebt keine beſſere Diplomatin als ein liebendes Weib, und iſt deren Herz etwa auch im Kopfe?

Ich hatte für den tollen Vicomte durchaus keine andere Neigung empfunden, als die jede Frau für einen jungen, geiſtreichen und liebenswürdigen Mann hegt. Es war ein gewiſſes Wohlwollen, welches ich für ihn empfand, und eben deshalb verdroß mich die höhniſche Kälte, mit der L...x von ſeiner verlornen Naſe ſprach. Ich bedauerte den jungen Mann in der That, und ich hatte darnach Verlangen, ihn zu ſehen. Die Erfüllung dieſes Wunſches ließ nicht lange auf ſich warten, ich hatte nach einigen Tagen das Vergnügen, ihn bei mir eintreten zu ſehen.

Ich hütete mich aber wohl, ihm das Intereſſe zu zeigen,

welches mir sein Unglück eingeflößt hatte, ich that, als wüßte ich nichts.

Miß, sagte er, Ihr L...x schießt verdammt gut, der Mensch verdient es wirklich nicht, daß er so gut schießen kann.

Wie? sagte ich, Sie haben sich dennoch geschlagen?

Wissen Sie denn nicht?

Ich weiß durchaus nichts.

So hat Ihnen L...x gar nichts mitgetheilt?

Ich habe ihn seit jener Nacht nicht gesehen.

Wie, er hätte Sie verlassen?

Ich glaube, daß er nach Indien gereist ist.

Desto besser.

Warum desto besser?

Weil wir in diesem Falle seiner ledig wären.

Sie, nicht ich.

Sie wollen ihm doch etwa nicht nachreisen?

Nun das versteht sich.

Sie thun mir sehr Unrecht.

Ihnen?

Weil ich Sie liebe, weil ich — — — —

Weil Sie eben so wohl — zu heucheln verstehen, wie alle Männer.

Madame! — —

Ich habe Sie beleidigt, nicht wahr? Sie wollen sich mit mir schlagen.

Sie haben mich gekränkt, aber ich verzeihe Ihnen.

Ich lachte laut auf.

Warum lachen Sie?

Weil Sie mir verzeihen wollen. Es ist in der That sehr großmüthig, denen zu verzeihen, die uns die Wahrheit sagen.

Und es iſt in der That nicht viel Edelmuth, diejenigen auszulachen, die uns nichts Böſes thun können.

Sie thun mir Böſes genug. Ich hatte einige Zuneigung zu Ihnen, ſo lange Sie ſcherzten, von dem Augenblicke an aber, in welchem Sie eine ernſte Miene annehmen, und mir ſagen, daß Sie ohne mich ſterben würden, und Gott weiß, was noch, habe ich alle Sympathie für Sie verloren.

Was ich Ihnen ſagte und ſagen wollte, iſt der Ausdruck aufrichtiger und wahrer Empfindung.

Sie werden wahrlich nicht ſterben, wenn Sie wiſſen, daß ich weder Ihre Liebe, noch Ihre Freundſchaft will.

Man braucht auch gerade nicht zu ſterben, um unglücklich zu ſein.

Und man iſt auch unglücklich, wenn man verdrießlich iſt.

Wenn man ſein ganzes Leben hindurch verdrießlich ſein muß, das iſt in der That ein Unglück.

Und wenn man's ein Viertelſtündchen war, ſo iſt dieſes Grund genug, ſich ſein Leben lang zu ärgern, daß uns eine Frau mit einem bloßen „Nein" ſo affiziren konnte.

So mögen einige Männer denken, aber nicht ich.

So denken alle Männer.

Ich gebe zu, daß alle ſo denken, aber ich gewiß nicht.

Wenn Sie eine Ausnahme von der Regel wären, dann würden Sie anders ausſehen.

Z. B. wie?

Ich habe noch keine ſolche Ausnahme geſehen, und kann Ihnen daher auch keine Beſchreibung machen, aber ſchon die Narbe, welche Sie auf der Naſe haben, wäre zu viel.

Pfui — das iſt ſchlecht von Ihnen.

Sie verwechſeln wahrhaft und ſchlecht, und das beweiſt eben auch, daß Sie keine Ausnahme von der Regel ſind.

Ich habe mich für Sie geschlagen und Sie spotten.

Sie haben sich vielmehr geschlagen, weil sie spotteten.

Ich spottete?

Eine ernste, innige Neigung kündet man nicht auf dem Rücken eines anderen Mannes an.

Ich hielt seinen Rücken für den zuverlässigsten courir d'amour.

Ich halte aber Ihre Nase nicht dafür.

Macht Sie der Schmerz über den Verlust Ihres Freundes so bitter?

Es thut mir leid, wenn Ihnen die Wahrheit bitter schmeckte. Es ist dieser schlechte Geschmack, den die Wahrheit bei ihrem Geschlechte erregt, vielleicht der Grund, weshalb Sie den Frauen gegenüber so unwahr sind. Ich glaube aber nicht, daß den Frauen die Wahrheit so viel Bitterkeit bereiten wird, wie die Heuchelei und die Lüge.

Es scheint, daß Sie in jener Nacht vor dem Duelle gütiger gegen mich gewesen sind.

Das mag in der That so gewesen sein, denn damals nahm ich Ihre Handlungsweise für einen Scherz, und wenn auch nicht diesen, so fand ich doch den Muth lobenswerth, welchen Sie für einen Scherz zeigten. Ich wollte Ihrer Unbesonnenheit zu Hülfe kommen. Wenn Sie aber eine Frau durch Worte täuschen wollen, so ist das mindestens — kein Muth.

Sie haben eine ganz eigenthümliche Art, das zu bewirken, was Sie sich eigensinnig in den Kopf setzen. Ich werde Sie aber von Ihrem Unrecht überzeugen.

Das kann nur auf eine Art geschehen.

Und auf welche?

Wenn Sie mir eine ganz uneigennützige Theilnahme beweisen.

Meine Theilnahme für Sie war ſtets eine uneigennützige.

Ich will zugeben, daß ſie es bisher war, aber heute wollte ſie es nicht mehr ſein.

Ich wollte nichts mehr, als Ihre Liebe, ich glaubte, Sie würden kein Stein ſein.

Sie wollten nichts mehr, als meine Liebe, d. h. Sie wollten die ganze Lola.

Nun gut, ich werde Ihnen die innigſte Theilnahme beweiſen und Sie dabei fürchterlich haſſen.

Sie brauchen mich nicht zu haſſen, um uneigennützig zu ſein.

Sie geſtatten mir alſo, Sie ein wenig dabei zu lieben?

So viel Sie wollen.

Und Sie?

Und ich?

Sie werden fortfahren, Ihren Freund mit ſchweſterlichem Gleichmuth zu behandeln?

Das wollen wir ſehen. Schweigen Sie mir nur von Treue und Liebe, vielleicht kommt ſie dann von ſelbſt.

Das iſt wenigſtens ein Troſt.

Sie widmen ſich alſo meinem Dienſte?

Gebieten Sie über mich.

Ich habe Luſt, mich dem Theater zu widmen, ſeien Sie mir behülflich, ein Engagement zu erhalten.

Sie wollen ſich dem Theater widmen?

Befremdet Sie das? Ich beſitze kein Vermögen, ich muß mir meine Talente nutzbar machen.

Gebieten Sie über mein Vermögen, ich habe genug für uns Beide.

Nennen Sie das uneigennützige Theilnahme?

Mein Anerbieten iſt vollkommen uneigennützig.

Wer Geld giebt, gewinnt Rechte.

Oft kein anderes Recht, als seinem Herzen zu genügen.

Das ist möglich, aber wer Geld nimmt, übernimmt auch Pflichten.

Oft ebenfalls keine andere, als die der Dankbarkeit.

Es ist immer sehr gefährlich, wenn ein junger Mann auf die Dankbarkeit einer jungen Frau Rechnung macht.

Ich mache durchaus keine Rechnung darauf, seien Sie mir undankbar, ich will stets annehmen, daß Sie keinen Grund zur Dankbarkeit haben.

Und ich werde den Grund in der That nicht annehmen, mein Herr.

Sie würden mir dann sehr wehe thun.

Uninteressirte Theilnahme darf sich auch über Schmerzen nicht beklagen.

Sie sind wirklich sehr hart.

Wären die Frauen nur immer hart, sie würden mehr erreichen, als ihnen alle Emancipation zu Wege bringen kann.

Ich glaube, Sie würden nur erreichen, daß Sie aufhörten, das interessante Geschlecht zu sein.

Sie würden vielmehr aufhören, das schwache Geschlecht zu sein, und dann hätten die Frauen Alles.

Nur die Männer nicht.

Gerade die hätten sie dann gewiß.

Die Frauen sind nur stark, wenn Sie lieben, und Sie lieben nur, wenn sie schwach sind, also ist die Schwäche ihre Stärke.

Das ist sehr paradox. Ich würde sagen: die Frauen sind nur in der Liebe stark, wären sie es auch außerdem, sie würden allein die Welt beherrschen.

Aber ſtark und hart, das wären doch immer ganz verſchiedene Dinge.

Nur die Harten ſind ſtark.

Der umgekehrte Satz würde Sie ſchlagen. Die Stärkſten ſind oft die Großmüthigſten, die Schwächlinge oft die Hartherzigſten.

Hart iſt nicht hartherzig, ein weiches Herz verträgt ſich ſehr gut mit einem harten Kopfe. Das iſt die Härte, welche ich meine und welche eine Tugend iſt.

Der Kopf ſoll alſo dem Herzen immer vorangehen?

Wenn das wäre, würde das Regiment des Herzens bald aufhören. Der Kopf ſoll nicht vorangehen, ſondern mit dem Herzen zuſammen. Der Kopf ſoll nicht im Herzen ſitzen und das Herz auch nicht im Kopf. Das erſte macht gutmüthige Narren, das zweite ſchlechte Diplomaten und kalte Egoiſten.

Napoleon ſagte: gute Diplomaten.

Ja, ſo gut wie Napoleon.

O, Napoleon war ein edler Mann.

Er hatte Anlagen dazu, aber ſein Kopf verdarb ſein Herz.

Sie machen ihm alſo zum Vorwurf, daß er zu viel Geiſt hatte?

Verzeihen Sie, das ſagte ich nicht. Ich machte ihm nur zum Vorwurf, daß er zu viel Kopf hatte.

Nun, Kopf iſt Geiſt.

O, es ſind noch andere Dinge in der Hirnſchaale, es giebt verſchiedenerlei Geiſt. Wir ſind aber von unſerem eigentlichen Thema ganz abgekommen.

Wir ſtanden bei der Theilung unſeres Vermögens.

Wir ſtanden beim Theater. Alſo wollen Sie oder nicht? Sie auf die Bühne bringen?

Ja.

Wollen Sie tragiſche Rollen ſpielen? Dazu ſind Sie nicht gemacht.

Dazu ſind wir Frauen mehr oder minder verdammt, aber ich will ſie eben deshalb nicht auf der Bühne ſpielen. Ich will überhaupt nicht ſpielen.

Wollen Sie ſingen?

Ich will auch nicht ſingen.

Nun, ſo wollen Sie tanzen?

Das iſt es.

Sie wollen alſo Ihre Paſſion auf's Theater bringen?

Ich will und muß.

Nun gut, ich werde Ihr gehorſamer Diener ſein. Ich kenne einen Gentlemen, welcher mit dem Direktor des franzöſiſchen Theaters ſehr befreundet iſt, die Sache wird ſich bald genug machen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Gentlemen ſchon morgen vorſtelle.

Je eher je lieber.

Aber — —

Nun, aber? Haben Sie Bedingungen?

Ja, eine. Verlieben Sie ſich nicht in ihn, denn das würde ich Ihnen ſehr übel nehmen.

Iſt der Gentlemen ſo liebenswürdig?

Er iſt ein großer Narr.

So? — das iſt allerdings gefährlich.

Es iſt gewiß gefährlich, denn Sie könnten ſich aus reiner Caprice einmal in einen Narren verlieben.

Dann hätte ich mich ſchon längſt in Sie verlieben müſſen.

Lola!

Gehen Sie — ſonſt mache ich Ihnen noch ſchlimmere Complimente.

Für Ihre letzte Sottiſe nehme ich Rache. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf.

Ich ſtehe zu Dienſten.

Es wird ſich finden.

Mit dieſen Worten verließ mich der Vicomte.

Er hatte mich ſehr gut unterhalten, der junge Mann war geiſtreich, aber das iſt es ja eben, die geiſtreichen Männer ſind den Frauen ſtets gefährlich, man muß ſich ihnen gegenüber doppelt hüten. Eine Frau iſt immer ſchlimm daran. Sie muß im Leben ſtets gepanzert einhergehen und ihre beſten Freunde als ihre natürlichen Feinde betrachten. Was wäre ſomit die beſte Tugend der Frauen?

Das Mißtrauen.

Wenn die Frauen nur keine Herzen hätten!

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Der Hyde-Park.

Ein Spaziergang im Hyde-Park. — Der Lord L... — Ein merkwürdiger Grundsatz.

Am andern Tage stellte sich der Vicomte M... n wieder bei mir ein, aber den Gentleman brachte er nicht mit.

Sie kommen allein? fragte ich ihn.

Ich sehe wohl ein, versetzte er, daß Sie noch weit entfernt sind, mich nur ein wenig zu lieben, sonst würden Sie diese Frage nicht an mich richten.

Sie haben ganz Recht, versetzte ich, ich war allerdings auf den Gentlemen neugieriger als auf Sie, warum haben Sie ihn nicht mitgebracht?

Beruhigen Sie sich, ich verlasse Sie bald wieder, um ihn zu holen.

Sie haben ihn also gesprochen?

Nicht nur ihn?

Nicht nur ihn?

Ich habe mich auch schon mit dem Direktor des Theaters ausgesprochen.

Nun, das ist charmant.

Es freut mich, daß Sie mich auch einmal loben. O, der gute Molière hat wohl Recht, wenn er sagt: man kann nichts Ungetreueres, Fehlerhafteres und Schwächeres finden als ein Weib, und daß man dennoch Alles für dieses Thierchen thut.*)

Ihr Molière scheint die Frauen eben so schlecht wie die Männer gekannt zu haben, aber lassen Sie das, wir werden uns in Bezug auf dieses Thema sehr schlecht verständigen. Sagen Sie mir lieber, ob Sie Lust haben mit mir einen Spaziergang im Hyde-Park zu machen?

Bevor Sie den Gentlemen sprechen?

Vorher oder nachher, wie Sie wollen.

Nun, dann gehen wir gleich, es ist jetzt die beste Zeit.

Wir machten uns also auf nach dem Hyde-Park. Es ist bekannt, daß dieser Park der Tummelplatz der vornehmen Welt ist, und ich hatte Lust, sowohl mich ein wenig sehen zu lassen, als auch Andere zu sehen.

Eine junge Frau hat immer diesen doppelten Zweck, wenn Sie Spaziergänge macht. Ich finde das ganz in der Ordnung. War man daran gewöhnt, sich als das ausschließliche Eigenthum *eines* Mannes betrachten zu müssen, so strebt man, frei geworden, um so mehr darnach, sich dafür zu rächen. Die Männer machen es schon dann nicht anders, wenn sie ihre Frauen an der Sklavenkette festhalten.

---

*) Ecole de femmes. Die Verse heißen:

Il n'est rien de plus faible et de plus imbécille,
Rien de plus infidèle, et malgré tout cela
Dans ce monde on fait tout pour ces animaux là.

Wir trafen im Hyde-Park einige Herren, die mir als einer neuen Erscheinung ihre ganze Aufmerksamkeit schenkten.

Wer ist diese Dame? hörte ich zuweilen Einen den Andern fragen.

Kenne sie nicht, aber eine niedliche Lady, sehr niedliche Lady, war die Antwort.

Wenn der vornehme Engländer „niedlich" sagt, so drückt er damit den höchsten Grad seiner Bewunderung aus. Es ist gewissermaßen eine Anstandsregel der vornehmen Welt in diesem frostigen England, über nichts in Extase zu gerathen. Ob es ein schönes Weib oder sonst etwas Schönes ist, was sie sehen, Ihre Empfindung bleibt immer gemäßigt. Nihil admirare, d. h. „nichts zu bewundern", das ist ihr Wahlspruch.

Ich wußte das, und konnte also mit dem Beifall, welchen man mir zollte, vollkommen zufrieden sein.

Ich hätte mich übrigens auch mit einem geringern Grad der Bewunderung begnügt. Denn diese Herren, welche jetzt sagten: „eine niedliche Frau", die sagten sicher ein Stündchen später zu ihren Pferden mit demselben Ernst und denselben Empfindungen: „ein niedliches Pferd".

Ich muß es wiederholen: Die Engländer sind keine liebenswürdige Liebhaber, keine liebenswürdige Ehemänner, aber sie sind gute Ehemänner und die Engländerinnen finden dabei vollkommen ihre Rechnung.

Wer ist der Herr dort, der mich so stark beobachtet, fragte ich meinen Begleiter, auf einen Herrn deutend, der uns schon mehrere Male gefolgt war.

Es ist der Lord L..., dessen Wahlspruch es ist: eine schöne Frau darf man nur ansehen und nicht mehr.

Also ist der Lord unverheirathet?

Nein, er hat eine Frau.

O, dann ist es ein sehr löblicher Grundsatz.

Er bringt diesen Grundsatz, wie man sich zuflüstert, nicht allein bei andern Frauen, sondern auch bei der seinen in Anwendung.

Aber warum hat denn der närrische Mensch sich verheirathet?

Er hat sich diesen Grundsatz erst nach seiner Verheirathung angeeignet.

Und seine Frau ist schön?

Sehr schön.

Ich bin da sehr begierig zu wissen, welchen Grundsatz der edle Lord in Bezug auf die häßlichen Frauen hat, er ist vielleicht gerade ein Freund von häßlichen Frauen.

Wenn er es wäre, ich glaube, er hätte so Unrecht nicht.

Ich bitte um die Erklärung.

Die häßlichen Frauen sind weniger widerspenstig, weniger verzogen, weniger eingebildet.

Sagen Sie doch gleich: liebenswürdiger von Charakter.

Meinetwegen sagen Sie das.

Ich will das zugeben, aber in Bezug auf die Männer ist es, glaube ich, nicht der Fall. Die häßlichen Männer sind gewöhnlich am eingebildetsten und dünkelhaftesten.

Das ist ein zu großes Lob für die schönen und ein zu großer Tadel für die häßlichen Männer.

Umgekehrt wird es wohl auch bei Ihrem Ausspruche über die Frauen der Fall sein. Ich glaube, mein Herr, der Charakter einer Frau ist niemals abhängig von ihrem Aeußern. Was aber den Lord L .... betrifft, so möchte ich ihn wohl kennen lernen.

Wollen Sie seinen Grundsatz auf die Probe stellen?

Habe ich Ihnen etwa schon gesagt, daß ich mich für hübsch halte?

Nein, ich sage es Ihnen.

Ich habe Ihnen aber schon erklärt, daß ich Sie für einen Schmeichler halte.

Nein, Sie haben mich für einen Heuchler erklärt.

Noch besser, dann sind Sie gewiß ein Schmeichler. Indeß, ich gebe Ihnen zu, daß ich hübsch bin. Ich habe das sogar eher gewußt, als ich Sie gekannt habe. Man weiß das, wenn es der Fall ist, ohne es von den Männern zu hören. Wir Frauen haben zu viel angebornen Schönheitssinn, um nicht von selbst auf unsere eigene Schönheit aufmerksam zu werden.

Sie wünschen also den Lord L... kennen zu lernen, und Sie glauben, daß er seinem Grundsatz untreu werden und Sie nicht blos ansehen wird? Nun, ich glaube auch, daß er sich mit dem Ansehen nicht begnügen wird. Sie stoßen alle Grundsätze und alle Regeln um.

Ich wünsche weiter nichts, als den Lord L... kennen zu lernen. Was er mit seinen Grundsätzen machen will, soll mir gleichgültig sein.

Mir aber nicht.

Und weshalb Ihnen nicht?

Nun, ich würde eifersüchtig werden.

Dazu haben Sie gar kein Recht. Sie haben mir versprochen, mir ohne Interesse zu dienen.

Aber, meine Schöne, die Eifersucht hat auch gar kein Interesse für mich.

So lassen Sie solche bei Seite.

Ich will sehen, wie lange es geht.

Sie kennen den Lord L... näher?

Ich kenne ihn ſehr gut.

So werden Sie dafür ſorgen, daß ich mit ihm zuſammen komme.

Ja, wenn Sie mir verſprechen, ihn, in Bezug auf Sie, bei ſeiner fixen Idee zu laſſen.

Das ſind ſchlechte Dienſte, die man an Bedingungen knüpft.

Nicht immer.

Nun, ich gehe auf keine Bedingung ein. Ich werde den Lord L... ſchon kennen lernen. Er wird mich aufſuchen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf.

Und woraus ſchließen Sie das?

Fragen Sie darnach nicht, Sie werden ſehen, wie gut ich die Männer kenne.

Ich zweifle.

Laſſen Sie ſich das geſagt ſein. Je ſchwächer die Frauen erſcheinen, je ſtärker ſind ſie oft, und umgekehrt ſind das oft die ſchwächſten Männer, welche ſich das Anſehn großer Charakterſtärke geben.

Der Erfolg wird es lehren.

Wir hielten uns wohl eine gute Stunde im Hyde-Park auf. Man macht daſelbſt mit einigem Scharfblick ſehr merkwürdige Erfahrungen und ſieht ſehr merkwürdige Menſchen. Der Hyde-Park hat ein ſo diplomatiſch-ariſtokratiſches Anſehn, als wäre er der Privatgarten eines Staatsmannes, und doch gehört er dem engliſchen Volke. Aber von dieſem Volke können alle Völker der Erde, und namentlich die Franzoſen und die Deutſchen, ſehr viel lernen. Während ſie dieſes England als das Land der Freiheit und Gleichheit rühmen und von dieſem Lande gleichſam ihre revolutionären Tendenzen holen, giebt

es kein Land in der Welt, in welchem, wie in England, trotz aller seiner Freiheit und Gleichheit, eine so strenge Ständesonderung vorherrschend ist.

Der Adel in England ergänzt sich fortwährend aus dem Volke, Talent und Reichthum öffnen Jedermann die höchste Stufe, der Stammbaum und eine große Ahnenreihe spielen keine Rolle, wer sich einmal zu der höchsten Klasse emporgeschwungen hat, wird von der hohen Aristokratie so aufgenommen, als hätte er und seine Vorfahren immer mit ihr gelebt, aber eben so bald hört alle Berührung mit denjenigen auf, welche zu dieser Sphäre nicht gehören. Das Volk ist weit entfernt, hieran Anstoß zu nehmen, es ehrt und achtet die höheren Stände, es blickt zu ihnen nicht mit Neid hinauf, weil es weiß, daß das Talent nur für die Größe des Volkes thätig ist, und daß von dem Reichthum seines Adels große Brocken für seine Tasche abfallen. Die Aristokratie in England ist aber auch weit entfernt, dem Volke zu schmeicheln; was sie für das Volk thut, thut sie ohne alle Rücksicht, sie hält sich eben so unabhängig von dem Volke, wie von der Krone, und nie läßt sie die Achtung außer Augen, die sie sich selbst schuldig ist. Sollte es Jemand einen Augenblick vergessen, wie tief er in der menschlichen Gesellschaft unter einem Lord oder einem Herzog ꝛc. steht, so würden ihm hierüber sehr bald die Augen geöffnet werden.

So war z. B. der Herzog von Wellington, welcher sehr leutselig sein kann, obgleich er der größte Aristokrat in England ist, einmal mit einem Herrn Tim, welcher in der Schatzkammer arbeitete, in Berührung gekommen, hatte mit ihm gesprochen und sogar ein Beefsteak mit ihm gegessen. Bald darauf sah Herr Tim den Herzog auf der Straße und redete

ihn an. Mit wem habe ich die Ehre? fragte der Herzog. Mein Gott, kennen Sie mich nicht mehr? fragte der Herr Tim sehr verwundert, ich bin der Tim von der Schatzkammer, mit welchem Sie neulich ein Beefsteak zusammen gegessen haben. Ah — Herr Tim, sagte der Herzog, ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen, Und damit wandte ihm der Herzog den Rücken

Wenn ein vornehmer Herr sich einmal gegen einen minder Hochstehenden herablassend gezeigt hat, so räumt er ihm damit noch keineswegs das Recht ein, fortwährend oder nur noch einmal diese Herablassung in Anspruch zu nehmen.

Die Sitten der englischen Aristokratie sind schwer nachzuahmen, kein anderer Adel des Continents kann mit dem englischen darin wetteifern, ja, es geschieht nicht selten, daß sich der Adel anderer Länder, der bei sich zu Hause mit peinlicher Aengstlichkeit an Etikette festhält, in England lächerlich macht — aus Mangel an Etikette. Man weiß davon artige Dinge zu erzählen.

Ein französischer, sehr vornehmer Herr hatte die Ehre mit der Königin zu tanzen, und redete sie während des Tanzes an. Herr Marschall, sagte sie zu ihrem Ceremonienmeister, lehren Sie diesem jungen Mann Lebensart.

Wenn die Königin mit Jemanden tanzen will, so hat sie damit noch nicht ausgesprochen, daß sie seine Unterhaltung wolle.

Eine deutsche, sehr hochstehende Person war eingeladen worden mit der Königin einen Spazierritt zu machen. Sie kam nicht zur bestimmten Zeit und mußte deshalb in der Suite der Königin reiten. Diese hohe Person rächte sich dafür und sagte, als sie einst aufgefordert wurde mit der Königin zu tanzen, daß sie bereits engagirt sei.

Dieſe Grobheit hatte keine andere Wirkung, als daß die Engländer ſagten: ſie allein ſeien wahre Edelleute.

Es iſt wahr, die Engländer ſind anmaßend im hohen Grade, aber dies iſt mit ein Grund, weshalb ſie ſo viel Achtung genießen, ſowohl in ihren eigenen, als in fremden Ländern. Das engliſche Volk gewinnt in dem Grade dabei, als andere Völker dabei verlieren.

Neunundfünfzigſtes Kapitel.

Der Gentlemen.

Die Gefährlichkeit eines Narren. — Eigenthümliche Liebeserklärung. — Ein Fußfall.

Wir hatten durch unſern Spaziergang im Hyde-Park die Zeit verſäumt, und der Vicomte hatte den Gentlemen nicht mehr angetroffen, dafür kam dieſer am andern Morgen ohne den Vicomte. Der Gentlemen wußte meine Wohnung und war gegen den leichtfertigen Franzoſen zu mißtrauiſch geworden, um erſt zu warten, bis er abgeholt werden würde. Er wollte mich durchaus kennen lernen und wählte den kürzeſten Weg.

Der Gentlemen hieß Mr. B...l, hatte ſehr viel Geld, ſehr viele Liebhabereien und — einen Buckel.

Das Letztere gefiel mir außerordentlich gut.

Die buckligen Leute ſind gewöhnlich angenehme und heitere Geſellſchafter, ſie haben in der Regel einen guten Humor und viel Mutterwitz. Freilich war dieſer Bucklige ein Gentlemen und ein Engländer, und ein Engländer iſt in der Regel unter allen Umſtänden und bei jeder Körperbeſchaffenheit ernſter Natur.

Ich war nicht wenig befremdet, als der Mr. B...l zu mir ins Zimmer trat und mir mit einem ſehr liebenswürdigen Lächeln ſagte:

Verzeihen Sie, Lady, daß ich ohne Umſtände zu Ihnen komme. Berühmtheiten ſind das kosmopolitiſche Eigenthum aller Völker und aller Menſchen, Sie ſind die große ſpaniſche Tänzerin Lola Montez y Porris?

Ich war im Begriffe, dem guten Manne ſeinen Irrthum in Betreff meiner Berühmtheit zu benehmen, da fiel es mir aber ein, daß der Vicomte wahrſcheinlich mit Bedacht dieſe Lüge erſonnen haben konnte, um raſcher und ſicherer zum Ziele zu kommen.

Auf welche Weiſe habe ich die Ehre, von Ihnen gekannt zu ſein? fragte ich.

Meine Dame, verſetzte er, der Ruf Ihrer Schönheit, Ihrer außerordentlichen Kunſtfertigkeit iſt Ihnen vorangegangen.

Da hat mein Ruf beſſere Sprünge, als ich ſelbſt gemacht, ſagte ich lachend.

O, meine ſchöne Lady, Sie ſehen einen Mann von Welt und Bildung vor ſich, verſetzte er, der es zu einem ſchönen Vermögen gebracht hat. Bei dieſen Worten ſpielte er mit ſeinem ungeheuren Uhrgehänge. Ich bin in der ganzen Welt geweſen, ich habe mich in Indien mit den Schlangen und Löwen, in Italien mit den Banditen, in Spanien mit den Pfaffen, in Frankreich mit den Republikanern und in Deutſchland mit den Communiſten herumgeſchlagen. Ich bin von ſämmtlichen Königen und Fürſten des Continents zur Tafel geladen worden, ich kenne die Celebritäten aller Länder und mithin auch die Spaniens, Ihres herrlichen Vaterlandes, ich kenne mithin auch Sie, die berühmte ſpaniſche Tänzerin von Madrid Lola Montez y Porris.

Es wurde mir wahrlich sehr schwer, dem Herrn nicht ins Gesicht zu lachen. Wenn er alle europäischen Celebritäten so gut wie meine Wenigkeit kennt, dachte ich, dann muß es mit seiner Wissenschaft sehr schlecht beschaffen sein. Der Vicomte hatte vollkommen Recht, ich hatte das Vergnügen, einen großen Narren vor mir zu sehen.

Wenn ich so glücklich bin von Ihnen gekannt zu sein, versetzte ich, so ist mir das sehr angenehm, ich muß gestehen, daß ich auch Sie bereits als einen der eifrigsten Beschützer der schönen Künste kenne, ich weiß, daß Sie mit allen Theaterdirectoren Londons in einem intimen Verhältnisse stehen, und namentlich mit dem vom Theater francaise, auf welchem ich aufzutreten große Lust habe.

Ob ich ihn kenne, versetzte Mr. B...l, sehr genau, wie meinen Bruder. Bezahle hundert Pfund Sterling jährlich für meine Loge, obschon ich nur hineingehe, wenn es was Ausgezeichnetes giebt. Wenn Sie tanzen werden, meine schöne Lola Montez y Porris, werde ich allerdings ebenfalls nicht verfehlen, ich werde ganz entzückt sein, Sie tanzen sehr schön, habe noch nie den Fandango schöner tanzen sehen.

Das ist sehr schmeichelhaft für mich, versetzte ich, ich wünsche sehr bald auf dem Theater francaise aufzutreten.

Sehr bald, das versteht sich. Wünschen Sie morgen?

Sobald als möglich.

Nun gut, ich werde dafür sorgen, kann ich die Ehre haben Sie morgen zum Direktor zu führen?

Wie Sie es wünschen.

Nein, wie Sie es wünschen, aber wenn Sie es wünschen, so werde ich Sie morgen abholen. Rechnen Sie auf mich. Während Ihres Aufenthaltes in London stehe ich Ihnen ganz und gar zu Diensten, habe großen Einfluß, verlassen Sie sich

darauf. Ich kenne alle Lords, alle Herzöge, alle Parlamentsmitglieder beider Häuser, stehe mit Ihnen auf sehr intimem Fuß und kann Ihnen sehr nützlich sein.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, Mr. B...l.

Das hat nichts zu sagen, meine schöne Miß, ich weiß, was ein Gentlemen dem schönen Geschlechte schuldig ist, und ich gestehe Ihnen offen, daß ich noch niemals in meinem Leben ein paar so prächtige Augen wie die Ihren gesehen habe, verbrenne mir das Herz damit, meine schöne Miß.

Dafür weiß ich Hülfe, Mr. B...l, sagte ich laut auflachend.

O, ob Sie wissen! versetzte der närrische Kauz und machte ein Paar fürchterlich verliebte Augen.

Sie sind ein Narr, mein Herr, rief ich, da ich unmöglich länger an mich anhalten konnte.

Dieser Ausruf verfehlte auf den Gentlemen aber gänzlich seine Wirkung Er verlor nicht das Geringste von seiner selbstzufriedenen Miene, und versetzte mit dem größten Stoicismus:

Nicht immer, meine schöne Miß! Ich kann mir das Zeugniß geben, daß ich ein höchst gescheidter Mann bin, nur den Frauen gegenüber fährt mir der Verstand in's Herz, ich habe zu viel Gefühl für das Weib, um nicht ein wenig aus der Ordnung zu kommen, wenn ich bewundern muß. O, Ihre Augen, Miß, Ihre Augen, sie blenden mich.

Wenn Sie so leicht geblendet werden, so wird es, glaube ich, gut sein, wenn Sie Ihre Augen verlieren, ehe Sie Ihren Verstand verlieren. Noch einmal, reden Sie von andern Dingen, als von meinen Augen.

Es kommt alles an die Reihe, meine schöne Miß Lola Montez y Porris. Alles ist hübsch an Ihnen, selbst der Name. Wenn wir genug von Ihren Augen gesprochen haben werden,

dann werden wir auch zu Ihrer Taille kommen, zu Ihren Händen, zu Ihren Füßen.

Da ſollte man nicht lachen! — Wahrlich, dieſe Engländer ſind doch in Allem ſyſtematiſch, ſelbſt in der Narrheit, der Vicomte hatte Recht, dieſer Narr konnte in der That für mich gefährlich werden.

Und wenn Sie mit meinen Füßen fertig ſein werden, fragte ich, fangen Sie dann wieder von vorne an?

Nein, meine allerliebſte Miß, bei Ihren Füßen werde ich mich ſo lange aufhalten, bis Ihre flammenden Augen es ausſprechen: Du biſt erhört!

Bei dieſen Worten ringelte ſich der Gentlemen plötzlich wie eine Schlange zuſammen und ſchoß zu meinen Füßen hin. Das war über das Luſtſpiel hinaus, ich war ſehr froh, als der Vicomte ins Zimmer trat und dieſer Scene ein Ende machte.

Er brach in ein lautes Gelächter aus, als er die ſonderbare Situation des modernen Adonis ſah.

Ich habe es Ihnen geſagt, rief er mir zu, der Herr B...l iſt einer der gefährlichſten Menſchen, keine Frau vermag ihm Widerſtand zu leiſten. Er iſt ein wahrer Alexander, der den gordiſchen Knoten ſogleich mit dem Schwerte durchhaut.

Ich glaube, ſagte ich, der Herr B...l iſt ſelbſt ein gordiſcher Knoten, den man durchhauen muß, um aus der Verwicklung zu kommen.

Der Vicomte lachte recht herzlich über dieſen Witz, der Gentleman B...l erhob ſich mit der äußerſten Gravität, und weit davon entfernt verlegen zu werden, ſagte er zu dem Vicomte:

Sie haben mich in der ſchönſten Stunde meines Lebens geſtört, ich war ſo gut im Zuge, nun, meine allerliebſte Miß, wenn ich wieder die Ehre haben werde, Sie zu beſuchen, da

werden Sie die Güte haben Ihre Thüre zuzuſchließen. Alſo morgen!

Mit dieſen Worten empfahl ſich der Gentlemen.

Es giebt doch ſonderbare Leute in der Welt, aber ein Glück iſt es, daß dieſe Art Carricaturen ſeltener vorkommen; ich rathe jeder Frau, wenn Sie einmal gleich mir, das Schickſal haben ſollte, ſich einem ſolchen Narren gegenüber zu befinden, den Gedanken feſtzuhalten, daß auf unſerer großen Bühne, der Welt, Jeder nur die Rolle ſpielen kann, die ihm das Geſchick zuertheilt hat.

Mr. B...l war einmal ein Narr, mußte er ſich nicht wie ein Narr benehmen?

Man kann einem ſolchen Menſchen deshalb nicht zürnen, und dann — jede Abwechſelung im Leben iſt intereſſant, wenn wir nur dabei lachen können. Die Männer in London ſind ſo fürchterlich weltklug — daß es wohlthut, einmal auf einen Narren zu ſtoßen, der nichts dagegen hat, wenn man ihn beim rechten Namen nennt.

Sechszigſtes Kapitel.

Der Ring.

Tänzerin. — Zweiter Beſuch des Gentlemen B...l. — Der Handel. — Der Finger und was mehr?

Nachdem ich die Bekanntſchaft des ehrenwerthen Gentlemens B...l gemacht hatte, hielt ich es für gerathen, mich deſſen Vermittelung nicht zu bedienen und mich ſelbſt an den Direktor des Theater franzaiſe zu wenden.

Ich beſuchte ihn am andern Tage.

Es machte mir keine große Schwierigkeit, Aufnahme zu finden, und am nächſten Freitag ſollte ich die erſte Probe meiner Kunſt ablegen.

So war ich denn urplötzlich eine Tänzerin.

Ich muß geſtehen, daß dieſer Gedanke nichts Drückendes für mich hatte, die ganze Leidenſchaft meiner Jugend, meiner Kindheit erwachte wieder. Ich war wieder frei, ich konnte wieder tanzen, wieder ſpringen. Daß die Bühne nicht die freien Felder Indiens, daß der Glanz der Lampen nicht Bengalens tropiſche Sonne, daß die Engländer nicht wilde und eben deshalb um ſo natürlichere Menſchen waren, das freilich kümmerte mich in dieſem Augenblicke wenig.

Ich war Tänzerin.

Aber ich war auch ein Weib und warum soll ich es leugnen? ich überflog schon im Geiste die Triumphe, die ich auf der Bühne feiern würde, ich dachte daran, daß ich schön war, und daß ich gefallen müßte in der wilden Leidenschaftlichkeit meiner Bewegungen.

Die Stunden bis zu meinem ersten Auftreten vergingen mir wie ein süßer Traum.

Ich war einmal recht glücklich, so glücklich, daß ich fast das Bedürfniß fühlte — zu lieben.

Man bleibt doch immer Weib, wenn man einmal das Schicksal hat — eine Frau zu sein.

Sie mag es anfangen, wie sie wolle, eine junge Frau muß lieben.

Mag sie gegen hundert Männer, die ihr nicht gleichgültig sind, die Rolle einer wahren und aufrichtigen Freundin übernehmen, es kommen Momente, wo sie nicht umhin kann, sich noch einen — Geliebten zu wünschen.

Der Vicomte, welcher mich jetzt besuchte, fand mich träumend, aufgelöst in meinen innersten Gefühlen.

War er es oder schien er mir bloß in diesem Augenblicke liebenswürdiger, geistreicher als je zu sein?

Er erkannte meine Stimmung und wollte sie benutzen.

Er wollte schnell aus einem Freund ein Liebhaber werden.

Wie leicht wäre ich wieder eine Sklavin geworden.

Hand und Herz, das war es, was er mir bot.

Tänzerin oder Gräfin, diese Wahl hatte ich jetzt.

Aber frei oder Sklavin!

Da zur glücklichen Stunde fiel mir der Lord L... mit seinem Grundsatze ein:

Eine schöne Frau muß man nur ansehen.

Und ich ſagte mir:

Er mag nach ſeinen Erfahrungen Recht haben, aber ich glaube, es iſt auch richtig, wenn ich an dem Grundſatze feſthalte:

Mit einem geiſtreichen Manne muß man nur ſprechen.

Ich kam nicht in Verſuchung, die Stärke meines neuen Grundſatzes zu erproben, ich erhielt zur glücklichen Stunde einen zweiten Beſuch, und der Vicomte rief halb ärgerlich und halb ſarkaſtiſch:

Wenn Sie mit mir nur ſprechen wollen, meine Liebe, was werden Sie mit dieſem Narren beginnen?

Es war nämlich der Gentlemen B...l, welcher ſich jetzt eben melden ließ.

Nun, ich werde ihn ſprechen laſſen und über ihn lachen.

Der Herr B...l machte ein ſehr ſaures Geſicht, als er meine Geſellſchaft ſah, und ich bemerkte, daß er etwas unter ſeinen Rock zu verbergen ſuchte.

Sie wollen mich gewiß zu Ihrem Direktor abholen? ſagte ich ihm.

Ja, meine ſchöne Donna Lola Montez y Porris, das eben wollte ich, verſetzte er. Mein Wagen wartet ſchon auf Sie.

Es thut mir herzlich leid, daß Sie allein abfahren müſſen, verſetzte ich ihm, ich habe den Direktor ſchon geſprochen und die Sache iſt bereits abgemacht.

Ah — o — rief der arme B...l, ſehr verdutzt, abgemacht ohne mich, das iſt ſehr Unrecht.

Ich wollte Ihnen die Mühe ſparen, mein Herr.

Mühe ſparen? Es iſt ſehr Unrecht.

Der Gentlemen ſpielte mit ſeiner Uhrkette und warf einen finſtern Blick auf den Vicomte.

Offenbar war ihm die Gegenwart dieſes Herrn nicht recht.

Ich war jetzt einmal zum Lachen aufgelegt und sagte zum Vicomte:

Gehen Sie jetzt, mein lieber Freund, und richten Sie Ihren Auftrag aus und kommen Sie recht bald wieder.

Der Vicomte verstand mich, aber dennoch schien er einen Augenblick unschlüssig zu sein, ob er mich verlassen sollte.

Auf meine bittende Bewegung ging er jedoch, ich merkte indeß wohl, daß er an meiner Thüre lauschte.

Ah, es ist schön, daß er fort ist, rief der Gentlemen, jetzt können wir ungestört plaudern.

Nun so plaudern Sie.

Ach, fuhr er fort, ich möchte den Demantglanz Ihrer schönen Augen auch an jedem Ihrer niedlichen Finger sehen.

Diese Worte begleitete er mit einem bedeutsamen Augenzwicken, das mir durchaus unverständlich war.

Sehen Sie, fuhr er fort, indem er ein Kästchen unter seinem Rocke hervorholte, was meinen Sie zu diesem schönen Ring?

Er ist in der That sehr schön, ich beneide Ihre Geliebte darum, für die er ohne Zweifel bestimmt ist.

Sie beneiden sie, meine schöne Lady? O, Sie haben nicht Ursache, sie zu beneiden, ganz gewiß; Sie haben gar keine Ursache dazu.

Meinen Sie?

Ob ich es meine! Denn für — Sie ist dieser strahlende Diamant bestimmt — Sie sind meine Geliebte!

Wirklich, Mr. B...l? rief ich lachend, ich bin also Ihre Geliebte, mein Gott, warum haben Sie mir das nicht schon gestern gesagt?

Wollte ich es denn nicht sagen? rief er mit einem höchst ironischen Pathos, lag ich nicht schon zu Ihren Füßen, als

leider der vert — — —, wollte ſagen der Vicomte dazwiſchen kam, ſehr dazwiſchen, ſchöne Lady.

Sie hätten ſich nicht ſtören laſſen ſollen.

Das wollte ich auch nicht, ich wollte erſt gar keine Rückſicht auf ihn nehmen.

Das wäre ſehr vortheilhaft für Sie geweſen, dann wäre Ihnen der Vicomte nicht zuvorgekommen.

Ach, der Abſcheuliche! — Aber ich hoffe — —

Daß mein Herz Raum für zwei Liebhaber haben wird?

Nein, das wollte ich nicht ſagen, ich meinte nur, daß der Vicomte ſich wohl eine andere Lady ſuchen könnte.

Nun ja, das glaube ich auch.

O, charmant. Bitte, geben Sie mir Ihre niedlichen Fingerchen.

Hier.

Der Narr zog mir den Ring auf und drückte dabei meinen Finger ſo entſetzlich, daß ich laut aufſchrie.

O, Ihr Diamant thut weh; rief ich.

Es iſt der Schmerz der Liebe, verſetzte er, und führte meine Hand zu ſeinem Herzen.

Warten Sie nur ein wenig, rief ich, ich gebe Ihnen die Finger und Sie nehmen ſich die ganze Hand. Iſt das wohl in England Sitte?

O, es iſt hier Sitte Alles zu geben, wenn man den Finger giebt.

So? Das thut mir Leid, dann nehmen Sie nur Ihren Ring wieder.

Wieder nehmen, Miß? Was denken Sie? Bin ich nicht ein Gentlemen?

Ich halte Sie wenigſtens dafür.

Ich werde alſo meinen Ring nicht wieder nehmen.

So seien Sie auch mit meinem Finger zufrieden.

Und mehr nicht, Lady? Mehr nicht?

Nun was wollen Sie denn noch?

O, was ich will! — Was ein Mann von einer Frau will! Was der Gentlemen B...l von Lady Lola Montez y Parris will.

Meinen Arm?

Ihren Arm.

Haben Sie etwa auch ein Armband mitgebracht?

Ein Armband?

Nun, ich denke, mein Herr, daß Sie sich auf die Bezahlung der Frauen verstehen.

Ich sehe wohl ein, meine schöne Lady, daß Sie gewohnt sind, mit Gentlemens umzugehen. Sie sollen das Armband haben. Ich werde es gleich besorgen.

Es eilt durchaus nicht, Mr. B...l. Lassen Sie sich doch nur Zeit.

Nein, ich werde mir keine Zeit lassen, Ihre Wünsche zu erfüllen, durchaus keine Zeit, nicht eine Sekunde. Leben Sie für einen Augenblick wohl.

Nehmen Sie doch auch Ihren Ring mit, Mr. B...l.

Nein, das thue ich nicht.

Ich bitte Sie darum. Hier ist er.

Nein, ich lasse mich nicht erbitten, so weichherzig ich auch sonst bin.

Soll ich ihn zum Fenster hinauswerfen?

Um des Himmelswillen, Lady, was wird der Mob *) dazu sagen?

So nehmen Sie.

---

*) Pöbel.

Gut, ich werde ihn nehmen, bis ich Ihnen das Armband bringe. Bis dahin leben Sie wohl, schöne Lady.

Der Gentlemen ging fort, draußen traf er den Vicomte, welcher sich den Bauch hielt. Der Gentlemen, weit entfernt, von seinem Gelächter beleidigt zu werden, warf ihm einen triumphirenden Blick zu.

Ich hatte indessen nicht Lust, seine Rückkehr abzuwarten, und verließ meine Wohnung, um einen Besuch zu machen.

Einundſechszigſtes Kapitel.

Mein erſtes Debüt.

Lorgnetten. — Der Rauſch einer Künſtlerin. — Augen oder Beine?

Der Engländer iſt kein Freund vom Theater, es iſt dieſes keine noble Paſſion. Dramen, Schauſpiele, Luſtſpiele zu ſehen, das überläßt der vornehme Engländer zumeiſt nur dem Volke, dem Krämer.

Die Theater, es giebt deren wohl an zwanzig in London, machen deshalb auch ſchlechte Geſchäfte. Dagegen ſind die Engländer für das Singen und Tanzen ſehr eingenommen, vielleicht auch nur für die Sängerinnen und Tänzerinnen. — Da ich ſo glücklich war, das Letztere zu ſein, ſo war bei meinem erſten Auftreten das Theater ſehr gefüllt.

Ich war gewohnt, die Aufmerkſamkeit der Männer zu erregen, ich hatte in meinem Leben genug Huldigungen von ihnen empfangen, es war mir nichts Neues, daß ſich Ihre Blicke auf mich richteten, ich war ſchon oft genug durch die Lorgnette betrachtet worden, daran war ich gewöhnt; wie kam es, daß, als ich zuerſt die Bretter betrat, mir dieſes Alles dennoch ganz anders erſchien?

Hatte die Eitelkeit der Künſtlerin die Eitelkeit des Weibes

zurückgedrängt, indem ich mir ſagte, alle dieſe Aufmerkſamkeit gilt nicht der Frau, ſondern der Künſtlerin?

Sonderbar! Was man auch immer von den Menſchen denkt, ſo klein man von ihnen urtheilen, ſo verächtlich man ſie im Allgemeinen finden mag, ſo ſehr man ſich auch über ihren Tadel erhaben glaubt, man iſt nicht gleichgültig gegen ihr Lob.

Und dazu braucht man nicht einmal eine Frau zu ſein.

Nennt mir einen Helden von Alexander bis auf Napoleon, dem nicht das Lob ſelbſt des gewöhnlichſten Menſchen, ſelbſt eines Narren, vielleicht ſelbſt eines Kindes, eine gewiſſe innere Behaglichkeit erweckt hätte? Wie oft ſtellen wir das Lob eines Fanten über den Tadel der Geſcheidten, obgleich letzterer oft ſchmeichelhafter für uns iſt. Wie gern will auch der Schlechteſte gelobt ſein, wie willig bietet Jeder dieſem berauſchenden Fluidum ſein Ohr?

Und was iſt das Lob, daß es eine ſolche magiſche Wirkung auf uns übt, die dem menſchlichen Geſchlecht eben ſo verderblich geworden iſt, wie alle deſſen Laſter zuſammen genommen?

Was es iſt? Nichts als Eigenliebe, nichts als Egoismus, nichts als Eitelkeit, nichts als Hochmuth.

Wenn ihr Männer nicht ehrlich und aufrichtig genug ſeid, dieſes einzugeſtehen, nun, ſo hört es von einem Weibe.

Aber es war doch nur ein Weilchen, daß ich auf das Wohlgefallen des Publikums lauſchte.

Bald vergaß ich Alles um mich her.

Die Träume meiner Jugend lebten wieder auf. Ich war nicht mehr in London. Es ſchien mir, als ſei ich zurückverſetzt in das farbige Land meiner Kindheit, als wenn mich die Glut dieſes Landes anhauche. Das wilde ungezähmte Weſen einer freien Natur ward mir wieder zu eigen, ich tanzte, unbeküm-

mert um den Takt der Muſik, welche Mühe hatte, meinen Bewegungen zu folgen, ich tanzte, unbekümmert um den Beifall oder das Mißfallen des Publikums, ich würde so getanzt haben, wenn auch das Theater leer geweſen, wenn mich kein Menſch geſehen hätte.

Als ich abgetreten war, gratulirte mir der Direktor, welcher mir verſchiedene Herren vorſtellte.

Ich empfing viele Complimente und Schmeicheleien.

Auch der Gentlemen B...l näherte ſich mir und flüſterte mir zu:

Sie Böſe konnten nicht einmal auf mich warten, und ich habe ein ſo ſchönes Armband für Sie gekauft. Werde ich morgen das Glück haben, Ihren ſchönen Arm damit ſchmücken zu können?

Wie Sie wünſchen, ſagte ich ihm.

Dann trat ein großer, ſchlanker Herr zu mir heran und überreichte mir mit ſehr zärtlichen Worten ein Käſtchen.

Nehmen Sie, ich bitte, ſagte er, dieſen einfachen Ausdruck meiner Huldigung gütig auf, es iſt weiter nichts als ein Bonbon.

Der Vicomte, welcher ebenfalls zu mir kam, drückte mir die Hand und ſagte:

Sie haben mir ſehr gefallen, aber in Ihrem Hauſe gefallen Sie mir doch beſſer.

Warum das?

Weil Sie mir dann allein gefallen.

Sie wollen alſo, daß ich nur Ihnen gefallen ſoll?

Ich wünſche nur, daß Ihnen kein Anderer gefällt.

Die Männer gefallen mir ſammt und ſonders nicht.

Wenn ich Ihnen nicht vorzugsweiſe gefalle, dann iſt mir das ganz recht.

Nun, ſo tröſten Sie ſich.

Der Vicomte begleitete mich nach Hauſe, und ich hatte eine unruhige Nacht.

Ich tanzte noch im Traume meinen Fandango und Boleros, und ich nicht allein, mein Bette, meine Möbeln, mein Zimmer, Alles tanzte mit.

Als ich mich erhob, fiel mir der Bonbon des ſchlanken Herrn ein. Ich öffnete das Käſtchen und es befand ſich allerdings ein Bonbon darin, aber in dem Bonbon befand ſich ein werthvoller Ring.

Ein Nebenbuhler vom Mr. B...l, rief ich lachend, die Sache wird gut.

Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, ſo wurde mir ein Briefchen in's Zimmer gebracht.

Ich öffnete es und las folgendes:

„Angebetenes Fräulein!

Ich bin alſo wieder in das Sternbild der Jungfrau verſetzt, dachte ich, und fuhr fort zu leſen:

Nachdem ich Sie geſtern zum erſten Male auf der Bühne erblickt hatte, war meine Ruhe dahin, ich konnte dieſe ganze Nacht kein Auge ſchließen, und es drängte mich, Ihnen die tief innigen Gefühle meines Herzens mitzutheilen, um einigermaßen wieder Ruhe zu finden.

Fräulein, es ſind die heiligſten Gefühle, welche Ihre holde Erſcheinung in mir erweckt hat. Soll ich mit kurzen Worten ſagen, was es iſt? — O, daß Sie es hören wollten! Es ſind die heiligen, göttlichen und zugleich ſo wahrhaft menſchlichen Gefühle der Liebe! — Wäre ich im Stande, eine gleiche Empfindung bei Ihnen zu erwecken, könnte ich ſagen, daß mir ein Herz gehört, dem ich, ich fühle es, ſelbſt ſchon ganz gehöre,

dann wäre ich der Glücklichste der Sterblichen, und es bliebe mir der Eine Wunsch noch übrig, der, Sie eben so glücklich zu machen — als ich es bin."

Ihr

P... S...

Der Brief ist so albern, wie ich ihn nur jemals erhalten habe, dachte ich. Es kann ihn eben so gut ein Deutscher, wie ein Franzose, Russe, Engländer, und Gott weiß, wer noch geschrieben haben. Es fehlt alle Originalität. Daß solche Käuze sich noch anmaßen, lieben zu wollen. Was verstehen solche Männer von Liebe? — Es ist zu viel gesagt für die Wahrheit und zu wenig für die Lüge, eine augenblickliche Regung, ohne Ernst, ohne Dauer, ohne Märtyrerthum. Das nennen diese Männer lieben!

Wenn Herr P... S... kommen wird, dann soll er es von mir erfahren, ob ich im Stande bin, ihn eben so glücklich zu machen, als er mich glücklich machen kann.

Ich hatte den Herrn P... S... schnell vergessen und verweilte desto länger bei dem galanten Ueberreicher des werthvollen Bonbons. Ich hatte zuvor die Devise, welche sich darüber befand, ganz unbeachtet gelassen, jetzt fiel sie mir wieder in die Augen und ich las sie:

Sie enthielt die Worte: **Plus que de complaisance.**

Es ist in der That erstaunlich, wie ernsthaft diese Herren thun können, wenn Sie eine Frau überreden wollen, sie zu erhören. Ich glaube, wenn die Versicherungen der Männer, ohne diese oder jene Dame nicht leben zu können, aufrichtig wären, das Männergeschlecht müßte schon längst ausgestorben sein, oder wenigstens in jedem Jahre einmal aussterben — wenn die Frauen einmal insgesammt hartherzig sein und es darauf ankommen lassen wollten.

Es ist kein Unglück, daß die Frauen so leichtgläubig sind, aber ich halte es für ein großes Unglück, daß sie so gern glauben, was so leicht ausgesprochen wird.

Ninon de l'Enclos beklagte sich bekanntlich in ihrem Alter darüber, daß Gott nicht die Runzeln dahin versetzt habe, wo Achyll verwundbar war, an die Ferfen nämlich. Der Wunsch ist sehr natürlich, wenn das höchste Streben darauf geht, den Männern zu gefallen; ich glaube aber, die Zeit der Runzeln ist für die Frauen die Zeit der Wahrheit, und wir würden mithin sehr viel verlieren, wenn wir sie nur an den Füßen hätten.

Die Täuschung aber kann uns nur scheinbar, niemals wahrhaft glücklich machen, und wie der weise Solon dem goldreichen Könige Krösus warnend zugerufen hat:

Niemand kann vor seinem Tode sagen, daß er glücklich sei.

So möchte ich den Frauen zurufen:

Ihr könnt nicht sagen, daß ihr wahrhaft glücklich seid, bis ihr Runzeln habt.

Zweiundſechszigſtes Kapitel.

Das Armband und noch mehr.

Noch einmal Gentleman B...l. — Das Halsband. — Der Naſenring. — Das unüberwindliche Hinderniß.

Es dauerte nicht gar lange, daß ich abermals den Beſuch des Miſtre B...l empfing. Ich hatte den Narren ſatt und wollte ein Ende mit ihm machen. Man darf ſich mit Narren nicht zu lange befaſſen, das iſt gefährlich. Freilich iſt's immer angenehm, wenn es etwas zu lachen giebt. Aber fehlt es denn an Narren? Man iſt nie in Verlegenheit, wenn man einen ſolchen Kauz ſucht.

Mein guter B...l kam alſo richtig mit ſeinem Armbande an. Mit einer höchſt ſchlauen Miene packte er ſeine Sachen aus, Ring und Armband, und ſagte mit einem ſüßen Lächeln:

Ihr Händchen, meine Liebe, mein kleiner Eigenſinn, damit ich Ihnen Ihren Ring zurückgebe.

Ich gab ihm meine Hand.

So, jetzt ſind wir gerade ſo weit, als wir neulich waren. Wir werden aber heute ein wenig weiter kommen, denke ich. Was ſagen Sie zu dieſem ſchönen Armband?

Es ist wunderschön, ich danke Ihnen.

Danke Ihnen? — Was verstehen Sie darunter, meine schöne Lady? Heißt das blos, ich danke Ihnen?

Ganz richtig, d. h. ich danke Ihnen.

Ich meine nur, ob es mir jetzt gestattet sein wird, Sie ein wenig lieben zu dürfen?

Warum ein wenig, mein ehrenwerther Gentlemen? Lieben Sie mich doch gleich außerordentlich, wenn Sie einmal dabei sind.

O, Sie machen mich glücklicher als mein Großvater, der mich eine halbe Million erben ließ.

Es thut mir wirklich leid, daß ich nicht Ihr Großvater bin.

Und warum? wenn mir diese bescheidene Frage erlaubt ist.

Nun, ich hätte Sie enterbt.

O, Sie Grausame.

Die Frauen würden dann einen gefährlichen Feind ihrer Tugend weniger gehabt haben.

Glauben Sie denn, meine Schöne, daß ich den Frauen nicht auch ohne mein Vermögen gefährlich sein würde?

Nun ja, wenn Sie sie beißen wollen.

Küssen, wollen Sie sagen.

Der Gentlemen war wirklich unverschämt genug, mir einen augenscheinlichen Beweis seiner Gefährlichkeit zu geben. Er wollte mich küssen. Ich habe gefunden, daß in solchen Lagen die Frau immer gut thut, wenn sie vom Faustrechte Gebrauch macht. Eine Ohrfeige zu rechter Zeit gegeben, kann eine Frau aus großen Verlegenheiten retten. Mag man es unweiblich nennen, mögen die Männer darüber erbittert sein, welche wollen, daß wir ihnen gegenüber stets Lämmer sein sollen, und wenn wir Löwinnen werden, es als eine Auflehn-

nung gegen ihre Oberherlichkeit betrachten, ich nehme keinen Anſtand dieſes Mittel als die beſte Abwehr gegen jede Zudringlichkeit anzuempfehlen.

Mein Gentlemen war übrigens weit entfernt ſich durch eine Ohrfeige abſchrecken zu laſſen, er drohte mir lächelnd, ſich mindeſtens noch ein halbes hundert Ohrfeigen zu verdienen. Ich gab ihm aber leicht zu verſtehen, daß mir noch andere Waffen zu Gebote ſtänden, und zeigte auf ein Paar Piſtolen und meine Reitergerte.

Da er meinen Ernſt ſah, zog er es vor, ſich lieber wieder aufs Unterhandeln zu legen.

Aber, mein Gott, rief er, Sie haben ja meinen Ring und mein Armband huldvoll angenommen.

Das berechtigt Sie nicht, mich zu umarmen.

Ach, Sie Grauſame, ich verſtehe, Sie wollen, daß ich Ihnen noch ein Halsband kaufe? Das habe ich mir im Voraus gedacht. Aber diesmal entgehen Sie mir nicht. Ich habe das Halsband gleich mitgebracht. Sehen Sie, es funkelt von Brillanten.

Das Halsband war in der That ſehr werthvoll, und Mr. B...l war in dieſer Beziehung ein wirklicher Gentlemen.

Sie ſind unwiderſtehlich, ſagte ich ihm, indem ich den Halsſchmuck bewunderte.

Ich dachte mir wohl, daß dieſer Glanz ihr eiſenhartes Herzchen ſchmelzen würde. Erlauben Sie mir gütigſt, Ihren Schwanenhals damit zu ſchmücken?

Nein, das kann ich ſelbſt thun.

Wie, geben Sie mir noch immer nicht mehr als Ihren Finger? Mein Gott, welchen Schmuck verlangen Sie denn noch?

Einen Naſenring.

Einen Naſenring?

Nun, wundert Sie das? — Ich bin eine halbe Indianerin, warum ſollte ich keinen Naſenring tragen?

Aber, meine ſchöne Dame, ich glaube durchaus nicht, daß dieſes für Sie kleidſam ſein wird.

Das iſt mir ſehr gleichgültig.

Ich befürchte nur, daß kein Juwelier einen Naſenring vorräthig haben wird.

So laſſen Sie einen anfertigen.

Iſt es nicht ein gewöhnlicher, runder Ring?

Nein, ich trage nur einen viereckigen.

Wie wäre es, meine ſchöne Miß, wenn ich Ihnen dafür noch einen Fingerring kaufe?

So viele es Ihnen beliebt.

Alſo Sie verzichten gänzlich auf den Naſenring?

Durchaus nicht.

Der fatale Naſenring! rief der Narr und ging tiefſinnig im Zimmer auf und ab.

Gut, ſagte er dann, ich werde Ihnen einen Naſenring machen laſſen, bin ich aber dann am Ziele?

Wollen Sie nicht die Güte haben, mir zu ſagen, welches Ihr Ziel iſt?

Aber, meine rebelliſche Schöne, rief B...l mit einer verzweiflungsvollen Grimaſſe, das fragen Sie noch? Sie, Sie ſelbſt ſind mein Ziel.

Sie wollen mich alſo heirathen?

Lieben, meine ſchöne Miß, ganz erſtaunlich lieben.

Aber nicht heirathen?

Heirathen? Hm, darauf bin ich gerade nicht vorbereitet.

So haben Sie die Güte, Gentlemen, und treffen Sie Ihre Vorbereitungen.

Aber, meine liebe Miß, sollte es sich nicht ohne Heirath auch machen lassen?

Daß Sie mich lieben? — O, ganz gewiß, Mistre B...l, so viel Sie nur immer wollen, ich aber liebe keinen Mann, der mich nicht heirathet.

Nasenring und Heirath! rief Mistre B...l, und legte den Finger an die Nase, als wollte er ein großes Regle-de-tri-Exempel ausrechnen, das ist zu viel!

Nachdem er eine Weile seine Berechnungen gemacht hatte, ergriff er meine Hand und sagte mit sehr trauriger Stimme:

Miß Lola Montez y Porris, ich kann Sie nur lieben, aber nicht heirathen. Wenn ich heirathe, verliere ich, laut einer Testamentsklausel meines Großvaters, mein Vermögen, und einen armen Schlucker werden Sie nicht zu Ihrem Manne haben wollen. Aber Ihre Liebe ist mir mit noch hundert Nasenringen nicht zu theuer erkauft, wünschen Sie, verlangen Sie was Sie wollen, nur nicht die Ehe, schöne Miß.

Mistre B...l, sagte ich, um der Sache ein Ende zu machen, ich bin bereit von der Ehe abzustehen, aber ich sage Ihnen gerade heraus, daß Sie nicht liebenswürdig genug sind, um sie als Liebhaber anzunehmen. Sehen Sie, die Leute würden mich auslachen. Einen buckligen Ehemann verzeiht man einer Frau, und sagt höchstens von ihr, sie wollte wahrscheinlich ein Kameel, aber ein bucklicher Liebhaber macht eine Frau lächerlich.

Diese sehr deutliche Erklärung stimmte den armen Gentleman ungemein herab, die Selbstzufriedenheit auf seinem runden, vollen Gesichte verschwand, er ließ das muthige Haupt auf die Brust sinken, aber diese Verstimmung dauerte nur eine kurze Zeit. Er erhob sich plötzlich wieder, richtete sich so

kerzengerade, als es eben gehen wollte, auf, und sagte mir mit flammenden Augen:

Donna Lola Montez y Porris, Sie wollen mich also nicht lieben, weil ich einen Buckel habe? Wissen Sie wohl, daß dieser Buckel selbst einer Prinzessin keinen Anstoß gegeben hat? Wissen Sie, daß eine Fürstin sogar diesen Buckel liebenswürdig gefunden hat? Wissen Sie, daß mehr als ein Dutzend der berühmtesten Künstlerinnen sich in diesen Buckel geradezu verliebt haben?

Das gebe ich gerne zu, mein lieber Mistre B...l, rief ich lachend, es ist möglich, daß jene Künstlerinnen Ihren Buckel für ein Goldbergwerk gehalten haben, aus dessen Schacht sie Armringe und Halsbänder holten. Ich bezweifle auch nicht im Geringsten Ihre Liebenswürdigkeit, aber erlauben Sie mir, daß ich dieser Ihrer Liebenswürdigkeit Widerstand leiste, denn ich sehe gar nicht ein, warum Sie Ihren vielfachen Eroberungen noch eine hinzufügen wollen.

Nein, rief B...l, ich werde Sie nicht erobern, ich will Ihnen entsagen, obwohl ich meines endlichen Sieges gewiß bin. Ich will barmherziger sein als Sie. Ich werde Sie ferner nicht mehr belästigen, aber die Zeit wird kommen, wo Sie nach mir die Arme ausstrecken werden, und dann rechnen Sie stets auf den Gentlemen B...l.

Mit diesen Worten und mit einem sehr heroischen Gruße verließ mich der arme Narr.

Ich habe ihn später während meines Aufenthaltes in London noch einige Male gesehen, er schien beständig darauf zu warten, daß ich meine Arme nach ihm ausstrecken sollte. Er war übrigens ein sehr gutmüthiger Mensch. Wenn ich auftrat, war er es stets, der am eifrigsten applaudirte, er war es, welcher mir zuerst Kränze und Blumen zuwarf, er war es,

der meine Kunst laut und eifrig pries, und dies Alles für nichts mehr, als nur den Schein zu gewinnen, daß der kleine Gentleman B...l, wie das Herz so vieler Frauen, Prinzessinnen und Künstlerinnen, auch das der Tänzerin Lola Montez y Porris erobert habe.

So anspruchslos sind oft die Männer.

Aber ich glaube, daß es Frauen und Männer genug in London gab, welche an diese Eroberung des Mistre B...l glaubten.

Das leichtfertige Urtheil der Frauen ist unser Ruin.

Wenn die Frauen dergleichen Dinge so leicht von ihrem eigenen Geschlechte denken, ist es auffallend, daß die Männer zu der Tugend der Frauen so wenig Vertrauen haben?

Ich mochte nun wollen oder nicht, ich war des Gentlemen B...l's Geliebte. Er hätte es behauptet und Glauben gefunden, wenn er auch vier Buckel gehabt hätte.

Kann man noch Achtung vor der öffentlichen Meinung haben, wenn sie das Auge eines Maulwurfs und das Ohr einer Schnecke hat, wenn sie nichts anderes ist — als eine Klatschschwester?

Die öffentliche Meinung ist ein sehr trüber Spiegel für den Charakter eines Mannes, aber bei weitem trüber für den einer Frau.

Die öffentliche Meinung ist eine großartige Lüge.

Dreiundſechszigſtes Kapitel.

Wie Liebesbriefe geſchrieben werden.

Miſtre S. — Die arme Fanny. — Der eiferſüchtige Ehemann. — Ein gutes Mittel.

Der Herr S... ermangelte nicht, ſeinem Briefe faſt auf den Fuß zu folgen. Es war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren mit rothem Haar und Backenbart und einem ſo kalten Aeußern, daß ich kaum begreifen konnte, wie dieſer Mann einen Liebesbrief zu Stande bringen konnte. Vielleicht hat er ihn aus einem Briefſteller abgeſchrieben, dachte ich, aber dieſer Herr ſtellte ſich mir als einen Rentier vor, der doch am Ende wohl einen Brief ſchreiben konnte.

Sie haben gewiß meinen Brief erhalten, ſagte er.

O, ich bekomme viele Briefe, verſetzte ich.

Den Brief, meine ich, welcher mit S... unterſchrieben iſt.

Mit S..., ich erinnere mich nicht.

Der Herr S... ſah mich ſehr verlegen an, als ich mich ſeiner nicht erinnern wollte.

Wollen Sie mir nicht den Inhalt Ihres Briefes näher angeben?

Es war ein Brief, welcher meine Gefühle ausſprach. — —

Ihre Gefühle? darf ich wissen, welcher Art diese Gefühle waren?

Ob Sie es wissen dürfen? — Ich habe ja den Brief für Sie geschrieben, ich habe Ihnen kurzweg darin erklärt: — daß ich Sie liebe.

Ach — Sie lieben mich?

Ja, meine schöne Dame, ich liebe Sie.

Wollen Sie mir nicht sagen, wie Sie das eigentlich angefangen haben, daß Sie sich so schnell in mich verliebten?

Wie ich das angefangen habe? Goddam, ich habe gar nichts angefangen, es kam ganz von selbst. Ich sah Sie und betrachtete Sie von allen Seiten, und da gefielen mir einmal Ihre Füße, das andere Mal Ihre Beine, das dritte Mal Ihre Augen — Goddam, Ihre Augen besonders, und wieder ein ander Mal gefielen mir Ihre Haare, kurz aus, ich habe Alles gesehen, was mir gefallen hat.

Sie wollen sagen, Alles, was Sie gesehen, hat Ihnen gefallen.

Ja, ich habe Alles gesehen, was mir gefallen hat, God dam.

Nun, mein Herr, was wünschen Sie denn noch?

Das steht Alles in meinem Briefe.

Ich glaube, Sie irren sich, ich erinnere mich nun Ihrer Unterschrift, aber es steht ganz etwas Anderes darin, als Sie mir sagen.

So? sagte der Capitän mit einem sehr verlegenen Gesichte.

Dieses: So? machte mich laut auflachen, denn der arme Mensch machte dabei eine wahre Armsündermiene, welche meine Muthmaßung, daß er den Brief nicht selbst geschrieben hatte, bestätigte.

Was steht denn darin? fragte er.

In Ihrem Briefe ſteht, ſo viel ich mich nun erinnere, daß Sie Miß So und So um Verzeihung bitten, weil Sie die Arme durchgeprügelt hatten.

Es kömmt doch manchesmal im Leben vor, daß uns die tollſten Einfälle glücken. Der Menſch ſah mir allerdings ganz darnach aus, als hätte er ſchon ein Paar Frauen durch die Rohheit ſeines Charakters unglücklich gemacht, aber dennoch war ich überraſcht, als der gute Mann ſagte:

Goddam, es iſt die Fanny, es iſt die ſchlechte Fanny, die mir darüber Vorwürfe gemacht hat, daß ich der Jenny einen Kuß geben wollte. Iſt das nicht zu arg, Miß? — Verdient ein ſchönes Frauenzimmer nicht einen Kuß von Mr. S...?

Aber was geht mich Ihre Fanny an? Wie kommen Sie dazu, mir einen ſolchen Brief zu ſchicken. Sollte er vielleicht eine Drohung ſein?

Das iſt eine Verwechslung. Mein Sekretär, welcher mir alle meine Briefe ſchreibt, hat mir die unrichtige Adreſſe gegeben. —

Nun, es iſt ganz ſchön, daß die arme Fanny nach ihrem Leide einmal wieder einen Liebesbrief von Ihnen bekömmt, ich gebe Ihnen den Rath, mein Lieber, gehen Sie ſchnell zu Ihrer Fanny und geben ihr das heilige Verſprechen, daß Sie nie ein anderes Mädchen als ſie küſſen werden.

Nein, das geht durchaus nicht, ich habe es der Fanny gleich geſagt, daß die Engländer und die Liebe und das Geld kosmolitiſch ſind, daß ich es mir alſo ausbedinge, zu küſſen, wen ich, zu kaufen, was ich, und zu reiſen, wohin ich will.

Sie meinen, wenn ich nicht irre, kosmopolitiſch.

Das meine ich.

Aber die Frauen ſind durchaus nicht ſo kosmopolitiſch, als die Männer, ich wenigſtens habe einen Mann, der ſich

ausbedungen hat, Jeden auf der Stelle niederzuſchießen, der mich küſſen will.

So, ſagte der Mr. S... und blickte ängſtlich im Zimmer umher, wäre es nicht beſſer, wenn er Sie — Sie verſtehen mich, Miß?

Nein, ich verſtehe Sie gar nicht.

Ich meine, ob es nicht eine beſſere Einrichtung wäre, wenn Ihr Mann Sie ſelbſt — — —

Bei dieſen Worten machte der gute Menſch eine ſehr leicht verſtändliche Handbewegung.

Sie meinen, es wäre einfacher und beſſer, wenn mein Herr Gemahl mich prügelte, wie Sie es z. B. mit Ihrer Fanny machen, als die Männer nieder zu ſchießen, welche ſo frech ſind, mir Ihre Liebe anzubieten, obgleich ſie bereits in einem Verhältniſſe ſtehen?

Ganz recht, es iſt meine Meinung.

Aber mein Mann iſt gar nicht dieſer Meinung, und Sie werden das gleich ſelbſt erfahren; denn ich ſehe ihn eben kommen.

Wie? Er will mich niederſchießen?

Ohne alle Umſtände, das iſt eine Kleinigkeit bei ihm.

Goddam, das leide ich nicht.

Sie werden dabei wenig gefragt werden. Er ſchießt Ihnen eine Kugel vor den Kopf, ſobald er in das Zimmer tritt.

Hat er denn die Piſtolen bei ſich?

Beſtändig, mein Mann iſt fürchterlich eiferſüchtig, ſein Wahlſpruch: wenn man eine ſchöne Frau hat, muß man ſich beſtändig im Vertheidigungszuſtand erhalten und jeden Mann als den Räuber ſeines Eigenthums betrachten, denn in dieſer Beziehung ſind die Männer ohne Ausnahme Raubthiere.

Goddam, das iſt unvernünftig klug.

Er wird also ohne Weiteres den Zweck Ihrer Anwesenheit bei mir errathen und Sie wie einen Sperling niederschießen.

Unvernünftig klug! hübscher Mann! rief Mr. S... noch immer voll Bewunderung, ich hätte gern mit ihm Freundschaft gemacht. Nun, das kann sich noch finden. Grüßen Sie Ihren Mann, sagen Sie ihm nur, daß er auf Mr. S... jeder Zeit rechnen kann, und daß ich mir das Vergnügen machen werde, ihm ein Fäßchen Genevre zu schicken.

Ich werde ihm das bestellen, Mr. S..., und es soll mir sehr lieb sein, wenn ich hören werde, daß Sie mit Ihrer Fanny das gute Einvernehmen wieder herstellen, denn unter uns gesagt, ich glaube nicht, daß Sie bei einer andern Dame so viel Glück machen werden, als bei Ihrer Fanny.

Mr. S... lächelte auf diese Worte sehr politisch und machte, daß er fort kam. Er schien sein Leben sehr lieb zu haben, der Mr. S...

Ich hatte doch schon so manchen Tropf kennen gelernt, ich hatte bei den Männern die Narrheit, Thorheit und Eitelkeit in den verschiedensten Nüancen gesehen, aber mit so originellen Tröpfen war ich dennoch nicht bekannt geworden. Diesen Vortheil also hatte mir der Anfang meiner Künstlerlaufbahn schon eingetragen, und ich konnte hoffen, daß ich im Laufe der Zeit mit den ausgezeichnetsten Narren Londons in Berührung kommen würde. Da ich ebensowohl hoffen durfte, daß auch die Bekanntschaften mit höchst geschiedten Leuten nicht ausbleiben würden, so konnte ich mir ein recht angenehmes und wechselreiches Leben versprechen.

Vierundſechszigſtes Kapitel.

Das Examen.

John Buggels. — Bedienten-Induſtrie. — Entdeckungen.

Ich glaubte, daß der ſchlanke Herr mit der Deviſe: **Plus que de complaisance**, ſich nun auch bald melden und mir eine Erläuterung oder einen Commentar zu ſeiner Deviſe geben würde, aber er ſchien mich gänzlich vergeſſen zu haben, denn er kam nicht. Vielleicht hatte den armen Menſchen die Liebesungeduld getödtet, oder er hatte ſich in einem Anfalle von Spleen das Leben genommen. Darauf muß man bei einem Engländer immer gefaßt ſein. Etwas mußte ihm zugeſtoßen ſein, ſonſt wäre er ſchon dageweſen. Ich war indeß weit entfernt mich vom Grame über ſein Ausbleiben aufreiben zu laſſen, und verlebte wirklich, wie ich gehofft, ſehr heitere Tage.

Der gute Vicomte ſtand mir treu zur Seite und benahm ſich wie ein Ehrenmann, wir ritten zuſammen tagtäglich aus, und er war wahrhaft entzückt über meine Fertigkeit, welche mir die ungeheuchelte Bewunderung der Engländer erwarb. Eine gute Reiterin iſt in den Augen dieſer ſonderbaren Menſchen ein höheres Weſen. Mein Haus wurde bald der Sammelplatz der Londoner Bonvivants, ich wurde mit Heirathsa-

anträgen, mit Geſchenken, Gedichten und Huldigungen aller Art überſchüttet.

Ich ertheilte täglich Audienz, wie eine Fürſtin, welche Ehren und Ehrenſtellen zu vergeben hat, und ich hatte doch nichts als mein armes Herz, was ich verſchenken konnte.

Und konnte ich dieſes mehr als Einem geben?

Geſetzt, ich hätte den Rath der Madame B...s, von der ich ſpäter ſprechen werde, befolgt, und mich auf 116 Liebhaber eingerichtet, alſo von zwei zu zwei Monaten mir immer einen neuen Intimus aus der Zahl meiner Verehrer ausgeſucht, würde mich das von dieſen modernen Höflingen befreit haben?

Madame B...s hatte ſicher Recht, ich würde die Zahl meiner Anbeter dann nur vermehrt haben.

Ich faßte demnach den feſten Entſchluß, den man unter ſo ſchwierigen Umſtänden faſſen konnte.

Ich werde mein Herz für mich behalten, ſagte ich mir, ich werde keinem meiner Anbeter den Vorzug geben.

Glücklicher Weiſe befand ſich unter allen Herren, die mich umſchwärmten, kein einziger, welcher dieſe drei Erforderniſſe: Schönheit, Geiſt und Reichthum, vereint beſeſſen hätte.

Und ich hatte mir angelobt in dieſer Beziehung nicht minder ſtrenge als Madame B...s zu ſein.

Die Herren, die mich beſuchten, waren alle reich, aber es waren nur ſehr wenige von ihnen wirklich ſchön, und noch wenigere geiſtreich.

Wenn dieſe Herren ſich bei mir zuſammenfanden, dann ſtellten ſie ſich, als ſuchten ſie bei mir nichts Anderes, als gute Geſellſchaft und einige angenehme Stunden.

Das war gewiß ein ſehr unſchuldiges Vergnügen.

Wenn aber Einer und der Andere mich allein traf, und

das geschah nicht selten, dann unternahmen sie einen wahren Sturm auf mein Herz und conspirirten gegen Einreden.

Einmal aber conspirirten sie Alle gegen mich.

Sie hatten sich schwer gegen mich vergangen und ich habe sie derbe dafür gezüchtigt.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Einer meiner eifrigsten Verehrer war der älteste aber noch junge Sohn des Lords P...n.

Der junge Mann hatte Verstand genug für sein Alter, aber zu viel Geld für seinen Verstand.

Diese Bemerkung führte einen seiner Bedienten, John Buggels, welcher sein Kammerdiener war, zu dem Resultate, daß jeder Geldverlust eine Wohlthat für seinen jungen Herrn sein würde. Demgemäß machte John Buggels mit sämmtlichen Lieferanten seines Herrn einen Accord, der darauf hinauslief, daß diese jedesmal das Vierfache aufschreiben und den Ueberschuß dem ehrenwerthen John Buggels auszahlen sollten.

Bis so weit hatte die Sache nichts Außerordentliches, denn es gehört nun einmal, namentlich in England, zum vornehmen Ton, sich von den Bedienten auf jede Weise betrügen und bestehlen zu lassen. Ein edler Lord oder Herzog kümmert sich nicht um solche Lappalien. Wenn er auch um den vierten Theil seines Einkommens jährlich betrogen wird, er verliert kein Wort darum, und hält es nicht der Mühe werth erst einen Blick in die Rechnung zu werfen.

Also John Buggels glaubte, so gut wie jeder andere Kammerdiener, das Recht zu haben, seinen Herrn zu betrügen, und dieser hatte auch gar nicht den Willen, ihm sein so gutes, alt hergebrachtes Recht streitig zu machen.

Aber John Buggels zeigte, daß in jeder Sache ein Fortschritt möglich sei, und daß die Industrie der Gaunerei mit

jeder andern gleichen Schritt halten müsse. Er ließ daher nicht nur seinen Herrn viermal einen und denselben Hut bezahlen und borgte beim Schneider, beim Schuster, beim Perrückenmacher, und Gott weiß bei wem noch, ein halbes hundert Guineen, auf Rechnung seines Herrn, welche die Herren Lieferanten zu Sovereigns verzinst, dieser einzuverleiben so gefällig waren, John Buggels ging weiter.

Sein Herr übergab ihm mehrere Male sehr werthvolle Geschenke, welche er mir überreichen sollte, John Buggels sah aber gar nicht ein, was seinen Herrn berechtigte, mir dergleichen Geschenke zu machen, und da er eine Liebschaft hatte, so war der Gedanke sehr natürlich und echt englisch-genial, die für mich bestimmten Geschenke seiner Herzallerliebsten zuzuwenden.

Es war gewiß nicht John Buggels Schuld, daß ein unbedeutender Zufall der Verräther wurde, denn es war Tausend gegen Eins zu wetten, daß ohne diesen dummen Zufall die Sache nicht an den Tag kommen würde, denn wenn der junge P...n etwas schenkte, so war niemals die Rede davon, und ich hatte gewiß keine Ursache, davon zu sprechen, da ich nichts empfangen hatte.

Aber was half es, der Zufall wollte dem armen John Buggels, wenn auch nicht zum Galgen, welchen das Schicksal vielleicht für sein späteres Alter ihm aufbewahrt hatte, so doch zur Dienstlosigkeit verhelfen.

John Buggels wurde fortgejagt, und fragte sich dreizehnmal, warum ihm das eigentlich passirt sei?

Natürlich nahm sich sein Herr nicht die Mühe, ihm den Grund zu sagen. Soll ein edler Lord um eine solche Kleinigkeit noch ein Wort verlieren und erst die Lippe öffnen? John, Du packst Dich — und damit basta.

John Buggels ging nun zu einer Kartenlegerin und wollte von der prophezeit haben, aus welchem Grunde er von seinem Herrn fortgejagt sei. Die Kartenschlägerin nahm eine sehr geheimnißvolle Miene an, und fragte den armen John, ob er außer seinen Betrügereien, die bei großen Herren doch Mode seien, sonst noch eine andere Schurkerei auf dem Gewissen habe?

John tastete mit allen zehn Fingern auf seinem Gewissen umher und konnte nichts entdecken.

Die Kartenschlägerin blickte ihn noch geheimnißvoller an, und sagte, da John augenscheinlich ein schlechtes Gedächtniß zu haben scheine, so wolle sie ihm zu Hülfe kommen, denn sie wisse zwar Alles, und kenne jede geheime Falte seines Herzens, aber sie müsse durchaus ein Bekenntniß aus seinem eigenen Munde haben, wenn sie helfen sollte.

Sie begann also zu fragen:

Habt Ihr, guter John Buggels, in die Thatsache Eures Herrn einige zwar verzeihliche, aber doch sehr mißliche Begriffe gethan?

Gott behüte, sagte John mit einer sehr ehrlichen Miene.

Nun, nun, die Sache ist ja nicht gefährlich, wir Menschenkinder sind keine Götter, das Herz ist ein schwaches Ding, Goldglanz blendet, Menschenhände sind keine Engelshände.

Nachdem die weise Frau durch so milden Zuspruch dem John gezeigt hatte, daß sie durchaus nicht ungeneigt sei, ihn für alle seine Sünden zu absolviren, setzte sie ihr Examen weiter fort.

Habt Ihr, John Buggels, den Rock Eures Herrn angezogen?

Gott behüte, sagte John abermals.

Also nicht. Nun, habt nur Geduld, wir wollen es schon herausbekommen. Ihr habt doch Zeit, John Buggels?

O, mehr als zu viel.

Nun, das ist schön. Da können wir uns Zeit lassen. Ich werde also weiter fragen. Ihr braucht durchaus nicht unter allen Umständen zu antworten, Herr John Buggels. Was nicht wahr ist, ist nicht wahr. Habt nur die Güte, mir das Rechte zu sagen, sobald ich auf das Rechte kommen werde.

Wahrhaftig, von dieser Kartenschlägerin hätte mancher Criminaldirektor Justiz lernen können. Die Engländer, alt oder jung, Mann oder Weib, haben bei dergleichen Dingen einen Takt, welcher die hohe Achtung vor dem Gesetze, welche in England so allgemein ist, sehr erklärlich macht.

Ich werde später noch darauf zurückkommen.

Also den Rock Eures Herrn habt Ihr nicht getragen, Herr John Buggels? wäre eben auch kein Unglück, so etwas kann Einem leicht einfallen. Ich werde also weiter fragen:

Habt Ihr vielleicht dem Hunde Eures Herrn auf das Bein getreten? — Ich meine natürlich den Lieblingshund, Ihr braucht mir nicht zu sagen, wenn Ihr einen andern Hund Eures Herrn getreten habt.

Gott behüte, sagte John mit Entrüstung.

Nun, es ist allerdings gut, daß Ihr kein solcher Frevler gewesen seid, fuhr die Weise fort, aber was kann uns Menschenkindern nicht Alles passiren, ohne daß wir eigentlich sündigen wollen. Das Fegefeuer sucht uns, nicht wir das Fegefeuer, Herr John Buggels. Also weiter.

Ist es vielleicht, daß Ihr jenen Lieblingshund auf den Schwanz getreten habt?

Nein, ich habe ihn durchaus gar nicht getreten, rief John unwillig.

So, alſo Ihr habt ihn auf keinen Theil ſeines Körpers getreten?

Aber habt Ihr ihn vielleicht geſchlagen?

Nein, verſetzte John, deſſen Gedächtniß ſich allmählig zu ſtärken ſchien, der Hund war ſicher nicht die Urſache, daß ich fortgejagt bin.

Meint Ihr alſo nicht? Nun, es können ja noch genug andere Gründe vorgewaltet haben, die Eurem Gedächtniſſe vorläufig entſchlüpft ſind. Mit dem Hunde war es alſo nichts, Ihr ſagt die Wahrheit John. Wir werden jetzt alſo einmal bei den Pferden ſtehen bleiben, das iſt ſo etwas.

Nein, nein, rief John, auch mit den Pferden habe ich nichts vorgehabt.

Könnt Ihr mir das mit Beſtimmtheit ſagen?

Das weiß ich ganz gewiß.

Das hat nichts auf ſich, mein beſter Herr John, das hat gar nichts auf ſich, wenn es die Pferde nicht waren, ſo war es etwas Anderes. Ihr habt vielleicht —

John ſperrte den Mund auf, um zu gähnen oder der Alten in die Rede zu fallen, und ſie ſagte:

Ihr braucht noch nicht zu reden, Herr John Buggels, wenn Ihr nicht wollt, Ihr wißt noch nicht, was jetzt kommen wird.

Ja, jetzt kommen die Hirſche.

Ich weiß allerdings, daß Euer Herr in ſeinem Parke ſehr ſchöne Hirſche hat, ſagte die weiſe Frau, aber habt die Güte, nicht zu glauben, daß ich von den Hirſchen ſprechen wollte. Ich wollte Euch vielmehr fragen, ob Ihr, ehrenwerther Herr John Buggels, vielleicht die Geliebte Eures Herrn geküßt habt?

John blinzelte ſehr ſchlau mit den Augen, als die Kartenſchlägerin der Wahrheit etwas näher kam.

Nein, geküßt habe ich ſie nicht, ſagte er.

Hm, es wäre nicht wunderlich, wenn Ihr es gethan hättet, denn Ihr seid vom Kopfe bis zum Fuße ein schöner Mann, Herr John Buggels. Sicher hatte die Geliebte Eures Herrn, Ihr mögt sie nun geküßt haben oder nicht, ein Auge auf Euch geworfen. Würde es auch nicht anders machen, wenn ich jetzt Eures Herrn Geliebte wäre. Indeß Ihr sagt nun einmal, und Ihr seid sicher der ehrlichste Mann von der Welt, daß Ihr sie nicht geküßt habt — so hat sie vielleicht Euch geküßt?

Nein, sagte John, es ist möglich, daß sie mich hat küssen wollen, vielleicht hat sie mich auch wirklich geküßt, wenn sie mich sehr darum gebeten hat — ich bin nicht schlecht — —

Nein, Ihr seid durchaus nicht schlecht, fiel ihm die Kartenschlägerin in's Wort.

Aber, fuhr John fort, ich habe sie wahrscheinlich nicht küssen wollen, weil ich selbst eine Geliebte habe.

Ach, ein sehr triftiger Grund, Herr John Buggels, sehr triftig. Und gewiß, ich zweifle gar nicht daran, ist Eure Geliebte siebenmal so schön, als die Eures Herrn.

Ja, versetzte John, das wird wahrscheinlich der Grund gewesen sein, weshalb ich die Dame Lola Montez nicht küssen wollte.

Ja, ja, das war allerdings der Grund, Herr Buggels, Ihr könnt es mir glauben, die Miß Lola Montez ist durchaus nicht so schön, wie Eure Geliebte. Ich habe es Euch ja gleich gesagt.

Sie kennen also meine Geliebte? fragte John.

Ich kenne alle Leute, von unserer lieben Königin bis zur Bettlerin in der Jamesstreet, aber auf unsere Sache wieder zurückzukommen, es hat also Eurem jungen Herrn nicht gefallen, daß Eure Geliebte schöner ist als die seine?

Ja, so ungefähr war es, sagte John.

Also ungefähr so. Euer Herr sagte: John, Du bist ein allerliebster Kerl, aber Du verläßt Deine Geliebte, die Du doch auf meine Kosten unterhältst, oder meinen Dienst?

Ja, so ungefähr wird es wohl gewesen sein, rief John.

Schön, das giebt uns Hoffnung, die Sache bald abgethan zu haben. Euer Herr hat also gesagt: John, Du bist ein tüchtiger Kerl, ein höchst anschlägiger Kopf, aber ich sehe nicht gern, wenn Deine Geliebte meine Uhren und Ketten und dergleichen schöne Dinge trägt? War's nicht so, Herr John Buggels?

Ja, so war's, rief John. Es war gar nichts, ich hatte nicht Lust, mich von seiner Geliebten immer küssen zu lassen, und das that sie regelmäßig, wenn ich ihr Geschenke von meinem Herrn brachte, ich ging also nicht mehr hin, und gab die Geschenke meiner Braut.

Und deren Küsse habt Ihr Euch gefallen lassen? Nicht? — Das habe ich Euch ja gleich gesagt, daß es so gewesen ist. Na, es freut mich, daß wir in dieser Angelegenheit einen so großen Schritt vorwärts gethan haben.

Eure Geliebte heißt — Nicht, Ihr wißt es doch, wie sie heißt? oder soll ich Eurem Gedächtnisse zu Hülfe kommen?

Nein, das ist nicht nöthig, sie heißt Anna Brodden, ich weiß es ganz genau.

Ja, ich höre, daß Ihr es wißt, Anna Brodden, das ist ganz recht. Also jetzt, Herr John Buggels, soll ich Euch einen Rath geben, was Ihr zu thun habt, um den Dienst Eures Herrn wieder zu erlangen, welcher sich nicht darum kümmert, wenn auf den Rechnungen tausend Guineen zu viel stehen? O ja, ich weiß einen sehr guten Rath, ich werde Euch diesen einträglichen Dienst wieder verschaffen. Es kommt Euch doch

nicht auf ein paar Guineen an, die Ihr natürlich auf Rechnung Eures Herrn ſtellen könnt.

Nein, es kömmt mir gar nicht darauf an, ſagte John, hier ſind vorläufig drei auf Abſchlag, und noch ſechs gebe ich, wenn ich wieder im Dienſte bin.

Ich dächte, Herr Buggels, wir kehrten die Sache um, ohne Zweifel kommen wir dann raſcher zum Ziele, wir wollen gleich ſechs Guineen zahlen und die drei auf Rechnung ſchreiben.

Auch das, ſagte John.

O, Ihr ſeid mir für die drei Guineen ganz gewiß, Herr Buggels, ich habe es mit einem ehrlichen Manne zu thun. Nun will ich Euch etwas ſagen. Seid doch ſo gefällig, Euch zu der Lola Montez zu bemühen, und bittet ſie in meinem Namen, ſie möchte für Euch ein Wort bei Eurem Herrn einlegen.

Ei, das wird ſie nicht thun, da ſie um ihre Geſchenke gekommen iſt.

Das laßt meine Sorge ſein, habt nur die Güte, mir dieſe Geſchenke zuzuſtellen, das Andere geht Euch nichts an. Und dann, erinnert Ihr Euch nicht, daß Euer Herr irgend eine Aeußerung gethan, mit welcher Ihr Euch bei der Lola Montez einen Dank erwerben könnt?

John dachte nach, und er fand in der That etwas, was der Kartenſchlägerin ſehr geeignet ſchien, gegen John, falls er es mir mittheilte, dankbar zu ſein. Ich werde ſpäter berichten, was dies war. Die ganze Geſchichte gehört zu den intereſſanteſten, welche mir je begegnet ſind, und ich erzählte die Unterredung eben deshalb ſo umſtändlich, wie ich ſie ſpäter erfahren habe, um zu zeigen, auf welche Weiſe man oft ohne alle Schuld und ohne es zu ahnen, in den böſen Leumund kommen kann.

John befolgte nun den Rath ſeines Orakels und bat um meine Vermittlung. Er wollte ſich bei mir in Gunſt ſetzen und nahm deshalb keinen Anſtand, ſeinen jungen Herrn, in deſſen Dienſt er wieder treten wollte, bei mir anzuſchwärzen und ein Attentat, welches er gegen mich zu unternehmen beabſichtigte, zu verrathen.

Ach, meine gute Miß, ſagte John, mein charmanter liebenswürdiger junger Herr führt etwas ſehr Uebeles gegen Sie im Schilde, etwas ſehr Uebeles bei meinem Wort.

Nun, ſo ſage es mir.

Ich werde es Ihnen ſagen, Miß, aber Sie müſſen mir erſtens das Verſprechen geben, mich nicht zu verrathen, und zweitens, mit meinem Herrn zu ſprechen, daß er mich wieder in ſeinen Dienſt nehme.

Ich laſſe mich auf keine Bedingungen ein, John, und namentlich nicht auf die zweite.

O, das, was ich Ihnen mittheilen will, iſt noch weit mehr werth.

Das iſt möglich, aber rede erſt, und dann wird es ſich finden, was ich für Dich thun kann und will.

O, Sie können, was Sie wollen, wenn Sie nur wollen, was Sie können, aber ich will es Ihnen ſagen, Sie werden ſich meiner annehmen, Miß. O, wenn mein Herr ausführt, was er beabſichtigt, dann Miß — —

Nun dann?

Johns lächelte ſehr ſchlau.

Nun, ſo ſprich.

Ja, dann Miß — —

Dann biſt Du ein Narr, John.

Nein, durchaus nicht, im Gegentheil. Mein Herr nannte mich immer den klugen John, nicht anders, Miß. Kluger

John, Du bist ein Schafskopf, pflegte mein Herr zu sagen, wenn ich ihm etwas nicht recht gemacht hatte, kluger John, Du bist ein Esel, aber das „kluger John" fehlte niemals. Selbst als er mir einmal den Stiefelknecht an den Kopf warf, sagte er, kluger John, wenn Du nicht ein solcher Einfaltspinsel wärst, hätte ich Dich schon längst fortgejagt.

Das ist in der That ein Beweis von Deiner Klugheit, sagte ich lachend.

O, das weiß alle Welt, Miß, sagte John, dem meine Worte sehr schmeichelhaft klangen, Sie werden also die Güte haben, meiner Versicherung zu glauben, wenn ich sage, daß ich durchaus kein Narr und im Gegentheil der kluge John bin. Ich werde Ihnen nun sagen, was mein Herr gegen Sie im Schilde führt. Er will sie — entführen. Nichts anderes, Miß Lola Montez, gewiß nichts anderes.

Das glaube ich nicht, John. Dein Herr ist nicht so verliebt in mich.

John lächelte abermals sehr schlau und machte mit seinen Händen eine sehr komische Bewegung nach seinem Kopfe.

Was soll das heißen?

Das heißt, Miß, er ist verliebt bis über die Ohren.

Das beweise mir, John.

Wenn man einer Frau erzählt, daß Jemand in sie verliebt ist, so hat sie immer eine gewisse Neugierde die nähern Umstände, die Details dieser Verliebtheit zu erfahren. Diese Neugierde bemächtigte sich auch meiner. John hatte zudem eine so komische Manier, daß ich mir schon deshalb den Spaß nicht versagen konnte, mich auf dieses Thema mit ihm einzulassen.

John strengte sich nun also an, mir die Beweise für seine

kecke Behauptung, daß sein Herr bis über die Ohren in mich verliebt sei, herbei zu bringen.

Als mein Herr, sagte er, vor ungefähr 12 Tagen eine große Anzahl junger Herren bei sich hatte, sprachen sie von Ihnen. Der junge Herzog D...r rief — kennen Sie den Herzog D...r? O, der ist der größte Gentlemen, den ich je gekannt habe.

Laß die Unterbrechungen, John, und steuere geradeswegs auf's Ziel los.

Also der Herzog D...r rief: Ich habe in meinem ganzen Leben kein schöneres Frauenzimmer als die Lola Montez gesehen.

John, Du lügst, rief ich ärgerlich, da es mir darum zu thun war, die Wahrheit zu hören.

Ich will mich augenblicklich auf den Colonien als Mohr verkaufen lassen, wenn ich ein Wörtchen hinzusetze, schwur John mit einem sehr komischen Pathos.

Mit diesem Schwur wirst Du Dich eben nicht weiß waschen, John.

Glauben Sie mir nur, Miß Lola, ich lüge niemals, wenn es nicht sehr Noth thut. Dazu habe ich die Bibel zu lieb.

Nun, so fahre fort.

Also das hatte der Herzog D...r gesagt, und mein Herr sagte: Die Miß ist wirklich klassisch schön, ich habe ihr schon Geschenke über Geschenke gemacht, aber ich glaube, diese Dame kann nicht küssen.

Also sie will nicht? fragte der Herzog D...r.

Nein, sie will weiter nichts als gute Freunde haben.

Und schlechte Liebhaber etwa? fragte der Herzog D...r.

Sie will gar keinen Liebhaber.

Iſt ſie vielleicht verheirathet? fragte der Herzog wieder.

Nein, ich glaube, daß ſie gar keine Paſſion für die Ehemänner hat, verſetzte mein Herr.

So iſt dieſe Dame alſo ein Ausbund von der Regel? ſo fragte der Herzog wieder.

Er wird eine Ausnahme geſagt haben, fiel ich John lächelnd ins Wort.

Es kann ſein, daß er eine Ausnahme geſagt hat, und mein Herr ſagte, ja, ſie ſcheint ein Ausbund zu ſein, denn ich glaube, wir Alle, die wir hier ſitzen, werden ſchwerlich eine Schäferſtunde bei ihr verleben.

Ei was, verſetzte der Herzog D...r, Tänzerin iſt Tänzerin, ich wette, was Sie wollen, daß ich zum Ziele bei ihr komme.

Nun, ich hoffe aber auch noch, ſagte mein Herr, wir wollen ſehen, wer zuerſt der Glückliche iſt.

Da rief der Sohn des Herzogs von Y..., welcher auch anweſend war: Meine Herren, die Sache iſt ein verteufelt ſchöner Gegenſtand für eine Wette. Ich ſpeculire ebenfalls auf eine Schäferſtunde mit der Lola Montez, wir Alle hier, es wird wohl Jeder auf ſeine Weiſe zum Ziele zu kommen ſuchen, ich wette tauſend Pfund, daß ich zuerſt der Glückliche ſein werde. —

Bah, ſagte mein Herr, ich werde ſie eher haben als Sie Alle, und ich wette zehntauſend Pfund.

Zehntauſend Pfund, rief der Herzog D...r, ich halte mit Ihnen, ich glaube doch, bei den Frauen nicht unglücklicher als Sie zu ſein.

Topp! ſagte mein Herr.

Topp! rief der Sohn des Herzogs von Y...

Topp! Topp! riefen die andern Herren. O, das war ein Toppen, daß mir die Augen übergingen. Wäre ich die Lola

Montez, dachte ich — denn Sie wissen, Miß, daß ich der kluge John bin — wäre ich die Lola Montez, dachte ich also, ich wüßte, was ich thäte.

Nun, was thätest Du denn? fragte ich den klugen John.

Ja, ich wüßte es wahrhaftig.

Ich möchte es aber auch wissen.

Freilich möchten Sie es wissen, Miß Lola Montez, denn es ist verteufelt klug von mir ausgedacht. Ich machte es nämlich so. Ich würde mit meinem charmanten jungen Herrn theilen, ich fünftausend Pfund und Du fünftausend Pfund, und da hast Du Deine Schäferstunde. Kann ein Schäfer, kann eine ganze Heerde mehr als fünftausend Pfund in einer Stunde verdienen, frage ich Sie, Miß Lola Montez?

John war ein Bedienter und dachte wie ein Bedienter, ich will nicht einmal in Erwähnung bringen, daß er nebenbei auch ein Spitzbube war. Uebrigens sprach er im Interesse seines ehemaligen Herrn, was seinen Verrath weniger verbrecherisch erscheinen ließ. Genug, ich konnte in diesem Augenblick dem Bedienten nicht zürnen, da ich zwischen seiner und der Gesinnung der Lords gar keinen Unterschied bemerkte. Ich hätte diesen niederträchtigen John umarmen mögen, so lieb waren mir seine Mittheilungen, die er mir noch machte. Sein Herr hatte, um seiner zehntausend Pfund gewiß zu sein, und die Concurrenz seiner Nebenbuhler unmöglich zu machen, den Entschluß gefaßt, mich im ungünstigen Falle, wenn ich seinen Bewerbungen Widerstand leisten würde, zu entführen. Die Pläne der andern jungen Herren kannte John natürlich nicht. Gott weiß, was sie im Schilde führten, um ebenfalls ihre Wetten zu gewinnen. Ich war über diese Art, die Tugend einer Frau zum Gegenstande einer Wette zu machen, auf

das Höchſte erzürnt, und beſchloß eine dieſer Herren würdige Rache zu nehmen.

Aber wie?

Ich war unſchlüſſig, ob ich den Vicomte zu meinem Vertrauten machen ſollte. Dieſe Sache ging mir den ganzen Tag durch den Kopf. Ich legte mich am Abend zu Bette, ohne zu einem Reſultate gekommen zu ſein, und überließ es dem Himmel, mir in der Nacht einen guten Einfall zu ſenden.

Fünfundſechszigſtes Kapitel.

Der Herzog von D...r.

Abreiſe des Vicomte M...n. — Der Anfang einer Intrigue. — Die Wette zweier Tollen.

Ich hatte in der Nacht den Entſchluß gefaßt, dem Vicomte nichts zu ſagen, dem John wieder zu ſeinem früheren Dienſte zu verhelfen, und die Pläne der edlen Herren abzuwarten.

Was das Zweite anbetraf, fand ich bald Gelegenheit es auszuführen. Der Sohn des Lords P...n fuhr fort, mir werthvolle Geſchenke zu ſenden, obwohl ſie die Summe von zehntauſend Pfund noch lange nicht erreichten, und beſuchte mich bald darauf. Ich lenkte das Geſpräch auf ſeinen ehemaligen Bedienten, und es ward mir nicht ſchwer, ihn für John günſtig umzuſtimmen. — Dennoch konnte er ſich nicht entſchließen, ihn wieder in ſeine Dienſte zu nehmen, empfahl ihn aber einem Freunde, welcher John ſofort anſtellte. Dieſer hatte bei ſeinem neuen Herrn eben ſowohl Gelegenheit, wie ein Rabe zu ſtehlen und ihm ſeine ungeheuren Revenüen verzehren zu helfen, und war mit der Wendung ſeines Schickſals vollkommen zufrieden.

Der Vicomte, mein guter Freund, kam am ſelben Tage, da ich einige ſehr merkwürdige Beſuche empfing, zu mir, und zeigte mir mit einer ſehr betrübten Miene an, daß ihn die Krankheit ſeines Vaters nach Frankreich rufe, daß er ſofort die Anſtalten zur Abreiſe treffen und mich verlaſſen müſſe, wenn ich es nicht vorziehen ſollte, ihm nach Paris zu folgen.

Kommen Sie mit mir, nach unſerm ſchönen Paris, ſagte er, Sie werden ſich dort ſicher glücklicher fühlen, als in dem froſtigen London, und ſich der beſten Aufnahme erfreuen.

Ich konnte mich indeſſen noch nicht entſchließen, London zu verlaſſen, und war zudem auf eine Woche contractlich gebunden, jedoch verſprach ich dem Vicomte, ſobald als möglich nach Paris zu kommen.

So nahmen wir denn Abſchied von einander, und ich geſtehe, daß ich nach der Entfernung des Vicomte eine Leere empfand, die mich ſehr unglücklich machte. Er war in der That mein treuer aufrichtiger Freund geweſen, ich hatte mich daran gewöhnt, ihn wie meinen Bruder zu betrachten, unſer Verhältniß war ein recht inniges geworden, und nun ſtand ich plötzlich wieder ſo ganz allein und verlaſſen da.

O, der Freunde hätte ich jeden Augenblick genug haben können, ich brauchte nur die Hand auszuſtrecken, Freunde, welche die Galanterie einer Dame zum Gegenſtande einer Wette machten, und die Zuneigung, welche ſie ihr abgewinnen wollten, genau im Voraus abſchätzten.

Ich war jetzt gerade in der Stimmung, mich mit dieſen Freunden in Correſpondenz zu ſetzen. Mein leeres, vereinſamtes Herz ſuchte nach Ausfüllung, nach irgend einem Zeitvertreibe, und ich war juſt in der Laune mit allen Narren anzubinden, die London beſaß. Und das war und iſt zu jeder Zeit ſicher keine kleine Anzahl.

In dieser Stimmung kam der gute Herzog von D...r wie gerufen.

Ich betrachtete den edlen Herrn seit John's Mittheilung mit ganz andern Augen wie früher.

Ehe ich wußte, daß der edle Herzog zehntausend Pfund auf meine Tugend, oder vielmehr auf meine weibliche Schwäche setzte, betrachtete und behandelte ich ihn wie einen Mann, dem ich gefiel und der deshalb auch mir zu gefallen trachtete.

Natürlich war ich weit entfernt auf eine tiefere Neigung, als die eines augenblicklichen Wohlgefallens zu rechnen.

Seitdem ich aber wußte, daß der edle Herzog mit solcher Gewißheit auf seinen Sieg und seine Unwiderstehlichkeit rechnete, erschien er mir wie ein Wucherer, der auf schlechte Verhältnisse speculirt und sich durch den Ruin Anderer zu bereichern trachtet.

Der Herzog hatte mir allerdings ebenso wie der Sohn des Herzogs von P...n mehrere werthvolle Geschenke gemacht.

Ich hatte mich anfänglich sie anzunehmen gesträubt, weil — ich mich nicht bedanken wollte.

Die Herren aber versicherten mir, daß ich ihnen meinen Dank hinlänglich bezeugen würde, wenn ich ihre Geschenke nicht zurückweise.

Da also die ganze Dankbarkeit im Nehmen bestehen sollte, glaubte ich thöricht zu handeln, so niedliche Dinge, die mir sehr gut gefielen, auszuschlagen.

Ich hatte also durchaus keine Verbindlichkeit gegen diese Herren, und ich konnte mit wahrer Herzensfreude ihr Complott sich entwickeln sehen.

Der Herzog von D...r war ein junger Mann, der alle Tugenden und Fehler der englischen Großen hatte. Trotzdem, daß er ein guter Rechner war, war er ein Verschwender, trotz-

dem, daß er ein Verschwender war, war er gewinnsüchtig. Er ließ sich von seinen Bedienten bereitwillig plündern, und von den armen Pächtern auf seinen Gütern ließ er die Pacht unbarmherzig einfordern. Er konnte einen armen Teufel mit der größten Seelenruhe verhungern sehen, und Tausende, ohne eine Miene zu verziehen, hingeben, wenn es galt die Interessen seines Standes zu fördern. Er fehlte nicht, wenn es galt, die freien Institutionen seines Landes zu verfechten, trat im Oberhause für das Volk auf, und blickte mit unsäglicher Geringschätzung auf alle Leute herab, die keinen Herzogtitel hatten und nicht zur Klasse der Bevorzugten gehörten. Bei allem dem war er stolz auf seine Nation, und konnte den größten Lärm machen und mit vollen Backen einen europäischen Krieg anblasen, wenn irgend einem englischen Kleinkrämer in irgend einem Ländchen nicht der gehörige Respect bewiesen wird. Bei allem Stolze sagte der Herzog doch nicht: England bin ich — sondern England ist jeder Engländer. — Was der edle Herzog für Kunst und Wissenschaft that, geschah mehr aus Luxus, welcher bei der hohen englischen Aristokratie das Bedürfniß ersetzt.

Dieser edle Herzog war es also, welchen ich jetzt zu empfangen die Ehre hatte, und welcher mit englischer Arroganz, die man oft Ungezwungenheit zu nennen beliebt, gerade auf sein Ziel lossteuerte.

Miß Lola, sagte er, ich genieße schon seit vierzehn Tagen das Vergnügen, Sie zu kennen.

Gerade eben so lange kenne ich Sie, versetzte ich ganz unbefangen.

Ich habe darüber ernstlich nachgedacht, fuhr der Herzog fort, auf welche Weise man sich wohl sicher Ihre Zuneigung

erwerben könnte. Sie ſind eine bizarre Natur und die Antwort wurde mir ſehr ſchwierig.

Aber Sie haben ſie dennoch endlich gefunden? fragte ich.

Nein, meine ſchöne Miß, ich muß geſtehen, daß ich ſie nicht gefunden habe, daß ich es müde bin, weiter darüber nachzudenken, und daß ich eben zu Ihnen gekommen bin, ſie mir von Ihnen zu holen.

Und Sie glauben, daß ich Ihnen die gewünſchte Antwort ſofort geben kann?

Ich glaube es in der That, Miß Lola, ich zweifle gar nicht daran.

Sie irren ſehr, Herr Herzog, die Antwort erfordert auch von meiner Seite Ueberlegung, und es iſt gar leicht möglich, daß ich am Ende dennoch nicht im Stande ſein werde, ſie Ihnen zu geben.

Das iſt ſehr toll, Miß Lola, Sie wiſſen nicht auf welche Weiſe man Ihre innigſte Zuneigung erwerben kann?

Nein, ich weiß es nicht. Als ich noch Kind war, erwarb man ſich meine innigſte Zuneigung, wenn man mir Zuckerbrod gab und mich dahin führte, wo ich Leute tanzen ſah und mittanzen konnte. In der Penſion erwarb man ſich meine innigſte Zuneigung, wenn man mir ſagte, daß ich ſchon mehr als meine Lehrer wiſſe und ſchöner als alle meine Genoſſinnen ſei. Seitdem ich aber eingeſehen und empfunden habe, daß eine wahre innige Zuneigung nicht auf Eitelkeit und Laune beruhen kann, ſeitdem — hat auch Niemand meine innige Zuneigung erworben, und ich weiß nicht, um welchen Preis ich ſie geben würde.

Sehen Sie mich gefälligſt einmal ordentlich an, Miß Lola, ſind Sie nicht im Stande mich ein wenig lieb zu haben?

Nun, ich ſehe Sie an und bemerke, daß Sie eben kein Vampyr ſind.

Und ich hoffe, Sie werden keine Meduſe ſein. Aber ich meinte nur, ob Sie mich nicht ſchön finden?

Nein!

Nein? — Das iſt ſtark. Ich habe das Gegentheil wenigſtens ſchon von hundert Frauen vernommen.

Complimente ſind oft ſehr einträglich.

Die Frauen, deren Urtheil ich dem Ihren entgegenhalte, brauchten durchaus nicht auf meine Erkenntlichkeit zu rechnen.

Nun, ſo haben dieſe Damen nicht meinen Geſchmack gehabt.

Das iſt wohl möglich, Miß Lola, aber ich bin überzeugt, daß Sie mich trotzdem für ſchön halten, und nur die ſonderbare Laune haben, mir die Wahrheit zu verweigern.

Mein Herr Herzog, ich ſage unter allen Umſtänden die Wahrheit.

Sie halten mich alſo nicht für ſchön, aber zweifelsohne zählen Sie mich nicht zu den Häßlichen.

Nein, nicht zu den Häßlichſten.

Ich bin Ihnen nicht unangenehm?

Nein, wenn Sie ſich nicht für liebenswürdig halten.

Aber, meine ſchöne Miß Lola, was kümmert Sie das?

O, ſehr viel, wenn Sie mir angenehm ſein wollen. Die Herren, welche durchaus liebenswürdig ſein wollen, gefallen mir gar nicht.

Nun gut, ich werde Ihnen alſo gefallen, denn ich halte mich für ein Monſtrum an Unliebenswürdigkeit.

So iſt es recht.

Wir ſind alſo auf dem Punkte uns zu verſtändigen.

Ich denke, wir haben uns ſchon verſtändigt.

Schon? — Deſto beſſer. Ich darf Sie alſo als meine Frau betrachten?

Ich ſah den edlen Herzog mit großen Augen an.

Mein Gott, Herr Herzog, warum ſagten Sie mir das nicht früher, rief ich lachend.

Was ſollte ich Ihnen früher ſagen?

Nun, daß Sie mich heirathen wollen.

Der Herzog wurde in der That ſehr verlegen und wußte nicht, was er ſagen ſollte. Ich hatte meine wahre Freude daran.

Muß man denn Diejenige, welche man als ſeine Frau betrachten will, heirathen? fragte er mich dann.

Das iſt wenigſten Sitte in dem Lande, in welchem ich geboren bin, verſetzte ich.

Aber bedenken Sie doch, die Sache wäre fürchterlich umſtändlich und dann geht es auch nicht.

Weil die Bigamie verboten, weil England nicht die Türkei iſt.

Ja, das eben iſt es.

Nun, meinetwegen brauchten Sie auch nicht den Turban zu nehmen, ich bin eine geſchworene Feindin jeder Heirath.

Aber doch nicht der Liebe?

Auch der.

Das iſt eine Tugend für eine alte Jungfrau, rief der Herzog, Sie, Lola, würden daraus eine Sünde machen.

Aber doch wenigſtens keine Sünder.

Man wird nicht Sünder, wenn man ſich von einer ſchönen Dame geliebt weiß.

Wenn man dieſe Dame ſelbſt innig liebt.

Ich liebe Sie in der That ſo, Lola.

Beweiſe, mein edler Herzog.

Sagen Sie nur, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin, daß

ich bei Ihnen Erhörung finden werde, und die Beweiſe ſollen nicht fehlen.

Sie werden mir nicht ganz gleichgültig ſein, wenn ich einſehe, daß ich ſie lieben kann.

Wenn Sie meiner Verſicherung noch nicht ganz vertrauen, ſo werden Sie meinen Handlungen glauben.

Der Herr Herzog glaubte mit dem Reſultat ſeines Beſuches zufrieden ſein zu können und verließ mich mit einem Handkuſſe.

Wenn ich auch nicht ſchön bin, ſagte er beim Abſchiede, ſo ſind Sie doch hübſch genug, meine liebe Miß Lola, um mich eiferſüchtig auf alle Männer zu machen, die Sie für ſchön halten. Sagen Sie mir doch, halten Sie den Sir P...n für ſchön?

Ihr Freund, der Sir P...n, iſt in der That ſehr ſchön, verſetzte ich.

Er gefällt Ihnen?

Er könnte mir gefallen.

Ich glaube, er giebt ſich viele Mühe deshalb.

Ich glaube, er hat gar nicht die Abſicht, mir zu gefallen.

Deſto beſſer, ich hoffe nicht, daß er mein Nebenbuhler ſein wird.

Mit dieſen Worten verließ mich der Herzog von D...r.

Wir werden ſehen, dachte ich, welcher Art die Handlungen ſein werden, durch welche der edle Herzog meine Liebe zu gewinnen hofft, um damit zehntauſend Pfund zu verdienen und über ſeine Freunde zu triumphiren. Dieſe Engländer ſind aufs Wetten verſeſſen, und um ſie zu gewinnen ſcheuen ſie ſelbſt ein Bündniß mit dem Teufel nicht. Wenn ſie ſelbſt den Verſtand verlieren, und das kann bekanntlich einem Engländer ſehr leicht paſſiren, verlieren ſie doch dieſen epidemiſchen Hang

zum Wetten nicht, und ich weiß davon ein artiges Geſchichtchen zu erzählen.

In dem weltbekannten Tollhauſe zu Bedlam waren zwei vornehme Engländer, welche durch dieſe Leidenſchaft, Alles zum Gegenſtande einer Wette zu machen, ihre Vermögensumſtände ziemlich zerrüttet hatten. Dieſe Herren geſtanden es ſich gegenſeitig ein, daß ſie verrückt waren, nur konnten ſie ſich nicht darüber verſtändigen, wer von ihnen den höchſten Grad der Verrücktheit erreicht hatte. Jeder nahm für ſich dieſes liebenswürdige Prädikat in Anſpruch, und endlich wetteten ſie um drei Pfund, welche derjenige ausgezahlt erhalten ſollte, welcher die tollſten Streiche beginge. Schiedsrichter ſollte der Wärter ſein, den ſie ſich aber vorher in ihrem Streit einzuweihen wohl hüteten. Der Wärter bemerkt nichts, als daß die beiden Gentlemens ungewöhnlich ernſt und in ſich gekehrt waren, und das war kein Wunder, denn es wurde ihnen in Bedlam wirklich recht ſchwer, tolle Streiche zu begehen Man hatte auf die Verrückten ein zu wachſames Auge. Die beiden Gentlemens hatten daher nicht wenig Mühe, einen tollen Streich, der zu gleicher Zeit ausführbar war, zu erdenken. Dieſe Stimmung dauerte einige Tage, und der Arzt meinte, daß die Herren an einer Digeſtion leiden müßten, was um ſo wahrſcheinlicher war, da ſie die raffinirteſten Puddingeſſer von Bedlam waren. Natürlich wurde die Medicin dieſer vermeintlichen Krankheit accommodirt, und alle ihre Proteſtationen halfen ihnen nichts, denn man glaubt es den Verrückten nicht, wenn ſie erklären, vollſtändig geſund zu ſein. Es konnte nicht fehlen, daß die beiden Gentlemens auf den Arzt, der ſie zu einer Hungerkur zwang, während ſie den vortrefflichſten Appetit hatten, ſehr erbittert wurden, und daß ſich Beider Gedanken zugleich mit dieſem unglückſeligen Jünger des Aesculap beſchäftigten.

Ich werde meinen tollen Streich an dieſem ſchlechten Kerl verſuchen, brummte der eine Gentlemen und ballte wüthend ſeine Fauſt.

Und der Andere dachte gerade eben ſo.

Eines Morgens, als der Arzt, welcher im Inſtitute wohnte, noch im tiefen Schlafe lag, ſtattete ihm der eine Gentlemen eine ſehr frühe Morgenviſite ab, welches er um ſo eher ausführen konnte, da man auf ihn, als einen ſehr gutartigen Verrückten, etwas weniger achtete. Er wußte bis in das Schlafzimmer des Arztes zu gelangen, zog nun eine Scheere und ein Raſirmeſſer aus der Taſche und trat leiſe vor das Bett des Schlafenden. Ehe dieſer erwachte, war ſchon der erſte Schnitt mit der Scheere gethan, und mit Entſetzen ſah der arme Arzt die Mordinſtrumente über ſeinem Haupte ſchweben.

Habt die Güte, nur ganz ſtille zu liegen, ſagte der Gentlemen, es wird Euch nicht das Geringſte geſchehen. Ihr leidet an einer Verſtopfung des Gehirns, und deshalb iſt es nothwendig, daß Euer Kopf geſcheert werde. Rührt Euch nicht, wenn es Euch beliebt, ſonſt fühle ich mich genöthigt, Euch die Kehle abzuſchneiden, was eine Radikalkur bei Gehirnverſtopfungen iſt.

Man denke ſich den Schrecken des Arztes, welcher ſeinen verrückten Patienten erkannte, dem er Diät verſchrieben und auf homöopathiſche Portionen geſetzt hatte. Alle Betheuerungen, daß er vollkommen geſund und wohl ſei, alle Definitionen, daß eine Gehirnverſtopfung, im Falle er ſolche durchaus haben ſollte, durch das Scheeren nicht gehoben werden könnte, ſondern ein einfaches Bad genüge, halfen ihm nichts. Der Verrückte geberdete ſich wie ein Raſender, ſchwor in einem Athem zwanzigmal Goddam und ſchwang ſein ſcharfes Meſſer, daß der Arzt es für das Beſte hielt, ſich der unfreiwilligen

Scheererei zu unterwerfen. Das Haar wird wieder wachſen, dachte er, aber die Gurgel nicht.

Mit der ernſteſten Miene von der Welt und mit einer erſtaunlichen Geſchicklichkeit und Sicherheit nahm der Verrückte nun ſeine Prozedur vor, in einem Viertelſtündchen war die Sache gemacht, und dem Arzte Haupt- und Barthaar ſo glatt abgeſchoren, daß ſelbſt mit dem Mikroskop kein Haar mehr zu ſehen war.

Nachdem der Gentlemen mit einer ſehr zufriedenen Miene ſein Opfer angeſehen hatte, ſagte er ganz ruhig:

Jetzt habt die Güte, Herr, und macht Euch etwas friſche Bewegung. Ihr braucht keine Kleider anzuziehen, das unterdrückt die Ausdünſtung. Ich bitte Euch vielmehr, dieſes ſehr überflüſſige Hemde noch abzulegen, und dann geht in Gottes Namen, wohin Ihr wollt.

Der Arzt, von dem Wunſche beſeelt, aus der gefährlichen Nähe des Tollen zu kommen, welcher noch immer mit ſeinem ſcharfen Inſtrumente vor ſeinem Bette ſtand und mißtrauiſch alle ſeine Bewegungen bewachte, folgte ohne Widerſpruch deſſen Anordnungen, und ſchlüpfte, ausſehend wie einer, der den Händen ſchrecklicher Menſchenfreſſer, die ſchon ihn zu ſcalpiren angefangen, entronnen iſt, aus dem Zimmer hinaus.

Der Gentlemen ſtreckte ſich nun gemächlich auf das Bette des Arztes nieder, nachdem er ſeine Kleidung abgeworfen und verſteckt hatte, ſetzte ſich die Nachtmütze des Arztes auf und erwartete ruhig das Kommende.

Es kam auch in der That ſehr bald etwas, und das war kein Anderer, als der andere Gentlemen, welcher ebenſowohl wie ſein Gegenpart an dem Arzte Rache und mit dieſer Rache drei Pfund verdienen wollte.

Der Gentlemen im Bette hörte zwar Jemanden kommen,

ſchnarchte aber luſtig darauf los und regte ſich nicht, aber wie wurde ihm zu Muthe, als er ſich plötzlich beim Schopfe genommen ſah, eine Scheere klappern hörte, und nun merkte, daß es über ſeine Perrücke herging.

Dabei kann der Guckuk ſchlafen, dachte der Gentlemen und ſchlug die Augen auf, und wie groß war ſein Erſtaunen, als er ſeinen Freund erblickte, der ihm mit der ernſthafteſten Miene befahl, ja ſtille liegen zu bleiben, wenn er nicht beſchädigt ſein wollte.

Ich bin ja der und der! rief der Gentlemen entſetzt.

Der Andere blinzelte ſehr ſchlau mit beiden Augen und ſagte:

Ganz Recht, Herr, ich habe die Ehre, Sie zu kennen, eben weil Sie der ſind, muß ich Sie ſcheeren. Einer ſcheert den Andern, das iſt ſo Brauch. Sie haben mir das Eſſen entzogen und ich entziehe Ihnen das Haar, Sie werden mir wieder meine volle Portion geben, und ich werde Ihnen erlauben, wieder Haare zu bekommen.

Nein, das iſt wahrhaftig toll! rief der arme Verrückte.

Nun, es ſoll eben auch recht toll ſein, verſetzte der Andere mit unerſchütterbarem Gleichmuthe, und fuhr fort, an dem zitternden Collegen ſein Kunſtſtück zu machen, welches ihm eben ſo gut gelang wie dieſem. Sobald er fertig war, ſchritt er mit ernſtem und gravitätiſchen Schritt aus dem Zimmer.

Es war durchaus nicht wunderbar, daß dieſe zweite Scene ſo ganz ungeſtört blieb, denn im erſten Augenblick hatte kein vernünftiger Menſch auf die Verſicherung hin dem Herrn Doktor glauben wollen, daß er es ſei. Man glaubte, einen Verrückten vor ſich zu haben, da er einem geſcheidten Menſchen durchaus nicht ähnlich ſah, und wollte ihn ohne Weiteres einſperren. Endlich gelang es ihm, die Aufſeher zu überzeugen,

daß man mit ihm kannibalisch umgegangen sei, und folgte ihm, mit Waffen und Leuten wohl versehen, in das Zimmer des Arztes, wo der geschorene Scheerer, wohl eingehüllt in den Schlafrock des Arztes, ruhig dessen Pfeife schmauchend, auf und nieder ging.

Man denke sich das Erstaunen des Arztes, als er sein Ebenbild erblickte. Da der Gentlemen eben so unkenntlich wie der Arzt war, so benutzte dieser vortrefflich die Gelegenheit, sich im Besitze der Doktorwürde zu behaupten. Es entspann sich zwischen Beiden ein Streit auf Tod und Leben. Jeder behauptete vom Anderen, daß er verrückt sei, und das Tollste dabei war, daß man am Ende Beide für verrückt erklärte. In diesem Momente kam der andere Gentlemen herbei, der vergebens seinen Collegen gesucht hatte, um ihm seinen Streich mitzutheilen, aber wie erstaunte der arme Teufel, als er statt eines, zwei Geschorene sah. War ihm früher der Verstand nur verrückt gewesen, so lief er ihm jetzt gänzlich davon. Er konnte seinen Collegen nicht herausfinden, und hielt sich wirklich für den Arzt und die beiden Geschorenen für die Verrückten, welche gewettet hatten.

Es ist von Euch gerade Einer so toll wie der Andere, rief er, gebt Euch nur gegenseitig drei Pfunde. Geht zurück in Eure Zellen, ihr sollt wieder Eure volle Portionen haben!

Kurz, der Verrückte geberdete sich wie der Arzt und spielte seine Rolle ganz gut. Die Sache war wahrlich dazu angethan, die Zuschauer alle toll zu machen, und der arme Arzt wäre vielleicht rettungslos verloren gewesen, wenn nicht glücklicher Weise ein College ihn besucht hätte, um eine gewisse Sache mit ihm zu besprechen, die natürlich nur der Geschorene, welcher wirklich der Arzt war, wissen konnte. Nach und nach klärte sich die Sache auf, und der Aufwärter erkannte dem

zweiten Scheerer unbedingt den Preis zu, welchen ihm natürlich der Verlierer, da er keine Disposition über sein Vermögen hatte, nur in Gedanken auszahlte.

Diese lustige Geschichte, deren Wahrheit mir verbürgt wurde, ist für die tolle Wettlust der Engländer charakteristisch genug, und es fiel mir dabei ein, daß es gar nicht so übel wäre, wenn den Herren, die auf die Gewinnung meiner Zärtlichkeit zehntausend Pfund gesetzt hatten, ein ähnlicher Streich gespielt würde.

Sechsundſechszigſtes Kapitel.

116 Liebhaber.

Madame B...s. — Unterſchied zwiſchen Liebhabern und Anbetern. — Die Lehre von den Erfahrungen.

Einige Tage nach meinem erſten Debüt beſuchte mich die Madame B...s, welche damals die Inhaberin eines Theaters in London war. Ich kannte damals dieſe Dame noch nicht, aber ſie nahm keinen Anſtand, mich mit Ihrer Geſchichte vertraut zu machen. Sie wollte mich für ihr Theater engagiren, was ich aber ablehnen mußte, da ich bereits mit dem Director des Theater francaiſe einen Contract abgeſchloſſen hatte, der mich auf einige Zeit band.

Madame B...s war eine ungemein gewandte Dame, welche, obwohl ſie bereits das vierzigſte Jahr überſchritten haben mochte, noch Spuren ihrer ehemaligen, ausgezeichneten Schönheit an ſich trug. Wir ſprachen von den mannigfaltigſten Dingen, und ich erkannte, daß die Dame ſehr geiſtreich war, und ich wunderte mich gar nicht, als ſie im Laufe des Geſpräches äußerte, ſie habe bereits hundertundſechszehn Liebhaber gehabt.

Ich war nur halb so alt, als die Madame B...s und ich konnte wohl einige Dutzend aufzählen.

Die Madame B...s lachte auf diese Bemerkung und sagte mir:

Warten Sie nur, die Zeit der Liebschaften kommt erst für Sie. Ich war auch schön, ehe ich Künstlerin war, ehe ich die Bühne betrat, ich hatte Anbeter in Menge, aber ich konnte doch nicht von mir sagen, daß ich Liebschaften hatte.

Sie machen also einen Unterschied zwischen Liebhabern und Anbetern?

Allerdings besteht zwischen beiden ein großer Unterschied. Anbeter hat jede schöne Frau in und außer der Ehe, sie mag sie haben wollen oder nicht. Aber welche schöne Frau wollte sie nicht? — Eine Frau kann Anbeter haben und dabei die keusche Susanna sein, es ist etwas ganz Unschuldiges, worüber nur diejenigen Frauen, welche nicht hübsch sind und keine Anbeter haben, und diejenigen Männer, welche mehr als Anbeter sein möchten und nicht erhört werden, Skandal machen und zweideutige Dinge reden. Wenn aber eine Frau Liebhaber hat, wenn sie deren auch nur einen hat, so ist das ein Beweis, daß sie keinen Mann haben will, und doch nicht ohne einen Mann leben kann. Solche Frauen lassen Verschiedenes von sich denken, sie sind mithin immer zweideutig.

Also die Liebhaber vertreten immer die Stelle des Mannes?

Ganz so.

Nun, dann bin ich so glücklich, keine zu haben.

Sie werden aber deren bekommen.

Ich hoffe nicht.

Ich habe auch so gedacht, ich wollte auch nur Anbeter und nichts mehr, aber ehe ich mich dessen versah, wurden Liebhaber daraus.

Das war Ihre Schuld.

Das gebe ich zu, aber ich hatte meine Gründe. Einer Schauspielerin, überhaupt einer Künstlerin fehlen die Anbeter, wenn sie keine Liebhaber hat, sie muß also beides haben, um Carriere zu machen.

Also die Kunst genügt nicht? fragte ich sehr ernsthaft.

Die Kunst? sagte Madame V...s lächelnd, man sieht, daß Sie noch Neuling sind, die Männer kümmern sich wenig um die Kunst, sie ist wenigstens das Letzte, was sie suchen. Allen meinen Freunden war meine Kunst Nebensache, ich war ihnen Alles.

Aber doch nur, weil Sie Künsterin waren?

Nein, weil ich ihnen gefiel.

Aber die Herren, welche Sie so oft auf der Bühne sahen und Sie bewunderten, waren doch nicht alle Ihre Liebhaber?

Weil sie es nicht sein konnten.

Sie haben sich Ihre guten Freunde also immer ausgesucht?

Ich habe stets eine sehr sorgfältige Auswahl getroffen.

Und was entschied Sie bei der Wahl?

Ich verlangte von meinen Liebhabern die Vereinigung dreier Dinge: Schönheit, Geist und Reichthum.

Und Ihre hundertundsechszehn entsprachen diesem dreifachen Erfordernisse?

Vollkommen.

Da diese Dinge so selten bei einem Manne vereinigt sind, so bewundere ich es in der That, daß Sie so oft wechseln konnten.

O, glauben Sie mir, wenn es für Frauen unseres Schlages schon langweilig ist, immer nur *einen* Mann zu haben,

so ist es noch viel langweiliger und zugleich gefährlicher, immer nur einen Liebhaber zu haben?

Wie so das?

Den Mann können wir beherrschen, wir können ihn wenigstens mit einiger Klugheit in Schach halten, der Liebhaber beherrscht uns. Dieser ist für unsere Freiheit viel gefährlicher als der Mann.

Ich glaube, es ist für eine Frau unter allen Umständen schwer, ihre Freiheit zu bewahren.

Mein liebes Kind, wir Frauen sind auch gar nicht dazu geschaffen, immer frei zu sein. Wir haben oft eine wahre Passion für die Sklaverei und gehen willig hinein, es ist genug, wenn es uns gelingt, nur je zuweilen frei zu sein, um so gewissermaßen sich zu erholen und sich selbst wiederzufinden.

Ich hoffe, daß ich meine Freiheit für immer und unter allen Verhältnissen bewahren werde.

Und ich sage Ihnen, mein liebes Kind, daß Sie schon heute nicht mehr frei sind.

Ich bin vollkommen frei, ich habe weder einen Mann, noch einen Liebhaber.

Aber Sie sind Künstlerin, Sie sind Tänzerin, Sie tragen die goldene Sklavenkette schon an Ihren Füßen. Sie sind zu schön und haben zu viel Geist, um immer frei bleiben zu können.

Das ist paradox!

Sie werden die Erfahrung noch machen, daß Schönheit und Geist, wenn beides den Frauen in einem höheren Grade verliehen ist, sie zu Sklavinnen machen, indem sie die Männer zu ihren Füßen führen. Doch ich muß mich jetzt von Ihnen trennen, sollten Sie über Dinge und Persönlichkeiten unserer Weltstadt noch Aufschlüsse wünschen, die Sie nicht leicht an-

dersmo erlangen können, so bitte ich Sie, daß Sie sich meiner erinnern und mich besuchen.

Ich dankte der freundlichen Dame für ihre Zuvorkommenheit. Ohne Zweifel, dachte ich, kann ich von ihr viel erfahren, was mich eben nicht glücklich machen wird. Und hatte ich, um unglücklich zu sein, nicht schon genug erfahren?

Es giebt nichts Neues unter Gottes Sonne, ist ein Sprüchwort, welches fast alle Sprachen kennen, und doch erfährt man im Menschenleben tagtäglich etwas Neues — was allerdings zwar alt, aber doch immer neu für denjenigen ist, welcher es zum ersten Male erfährt. Die Menschheit hat schon so viel durchgemacht, hat schon so viel erfahren, ist schon so klug geworden, aber was hilft es dem Einzelnen? Er muß doch immer von vorne anfangen. Setzt einen alten Weltweisen an die Wiege eines Kindes, laßt ihn demselben von Morgen bis zu Abend, vom ersten bis zum zwanzigsten Jahre, unaufhörlich erzählen, was die Menschen Alles thun, um sich und Andere unglücklich zu machen, was sie also vermeiden müßten, wenn sie glücklich sein wollen, das Kind wird mit allen diesen schönen Lehren seine Wege wandeln und wird Thorheiten begehen je nach dem, und wird selbst die Schule der Erfahrungen, der Täuschungen und Enttäuschungen durchmachen müssen, und gingen ihm auch beständig zwei Weltweise zur Seite.

Es hilft uns Alles nicht, was wir nicht selbst erfahren haben, das wissen wir nun einmal nicht, wenigstens nicht recht.

Den Klugen, der sich stets eigene schlimme Erfahrungen zu ersparen weiß und gewissermaßen auf Kosten des Menschengeschlechts glücklich lebt, den soll man mir mit der Diogenes-Laterne suchen.

Die alten Leute pflegen gewöhnlich, wenn sie zu der jüngeren Generation sprechen, eine sehr kluge Miene anzunehmen:

ſo mein Kind, mußt Du es machen, ſei nicht ſo dumm und handele anders. Folge meinem Rath, ich habe Erfahrung.

Heißt das etwas Anderes, als: ich habe Lehrgeld geben müſſen, und wurde klug, nachdem ich eine Zeit lang dumm geweſen war, und weil ich in meinem zwanzigſten Jahre nicht ſiebenzig Jahre alt war?

Ihr alten Leute habt Recht, es iſt ein ſchönes Streben, wenn Ihr der Jugend Kummer und Unglück erſparen wollt, aber es hilft dennoch nichts. Dieſe jungen Leute werden in ihrem ſiebenzigſten Jahre eben ſo klug ſein wie Ihr jetzt ſeid, aber Ihr könnt ſie unmöglich älter machen, als ſie ſind.

Die Runzeln machen uns erſt klug, es iſt einmal ſo.

Ich habe ſchon ſehr viel erfahren, gewiß, aber ich bin noch nicht fertig, denn ich habe eben noch keine Runzeln.

Wenn wir dann endlich unſere Schule durchgemacht haben, dann nehmen wir unſere ſo ſauer erworbene Weisheit mit in's Grab.

Wer weiß, vielleicht können wir im Himmel davon den trefflichſten Gebrauch machen, vielleicht ſind ſie nothwendig zu unſerer Seligkeit.

Daß wir der Nachwelt damit nützen, glaube ich natürlich aus den oben angeführten Gründen nicht, und wenn wir unſere Erfahrungen niederſchreiben, mögen wir uns hüten, darunter zu ſetzen:

Zum Nutzen und Frommen der Mit- und Nachwelt.

Das Gute, welches wir damit anſtiften, beſteht einzig und allein darin, daß wir doch vielen Leuten Troſt gewähren, welche leſen: es geht alſo auch Andern, wie es mir gegangen iſt.

Ein ſehr ſchlechter Troſt, das iſt eine alte Sache, aber er iſt doch im Nothfalle, in Ermangelung eines beſſern, noch immer gut genug und von Wirkung.

Ich habe genug in meinem Leben erfahren, um Bände damit zu füllen, aber ich habe noch keine Runzeln und bin deshalb auch noch nicht zu Ende.

Wie mögen die Erfahrungen ſein, welche mir die zweite Hälfte meines Lebens bieten wird?

Kann mir Niemand den Iſisſchleier lüften?

Und wenn es Jemand könnte, würde ich ihm Glauben ſchenken, wenn er mir etwas Unangenehmes ſagte?

Ich würde es in dieſem Falle dem lieben Gotte ſelbſt nicht glauben.

Es würde mir auch gar nichts nützen, einmal, weil ich es nicht glaube, und dann, weil man ſein Leben nothwendig durchmachen muß.

Doch genug hiervon.

Ich hatte mir vorgenommen, Madame V...s unter keinen Umſtänden zu beſuchen, weil ich, ich ſage es offen, ihre Lehren ſcheute.

Ich ſcheute ſie, weil ich es fühlte, wie ſehr ich mit ihnen ſympathiſirte.

Ich hielt es für nothwendig, noch nicht Alles zu wiſſen. Warum ſollte ich, noch ſo jung, ſchon ſo klug werden?

Ich glaubte, ſo viel Klugheit noch gar nicht nöthig zu haben. Ich wollte noch ein wenig glücklich ſein, und es iſt wahrlich kein leeres Gerede, wenn man ſagt:

Unwiſſenheit macht glücklich.

Aber was half es mir, ich ſollte einmal eine Wiſſende werden. Das Geſchick hatte mich dazu verdammt.

Es war daher ganz in der Ordnung, daß es mich wider meinen Willen zu Madame V...s führte.

Siebenundſechszigſtes Kapitel.

Wer ſoll es ſein?

Ein Geſchenk. — Sir P...n's Eiferſucht. — Lord L...

Kaum hatte mich der eine gute Freund verlaſſen, ſo empfing ich den Beſuch des zweiten Freundes. Es war diesmal der junge P..n, welcher ſich bei mir einfand.

Will er mich ſchon entführen? dachte ich.

Miß Lola, ſagte er, war der Herzog von D...r ſeit Kurzem bei Ihnen?

So eben.

Hatte er ein beſonderes Anliegen an Sie?

Ein ſehr beſonderes.

Darf ich es wiſſen?

Es iſt mir kein Geheimniß daraus gemacht worden und ich habe mich zu nichts verpflichtet.

Sie würden mir einen Gefallen erweiſen, wenn Sie es mir mittheilten.

Der Herzog von D...r, ſagte ich ganz unbefangen, bat mich, daß ich mich in ihn verlieben ſollte.

Der Tauſend! rief der junge P...n, das iſt eine abſcheuliche Zumuthung.

Glauben Sie? fragte ich, ich fand dieſe Zumuthung nicht ſo abſcheulich.

Sie haben ihm Hoffnung gemacht?

Ich habe den Herzog behandelt, wie ich jeden Herrn behandele, der mit mir von einem Thema ſpricht, das ich nicht liebe. Aber der Herzog wird es wohl gemerkt haben, daß er mir nicht gleichgültig iſt.

Der junge P...n machte ein verdrießliches Geſicht und wurde ſehr ernſt.

Aber, mein Gott, Miß Lola, rief er dann, finden Sie nicht, daß es ſchönere Männer giebt, als der Herzog von D...r?

Ich geſtehe, daß ich ſchönere Männer kenne, aber der Herzog gefällt mir beſſer.

Das iſt eine ſonderbare Laune von Ihnen, Miß Lola, ich weiß, daß ſie ihn früher nicht ſonderlich bevorzugten.

Weil ich ihm meine Neigung nicht merken laſſen wollte.

Alſo Sie lieben ihn wirklich? — Das kann mir ſehr fatal werden, Miß Lola!

Und warum, wenn ich fragen darf?

Warum? Warum? — Meine liebe Miß Lola, der beſondere Zweck, welcher mich heute zu Ihnen führt, iſt der, Ihnen endlich zu erklären, daß ich Sie unmöglich länger platoniſch lieben kann.

Nun, ſo lieben Sie mich catoniſch.

Das heißt, ich ſoll mir eine Kugel durch's Gehirn jagen?

Ach, mein Lieber, wie ſchlecht ſind Sie in der Geſchichte bewandert, hat Cato ſchon das Pulver gekannt?

So hat er das Schwert gebraucht.

Und Sie ſollten ſich einer Stecknadel bedienen.

Wie können Sie noch ſcherzen? Die Sache iſt ſehr ernſt. Ich ſchlage mich mit dem Herzog von D...r.

Meinetwegen? Eine ſolche Thorheit würde Sie in meinen Augen völlig ruiniren.

Aber, meine liebe Miß, ſo ſagen Sie mir doch, wie ich es anders anfangen ſoll, Sie zu gewinnen? Geſchenke reizen Sie nicht, eine Liebeserklärung darf man Ihnen nicht machen. Sie ſind zu wunderlich, um mit Ihnen nach beſtimmten Regeln umzugehen, und zu liebenswürdig, um Sie vergeſſen zu können.

Sagen Sie doch lieber, ich bin nicht das, was die Männer ſo gern aus allen Frauen, die ihnen gefallen, machen möchten.

Was?

Maitreſſen!

Als ich dieſes Wort ausgeſprochen hatte, ſah mich P...n mit einer ſehr zweifelhaften Miene an, welche mir ſagte: Ich glaube, Du haſt gar keine Urſache, mir zu verweigern, was Du Andern bewilligt haſt. Die Welt hat nun einmal den falſchen und poſſirlichen Grundſatz angenommen, daß diejenigen Frauen nicht tugendhaft ſein können, welche das Schickſal haben, Vielen zu gefallen und keinen Einzigen zu lieben.

Dieſer falſche Glaube war es denn auch, welcher den jungen P...n bewog, mir in allem Ernſte den Antrag zu machen, ihm ganz allein angehören zu wollen. Ich erklärte ihm aber, daß der Herzog von D...r der Einzige ſei, dem ich meine Neigung zuwenden könnte. Nach dieſer Erklärung verließ er mich ſehr mißmüthig und unbefriedigt.

Am ſelben Tage erhielt ich einen Brief vom Herzoge von D...r folgenden Inhalts:

„Meine sehr hochgeschätzte Miß Montez!

Wenn ich auch nicht so glücklich bin Ihnen zu gefallen, wie ich Ihnen zu gefallen wünsche, so werden Sie vielleicht doch die Güte haben, beifolgendes kleine Geschenk von mir anzunehmen. Zugleich ersuche ich Sie, sich als Herrin meines Vermögens zu betrachten, und über meinen Wagen, meine Pferde, meine Kasse ganz nach Ihrem Bedürfnisse zu verfügen. Da ich weiß, daß Ihre Wechsel noch nicht eingelaufen und Sie in Geldverlegenheit sind, so bitte ich es nicht übel zu nehmen, daß ich diesem Briefe eine Eintausend-Pfund-Note beigelegt habe. Sollten Sie mehr bedürfen, so vergessen Sie nicht, daß Sie einen Freund haben, dessen größtes Glück es ist, Ihnen dienen zu können. Zugleich erlaube ich mir, Ihnen anzuzeigen, daß ich übermorgen eine Jagd auf meinem drei Meilen von London entfernten Gute veranstalten werde. Gewähren Sie mir das Vergnügen, Sie als Theilnehmerin an derselben begrüßen zu dürfen. Ich habe alle Anstalten getroffen, Sie würdig zu empfangen, und meinen Stallmeister beauftragt, Sie abzuholen."

Genehmigen Sie die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung, mit welcher ich zeichne

Herzog von D...r.

Ich legte das Geschenk, welches in einem werthvollen Collier bestand, nebst dem Gelde ruhig bei Seite. Eintausend Pfund, dachte ich, sind noch lange keine zehntausend, und ich war in der That begierig zu wissen, welchen Profit der Herzog bei seiner Wette machen wollte. Die Jagd beschloß ich mit beizuwohnen, denn sie versprach für mich ganz besonders interessant zu werden. Der Herzog schickte mir an dem Tage,

an welchem sie anberaumt war, in aller Frühe seinen Stallmeister mit einem Pferde, welches prächtiger Tattersaals Marstall nicht liefern konnte. Die drei Meilen hatte ich bald zurückgelegt, und ich wurde von dem Herzoge auf das Freundlichste empfangen. Es waren eine große Anzahl Herren bei ihm versammelt und nur wenige Damen. Unter ersteren bemerkte ich auch den Lord L... Natürlich wurden mir die unbekannten Herren vorgestellt. Der Lord L... mißfiel mir trotz seines Rufes. Er galt für äußerst geistreich und sarkastisch. Seine Freunde und Feinde lebten in beständiger Angst vor ihm. Denn er schonte Niemanden. Er war schon Gesandter an verschiedenen europäischen Höfen gewesen und hatte den Ruf eines ausgezeichneten Diplomaten.

Auch die andern Freunde des Herzogs von D...r, welche ich schon kannte, traf ich dort. Der junge P...n fehlte ebenfalls nicht. Trotz seines Aergers über D...r's Bevorzugung war er doch sehr freundlich gegen mich. Ich machte durch meine Fertigkeit im Reiten wiederum großes Aufsehen, die Herren überboten sich in Artigkeiten und Bewunderungen. Nur der Lord L... hatte mir noch nichts gesagt.

Er will Dich, treu seinem Grundsatze, gewiß nur ansehen, dachte ich, und ärgerte mich im Stillen über diesen Menschen, welcher so geistreich war und fast kein Wort mit der Gesellschaft sprach.

Diese Herren sind ihm gewiß zu jung, dachte ich, und ich bin ihm zu schön, vielleicht unterhält sich der edle Lord jetzt mit seinem Pferde.

Der Zufall fügte es, daß, als die Jagd beendet war, der Lord L... neben mir ritt.

Plötzlich hörte ich ihn sprechen. Ich horchte hoch auf.

Er sprach wirklich mit mir.

Sie gefallen mir auf dem Pferde beſſer, als auf der Bühne, ſagte er.

Es war mir gar nicht angenehm dieſes erſte Wort, welches der Lord an mich richtete.

Sie lieben die Tanzkunſt nicht? fragte ich.

Das wollte ich nicht ſagen. Das Reithabit ſteht Ihnen beſſer als der Tricot.

Der junge P...n, welcher jetzt an uns heran galloppirte, überhob mich der Verlegenheit, dem Lord L... eine Antwort geben zu müſſen. Ich wußte in der That nicht, was ich ihm antworten ſollte, und ſo begierig ich war, den Sonderling näher kennen zu lernen, ſo freute ich mich jetzt, als er uns verließ.

Sie ſind mir gewiß recht dankbar, rief P...n.

Und weshalb?

War der Lord L... nicht eben dabei, Ihnen etwas Galle mitzutheilen. Er kann nicht anders, der Brummbär. Die Damen haſſen ihn wie das Fegefeuer.

Wenn dem ſo iſt, ſo bewundere ich ſeinen Ruf eines guten Diplomaten.

Das iſt er, wenn es gilt eine Intrigue durchzuhauen und den Gegner in offner Feldſchlacht niederzuſchmettern. Ein Liebling der Höfe iſt er nicht. Aber laſſen Sie uns zu einem andern Thema übergehen, Miß Lola, man verdirbt ſich mit dieſem Manne ſeinen guten Humor. Ich wollte Ihnen ſagen, daß ich übermorgen ebenfalls eine Jagd veranſtalten werde, darf ich hoffen, Sie bei mir zu ſehen?

Ich bin eine zu leidenſchaftliche Reiterin, um ein ſolches Vergnügen ausſchlagen zu können.

Aber die Entfernung iſt zu groß, Miß Lola, als daß Sie

die Strecke zu Pferde machen könnten. Sie würden ermüdet ankommen. Darf ich Ihnen meinen Wagen ſchicken?

Wird der Herzog von D...r nicht ebenfalls bei Ihnen ſein? fragte ich.

Immer der Herzog von D...r. Da ſieht man die Folgen der Liebe. Ich fürchte, es wird mir ſchwer werden, ihm ſeinen Platz ſtreitig zu machen.

Welchen Platz meinen Sie?

Ich meine den Platz in Ihrem Herzen.

Beruhigen Sie ſich. Es hat dort noch Niemand Sitz und Stimme.

Sie ſind dem Herzoge beſonders zugethan, und das iſt für mich ſchon zu viel, aber trotzdem wird er dennoch anweſend ſein, zumal wenn Sie es wünſchen.

So werde ich mit dem Herzoge fahren.

Mit dem — — —?

Sir P....n machte ein ſehr verlegenes Geſicht, doch ſuchte er ſich raſch zu faſſen.

Miß Lola, ſagte er, Sie würden mir ſehr gefällig ſein, wenn Sie nicht mit dem Herzoge führen.

Und weshalb wünſchen Sie das?

Weil ich dem Herzoge einen ſolchen Platz nicht gönne. Sie würden mir überhaupt eine große Liebe erweiſen, wenn Sie dem Herzoge von Ihrer Anweſenheit nichts mittheilen wollten.

Ich werde den Herzog bis dahin höchſt wahrſcheinlich gar nicht ſprechen.

Deſto beſſer. Sollte er Sie aber dennoch beſuchen, ſo ſprechen Sie von allen Dingen, nur nicht von der Jagd. Wollen Sie?

O, wir werden genug andere Dinge zu sprechen haben. Wir sind um eine Unterhaltung nicht verlegen.

Wie könnte man dies bei Ihnen sein? Man unterhält sich schon, wenn man Sie ansieht.

Da fallen Sie ja in die Redeweise des Lord L...

Nein, nichts weniger. Ich sage nicht, daß man eine schöne Dame nur ansehen darf, ich meine vielmehr, daß man sie gar nicht ansehen darf, wenn sie es nicht mehr gestattet. Ich finde, daß die Türkinnen sehr Recht daran thun, sich zu verschleiern und den Blicken fremder Männer sich gänzlich entziehen. Es giebt für den Mann keinen unglücklichern Anblick als ein schönes Weib, das er nicht besitzen kann.

Sie wollten sagen für den Mann, der nichts von dem siebenten Gebot wissen will.

In diesem Augenblicke sprengte der Herzog von D...r an uns heran und wir mußten dem Gespräche eine andere Wendung geben.

Ich bemerkte wohl, daß der junge Herzog auf den Sir P...n einen sehr eifersüchtigen und mißmüthigen Blick warf.

Wir ritten eine Weile nebeneinander, bewunderten den Himmel, die Erde, die Bäume, die Mützen der Bauern, welche uns begegneten, wir bewunderten Dinge, welche durchaus alltäglich und in ihrer Erscheinung sehr gewöhnlich waren, um — nichts zu sprechen.

Wenn man genug nachzudenken hat, und es andere Leute nicht merken lassen will, daß man Stoff und Grund zum Nachdenken hat, dann bleibt eben nichts anderes übrig, als von gleichgültigen Dingen zu reden. Man kann dabei sehr gut noch anderen Gedanken nachhängen.

Wir alle Drei dachten über einen und denselben Gegenstand nach. Ich allein aber wußte das.

Der Herzog von D...r gewinnt die Wette, dachte der Sir P...n, wenn ich ihm nicht einen Strich durch die Rechnung mache. Ich werde meine Anstalten treffen.

Der Sir P...n scheint günstiger als ich zu stehen, dachte der Herzog von D...r, sie unterhält sich gern und angelegentlich mit ihm. Die Sache muß ich zu hintertreiben suchen.

Nach einer Weile entfernte sich der Lord P...r von mir, und der Herzog von D...r schöpfte freier Athem.

Miß Lola, sagte er, ich bin nicht so glücklich, wie mein Freund, der Sir P...n.

Sie sind unglücklich? — Das ist fast unglaublich.

Sie geben dem Sir P...n den Vorzug.

Und das macht Sie unglücklich?

Nur das. Ich glaubte, daß ich Ihnen wenigstens nicht ferner stehen würde, als mein Freund.

Und woraus schließen Sie das Gegentheil?

Aus vielen Dingen, die ich Ihnen nicht näher bezeichnen mag.

Die Eifersucht ist blind, nicht weil sie keine, sondern weil sie zu viele Augen hat.

Haben Sie irgend einen Wunsch, irgend ein Verlangen, welches zu befriedigen in meiner Macht steht, so bitte ich Sie dringend, daß Sie sich an mich wenden.

Mit derselben Bitte quälte mich auch der Lord P...n. Es thut mir wirklich Leid, daß ich kein Kind bin.

Warum das?

Ich würde Ihnen dann gefällig sein können, ich würde mir die verschiedenartigsten Dinge wünschen, und glücklich sein, meine Wünsche befriedigt zu sehen.

Wir mußten diese Unterhaltung abermals aufgeben, da mehrere Herren sich uns zugesellten. Es war gerade so als

hatten diese Herren alle auf meine besondere Zuneigung gewettet. Es war amüsant, welche Mühe sich diese edle Herren gaben, das Herz einer Frau zu erobern, mit welcher Bravour sie Sturm liefen, und wie sie stutzten, als der Sturm mit Leichtigkeit zurückgeschlagen wurde.

Weil ich in meinem Wesen frei, keck, muthwillig ohne alle Prüderie war, betrachteten sie mich als eine gute Prise ihrer Eitelkeit, und ich habe erfahren, daß hierin bei den Männern ein sehr geringer Unterschied besteht.

Es herrscht bei der Männerwelt aller Stände und jedes Alters eine Meinung über die Frauen, die nämlich:

Je geistreicher eine Frau, je treuloser ist sie.

D. h. mit andern Worten:

Einer geistreichen Frau ist es unmöglich, beständig in der Liebe zu sein.

Diesem so falschen Glauben ist es beizumessen, daß so oft vernünftige Männer, wenigstens halten sie sich selbst dafür, wohl auf Schönheit ihrer Frauen sehen, aber den Geist als überflüssigen, ja gefährlichen Ballast für das Eheschiff halten, während dagegen die dummen Michel oft die geistreichsten Frauen haben.

So gleicht sich im Leben Alles aus.

Ich kehrte endlich nach manchem interessanten Zwischenfall nach London zurück. Ich wurde endlich dazu gedrängt dem Herzoge von D...r einen ganz genauen Termin einer definitiven Antwort zu setzen. Dasselbe verlangte P...n von mir. Ich bestimmte Beiden genau dieselbe Zeit, und ließ Beide in derselben Ungewißheit, ich machte mir ein Vergnügen daraus, bald zu des Herzogs, bald zu des Lords Gunsten die Waage sinken zu lassen. Diese Komödie gewährte mir unendlich viel Vergnügen. Denn außerdem, daß ich den bei-

den Herren ein wenig Wohlgefallen, welches sie Liebe nannten, einflößte, war ich ein kostbarer Gegenstand für sie. So große Summen der reiche Engländer auch vergeudet, er verliert nicht gleichmüthig eine Wette, selbst wenn der Betrag ein geringer ist. Sie überboten sich Beide, mir angenehm zu werden, Geschenke folgten auf Geschenke. Es brauchte blos der Eine zu wissen, daß der Andere mir etwas geschenkt hatte, und ich konnte sicher sein, daß ich das Dreifache am Werthe erhielt. Ich hatte keine Veranlassung, diese Dinge auszuschlagen. Das erste Geschenk, welches der Sir P...n mir machte, stellte ich ihm zurück. Er warf es sofort aus dem Fenster und traf sehr unsanft die Nase eines vorübergehenden Gentlemens, der ihm deshalb einen Prozeß machen wollte. Diese Tollheit des Lords kam keinem Andern als dem ehrlichen John zu Gute, welcher es nun übernahm, seinen Herrn vor so schlimmen Händeln zu bewahren. Später ließ ich mich ohne Widerstand beschenken, wie ich denn überhaupt endlich einsah, daß eine Künstlerin, die kein Vermögen besitzt und gewissermaßen zu einem Vagabonden-Leben verurtheilt ist, in dieser Beziehung nicht sehr difficil sein darf.

Ich setzte also der Freigebigkeit der beiden Herren kein Hinderniß in den Weg, ohne dafür die geringste Verbindlichkeit zu übernehmen. Ich schlug es dem Sir P...n sogar ab, seiner Jagd mit beizuwohnen. Ich hatte freilich meine triftigen Gründe dazu. Die Kutsche war ganz dazu angethan, mich Gott weiß wohin zu führen. Nun war der Sir P...n allerdings kein Prinz von Kaboul, aber ich erinnerte mich der Worte des Professors: Fürchten Sie die zahmen Männer nicht weniger als die wilden.

Ich hatte keine Luft in den einsamen Harem des Sir P...n zu wandern.

Achtundsechszigstes Kapitel.

Eine Wanderung.

Der Tower. — Anna Boleyn und Johanna Gray. — Die Söhne Eduards. — Die Armanda. — Die Westminsterabtei. — Elisabeth und Maria Stuart ꝛc. — Berühmte Männer und Dinge.

Schneller als ich hoffen durfte, hatte ich mich in London eingelebt. Ich verlebte, wenn auch nicht glückliche, so doch heitere und vergnügte Tage. Es fehlte mir nicht an Bekanntschaften aller Art, und wenn ich gewollt hätte, so würde ich es sicher sehr schnell, gleich der Madame V...s, zu 116 Liebhabern gebracht haben. Dennoch fühlte ich, daß meines Bleibens in London nicht mehr lange sein konnte. Ich war noch im ersten Stadium meiner künstlerischen Laufbahn, und London schien mir nicht der Platz zu sein, um dort einen dauernden Ruf als Künstlerin zu erlangen. Ich begann ernstlich an meine Abreise zu denken, doch zuvor wollte ich mich noch ein wenig in London umsehen. Ich hatte die lebendige Welt, die Menschen genugsam kennen gelernt, ich wollte mich nun auch ein wenig mit der todten beschäftigen, und so beschloß ich denn aus der Anzahl meiner Freunde einen Cicisben zu wählen und mir London einmal recht genau zu betrachten.

Unter meinen Freunden befand ſich ein junger Künſtler, welcher beſcheiden, geiſtreich, witzig war, und ſich von ſo vielen jungen Männern dadurch vortheilhaft auszeichnete, daß ihm die Unterhaltung über Alles ging, welche ihm Stoff zur Belehrung bot. Er machte aus Allem ein Studium. Obgleich er einige Jahre älter als ich war, ſo ſtand ich doch wie eine Mutter zu ihm. Mit dieſem jungen Künſtler durchſtrich ich die Stadt, und beſah mir alles Merkwürdige, was ſie enthielt.

Vor Allem zog mich Londons älteſtes Baudenkmal, der Tower, an. Dieſes alte Staatsgefängniß umſchloß einſt die beiden unglücklichen Frauen des despotiſchen Heinrich des VIII., Anna Boleyn und Johanna Grey. Die Schönheit hatte dieſen beiden Königinnen ihr tragiſches Geſchick bereitet. Sie wurden zugleich auf den Thron und das Schaffot erhoben. Ihr größtes Verbrechen aber beſtand darin, daß ſie nicht die einzigen ſchönen Frauen waren, welche einem Tyrannen gefielen. — Hier wurden auch die unſchuldigen Kinder Eduards auf Befehl Richards des III. im Bette erſtickt. Wahrlich, dieſer Tower iſt kein Ehrentempel für England, und dennoch darf ſich dieſe Nation freuen, wenn ihr Blick an ſeinen finſteren Mauern haften bleibt. Die Vergangenheit dieſes Landes, wechſelreicher, blutiger, als die irgend eines andern europäiſchen Staates, hat die Nation gewitzigt, ſie hat aus ihrer Geſchichte Lehre gezogen, und während alle übrigen Staaten bangend auf die Zukunft blicken, genießt England, wie ein durch Erfahrung gereifter Mann, die Wohlthat einer unerſchütterlichen Ruhe.

Bemerkenswerth im Tower iſt noch der ſpaniſche Waffenſaal, welcher auch die Ueberbleibſel der ſpaniſchen „Armada“ enthält, dieſer ſtolzen Flotte eines andern Despoten, welcher

England die Seeherrschaft streitig machen wollte, indaß er zu dem damaligen wichtigsten und größten Reiche der Erde, welches er beherrschte, den Grund zum Verfalle legte. Mein armes, unglückliches und so schönes Vaterland seufzt noch heute unter den Nachwehen einer Herrschaft, deren höchstes Ziel es war, sich selbst groß und die Gottheit auf Erden klein zu machen, unter dem Vorwande, ihr allein zu dienen. Was hätte Spanien sein können, wenn es statt eines Philipp II. eine Elisabeth gehabt hätte.

Es ist eine interessante und für uns Frauen sehr schmeichelhafte Betrachtung, daß die beiden mächtigsten Reiche der Gegenwart ihre Macht und Größe Frauen zu verdanken haben. Elisabeth von England und Katharina von Rußland haben es zur Genüge dargethan, daß das salische Gesetz, welches Frauen vom Throne ausschließt, jedes vernünftigen Grundes entbehrt. Unter den wenigen Königinnen, welche selbstregierend auf den Thronen saßen, haben fast Alle ausgezeichnet regiert und Epoche gemacht. Ist dieses nicht ein Triumph für das weibliche Geschlecht, zeigt es nicht, daß die Natur den Männern keinen Vorzug in Seelengröße, Energie und Erhabenheit gegeben hat? und daß das schwache Geschlecht ebensowohl wie das männliche zu regieren versteht?

Nach dem Tower zog mich besonders die Westminster-Abtei an; diese Klosterkirche, deren Ursprung man schon in das zweite Jahrhundert setzt. Hier werden die englischen Regenten gekrönt. Hier ruhen viele Heilige und eine große Anzahl berühmter Männer und Frauen. Hier ruhen die Königin Elisabeth und Maria Stuart traulich nebeneinander.

Giebt es etwas, was uns tiefer ergreifen könnte, als diese friedliche Nachbarschaft zweier Königinnen, welche sich im Leben so tödtlich gehaßt hatten? Da lag die königliche Majestät,

deren Haß so schrecklich war; die Natur hatte ihr gethan, was das Henkerbeil Marien that. Gott war über Beide. Die todte Elisabeth konnte nicht mehr hassen, und der armen Stuart gab der Tod das königliche Recht zurück — über alle Furcht, über allen Haß, über alle Feindschaft erhaben zu sein.

Die Stuart ist in schönem Marmor ausgearbeitet, sie liegt im Hofkleide, in ihrem steifen Kragen im Sarkophage.

Von berühmten Männern liegen noch folgende in der Westminster-Abtei: B. Johnson, Spencer, Milton, Shakespeare, Händel, Robinson, Congreve, Pitt, Fox, Owen, Newton und Andere.

Ich konnte mich des Lachens nicht entwehren, als ich Nelson als Wachsfigur in voller Uniform in einem Glasschrank sah. Die Lächerlichkeit schlägt hier die Erhabenheit in die Flucht. Von der lehrreichen Stätte geschichtlicher Denkmäler wird man durch diese Geschmacklosigkeit plötzlich in ein Wachsfiguren-Kabinett versetzt. Auf dieselbe Weise sieht man eine ganze lange Reihe englischer Könige und Königinnen in vollem Hofstaate in lauter einzelnen Glasschränken paradiren. — Sie machen mit ihren weißen, blassen und starren Wachsgesichtern einen unheimlichen und unangenehmen Eindruck.

Auch die Westminsterhalle, ganz nahe der Westminster-Abtei, flößte mir ein großes Interesse ein. In ihr ist der ungeheure Saal, wo die Könige ihren Krönungsschmaus gaben. In demselben Saale aber wurde auch der unglückliche Karl I. verurtheilt.

Wenn man jetzt diese so höchst loyale und friedliche englische Nation betrachtet, wird es schwer sich an diesen Flecken in der englischen Geschichte zu erinnern.

Wollte man über die Merkwürdigkeiten schreiben, welche London enthält, man müßte Bände damit anfüllen. Diese

Stadt ist das achte Wunder der Welt, Alles ist großartig in dieser Riesenstadt. In dem einen Gebäude, welches das ostindische Compagniehaus genannt wird, ist der Conzentrationspunkt eines Staates, welcher größer als England, ja größer als ganz Europa ist.

Trotz dem Elend, welches in England, in London ebenfalls, in riesiger Größe auftritt, und welches zu beseitigen dieser Staat oder keiner die Mittel hat, kann man nicht umhin, seine Wanderung durch die Stadt mit den Worten zu beschließen:

Diese Engländer sind eine glückliche Nation!

Neunundſechszigſtes Kapitel.

Kenſington und Windſor.

Der Herzog von S...r. — Talleyrand. — Metternich. — Wellington. — Die Königin Victoria. — Das Parlament.

Am andern Tage beſuchte ich Kenſington, wo ich die Ehre hatte dem Herzoge von S...r vorgeſtellt zu werden. — Se. königliche Hoheit waren ſehr leutſelig gegen mich. Die Gelehrſamkeit dieſes Prinzen, welcher damals Präſident der Royal-society war, ſetzte mich in Erſtaunen. Er war der erſte Mäcen in England und beſchäftigte ſich mit mehr Ernſt, als man von einer ſo hochgeſtellten Perſon erwarten konnte, mit den Wiſſenſchaften.

Sonderbar machen ſich die Schotten, welche ich auf mehreren Landſitzen der Großen verſchiedene Funktionen verrichten ſah. Im Suſſex-Palaſte war der Portier ein Bergſchotte, der ſich in ſeiner bunten Nationaltracht, welche das Bein vom Knie bis zum Knöchel ganz unbekleidet läßt, ſehr maleriſch ausnahm.

Nachdem ich mir den Palaſt, welcher ſehr einfach iſt, und den prächtigen Park angeſehen hatte, fuhr ich nach Windſor, berühmt durch ſeine Seife und ſeine alte Burg, die eine der

schönsten und imposantesten ist, welche ich je gesehen habe. Sie ist im gothischen Style erbaut, auf den glattgetäfelten, kostbaren Fußböden muß man mehr hinweggleiten, als gehen. In einem der Zimmer sah ich die Bildnisse Friedrich Wilhelm III. von Preußen und seinen großen Minister, den Fürsten von Hardenberg, welcher ihm zu Füßen sitzt, auch die Fürsten Blücher, Talleyrand und Metternich und den Herzog von Wellington fand ich hier in Lebensgröße abgebildet.

Den Herzog von Wellington sieht man übrigens überall. Dieser Mann könnte sich wie Sulla den Beinamen Felix, der Glückliche, geben. Es giebt in der That wenig Sterbliche, welche während eines nicht gewöhnlich langen Lebens so vom Glück begünstigt worden sind, wie dieser Herr. Er ist sicher ein auserkorener Geliebter der sonst so launenhaften und wandelbaren Göttin. Wie viel Unglück ist über fast alle seine Zeitgenossen hereingebrochen? Sein Freund, der Fürst Metternich, hat noch am späten Abend seines sonst ebenfalls so glücklichen Lebens das größte Ungemach, Verbannung aus seinem Vaterlande, erdulden müssen. — Wellington überstand alle Stürme, blieb immer Sieger, immer glücklich. Die Nation treibt mit ihm, mit seinem Ruhme, eine wahrhafte Vergötterung. Dennoch hatte auch er schon zum öfteren sehr unangenehme Grüße vom Pöbel empfangen, welchem der Herzog zu adelig ist. Und während im Hyde-Park ein kolossaler Achill aus zwölf erbeuteten Kanonen auf Kosten der englischen Frauen dem Herzoge zu Ehren aufgestellt ist, mußte dieser selbe Wellington an den Fenstern seines Palastes, welcher nicht weit entfernt von diesem Denkmal steht, eiserne Rouleaux anbringen lassen, um den Steinwürfen, welche schon einmal die prächtigen Spiegelscheiben zertrümmert hatten, Trotz bieten zu können.

Auf diese Weise vertheidigt sich das eiserne, graue Männchen, welches noch heute, in seinem so hohen Alter, ein ganzer Mann ist, gegen den Pöbel, den er vor wie nach gründlich verachtet, und gegen den er sich vollkommen sicher fühlt.

In Windsor sah ich zum ersten Male die Königin Victoria. Nie habe ich eine liebenswürdigere Dame gesehen. Ihre ganze Erscheinung hat etwas wahrhaft Feenartiges. Sie vereint den höchsten Liebreiz mit der höchsten Majestät. Ihr Blick bezauberte mich. Diese Königin verdient die Achtung und Liebe ihrer Nation im höchsten Grade. Bei aller Sanftmuth ihres Charakters hat sie dennoch Energie genug, um eine ganze Königin zu sein. Es ist unglaublich, welch eine Menge interessanter Anekdoten über diese gute und liebliche Königin man sich in der großen Welt Londons erzählt, und mit welchem Wohlgefallen das freie Volk von England alle ihre Handlungen aufgenommen hat, die darauf gerichtet waren, ihre königlichen Rechte ihren Ministern und dem Parlamente gegenüber zu behaupten.

Da ich gerade vom Parlamente spreche, so will ich erwähnen, daß mich ein längerer Aufenthalt namentlich im Unterhause ungemein interessirte. Die Abgeordneten sitzen auf einfachen grünen Bänken, welche amphitheatralisch geordnet sind. Sie treten mit dem Hute auf dem Kopfe ein, jede Ceremonie ist verpönt. Endlich klingelt ein Herold und macht die Anzeige, daß der Sprecher kommt, welcher nun gravitätisch mit einer weißgepuderten Alongenperücke im schwarzen Talare eintritt und auf einem erhöhten Sitze, dem Eingange gegenüber, Platz nimmt. Dann folgen ihm zwei schwarzgekleidete Herren, die etwas kleinere Perücken tragen, bis zu einem großen Altare, und verrichten hier ein feierliches Gebet, während dessen die Abgeordneten das Haupt entblößen und mitbeten. Dann

erſt beginnt die Sitzung und die Diskuſſion. Ich hörte des großen Robert Peel ſinnige, kräftige und kunſtvolle Rede; man muß das Unterhaus beſuchen und einmal eine wichtige Frage verhandeln hören, um es begreiflich zu finden, wie Englands Regierung eine bürgerliche ſein kann, wie ſie eine bürgerliche ſein konnte, trotz aller großen Kriege, welche dieſe Nation geführt, und trotz aller großen Eroberungen, die ſie gemacht hatten. Hier im Unterhauſe lernt man es, daß das Schwert, oder ich wollte ſagen die Fauſt, an der Zunge eine gefährliche, ſiegreiche, und ich möchte faſt ſagen erhabenere Nebenbuhlerin hat. Wenn man dieſen Geiſtesblitzen Peel's oder irgend eines andern großen Redners folgt, wird man von einem heiligen Schauer durchzuckt, und im Tiefſten unſerer Seele hallt es:

Auf dieſe Weiſe hat Chriſtus Gott die Welt erobert.

Siebenzigstes Kapitel.

Ein Rendezvous in Kingsbench.

Leben in Kingsbench. — Die Armen in London verzehren das Einkommen einer europäischen Großmacht. — Der heilige Crispin. — Plus que de complaisance.

Durch einen ganz besondern Zufall kam ich dazu — Kingsbench zu sehen. Dieser Ort ist in der ganzen Welt als Aufenthaltsort säumiger Schuldner bekannt. Ich muß gestehen, daß für den, welchen das Gesetz dazu verurtheilt hat, einmal seiner Freiheit beraubt zu sein, Kingsbench einer der angenehmsten Residenzen ist. Freilich gehört dazu, um die Reize und Annehmlichkeiten von Kingsbench im vollen Maße zu genießen, auch noch Geld. Die ehrlichen, aber armen Teufel, welche in Kingsbench hineinspazieren, weil sie in der That nichts zu bezahlen haben, machen die sehr unerquickliche Erfahrung, daß die Armuth selbst in Kingsbench ein Verbrechen ist.

Kingsbench ist eine kleine Stadt. Dieser Ort umfaßt zuweilen mehr als dreitausend Gefangene. Theater, Kirche, Kaffee-, Wein- und Speisehäuser, kurz allen Luxus des Reichthums und der Civilisation findet man in dieser Gefängniß-Stadt. Hier leben ganze Familien, denn die Männer lassen

sehr oft ihre Frau und Kinder zu sich kommen, besonders wenn sie von der Härte ihrer Gläubiger keine Begnadigung erwarten können; richten sich für sieben Jahre wenigstens comme-il-faut ein und arbeiten fleißig für ihre Familie. Alle sieben Jahre nämlich werden Schuldner, die unter 500 Pfund schuldig sind, durch einen königlichen Gnadenakt befreit. Natürlich können die Gefangenen von den 4 Pence, welche ihnen ihre Gläubiger als tägliche Diäten auszahlen müssen, nicht leben, sie müssen sich daher auf irgend eine Weise Beschäftigung suchen, die in Kingsbench nicht schwer zu erlangen ist, da die Gefangenen auch für die Stadt arbeiten dürfen.

Wenn nicht in London Alles erstaunlich und merkwürdig wäre, könnte man sagen, Kingsbench ist ein sehr merkwürdiger Ort. Von Kingsbench läßt sich was erzählen. Hier geschehen merkwürdige Dinge. Hier finden die verschiedenartigsten Menschengeschicke ihre Anknüpfungspunkte und ihre Lösung. Schon manches glänzende Leben hat in Kingsbench ungesehen verfaulen müssen. Kingsbench hat eine so bunte Einwohnerschaft, wie kein so kleiner Ort der Welt. Man findet hier Leute aus allen Ständen, und man sollte darum glauben, daß hier eine eben so vornehme Absonderung der verschiedenen Stände herrscht, wie überall in England.

Ich glaube, daß diese Herren der Freiheit und Gleichheit, wenn sie am jüngsten Tage auferstehen und in Gute und Böse abgesondert werden sollen, es schwerlich umgehen werden, den lieben Gott in einer Monstre-Petition um eine Seelen- oder Himmelsrangordnung zu bitten.

Kingsbench hat sicher auch seine traurige Seite, und Mancher mag hier, von schweren Sorgen darniedergedrückt, mitten im Glanze der größten Stadt der Welt, elend verkümmern. Trotzdem aber sind die Gefangenen in Kingsbench bei Weitem

beſſer daran, als ſo viele arme Teufel draußen in der Freiheit.

Nirgends geſchieht ſo viel für die Armen als in London. Die Summe, welche für ſie jährlich ausgegeben wird, beträgt, wie mir ein Beamter der Armen-Anſtalten verſicherte, mehr als die ganze jährliche Einnahme einer Macht erſten Ranges, nämlich Preußens. Sie erreicht die Höhe von faſt zehn Millionen Pfund. — Und wie viele Tauſende ſtehen dennoch alltäglich in London auf, die kein Frühſtück haben, alſo nicht die vier Pence beſitzen, welche doch jeder Bewohner in Kingsbench bekommen muß.

Zwei Dinge ſind es, welche von der engliſchen Nation unzertrennlich ſind, und von denen ſich auch die Schuldgefangenen in Kingsbench nicht trennen — Handel und Politik. Auch Kingsbench hat eine Börſe, in welcher Geſchäfte der verſchiedenſten Art gemacht werden, und die Zeitungen fehlen wie nirgend, ſo auch hier nicht.

Was den Beſuch von Kingsbench für mich beſonders intereſſant machte, war, daß ich dort mit einem Herren zuſammentraf, deſſen Beſuch ich ſchon ſeit längerer Zeit vergebens erwartete.

Man denke ſich mein Erſtaunen, als ich plötzlich einen ſchlanken Herrn, ſehr nobel gekleidet, im ſchwarzen Frack und langen Handmanchetten, auf mich zutreten ſah, und in ihm denſelben Herrn erkannte, welcher mir bei meinem erſten Debüt einen Bonbon mit dem Motto: plus que de complaisance überreicht hatte.

Ich glaubte natürlich nicht anders, als daß dieſer Herr irgend ein Beamter in Kingsbench ſei, aber ich wurde wirklich ſehr betroffen, als mir der Gentlemen mit ſehr betrübter Miene ſagte:

Ach, meine theure Miß, ich glaubte wahrlich nicht, daß ich mit Ihnen an dieſem ſo unliebenswürdigen Orte ein Rendezvous haben würde.

Sind Sie denn unfreiwillig hier? fragte ich ganz erſtaunt.

Nein, meine theure Miß, ich bin hierher vollkommen freiwillig gegangen, ich bin Herr meiner Freiheit und kann Kingsbench verlaſſen, wann ich will.

Aber Ihr Beruf feſſelt Sie hier?

Mein Beruf? ſagte er mit melancholiſcher Miene, nein, es iſt durchaus nicht mein Beruf hier zu ſein.

Nun, dann ſehe ich die Nothwendigkeit nicht ein, warum wir uns gerade hier zum zweiten Male begegnen mußten.

Ach, ſehen Sie nicht ein, daß mich die Herren Larris und Comp. dazu zwingen, hier meinen Aufenthalt zu nehmen, dieſe ſchlechten Herren, welche mich einer nicht nennenswerthen Forderung von einigen hundert Pfunden wegen, die ich noch dazu für ſehr hübſche Frauen verausgabt, mich hartherzig verfolgen, mich, der ich ſchon ſo manches arme, verlaſſene Kind glücklich gemacht und dem Elende entriſſen habe?

Aber Sie ſagten mir ja, daß Sie dieſen Ort zu jeder beliebigen Zeit verlaſſen könnten?

Freilich kann ich das. Aber was würde es mir helfen? Die Herren Larris u. Comp. würden mich augenblicklich faſſen, und meine Freiheit würde verloren ſein.

Ich ſah den modernen, heiligen Criſpin*), welcher, um

*) Criſpin, der ein Schuſter war, hat bekanntlich Leder geſtohlen, um armen Leuten Schuhe daraus zu verfertigen, die er ſich nicht bezahlen ließ. Es fehlt auch heute nicht an ſolchen Heiligen, die aus den Taſchen Anderer wohlthätig ſind. Zu dieſen Heiligen ſind alle Commu-

arme Weſen, wie er ſagte, vom Elende zu retten, Schulden contrahirte, mit mitleidigen Blicken an, denn ich glaubte, daß er ſeinen Verſtand verloren hatte. Er überzeugte mich aber auf meine Fragen, daß es ſehr ſchlau von ihm angefangen ſei, ſich in Kingsbench freiwillig niederzulaſſen. Denn dadurch entging er in der That der Gefangenſchaft. — Obwohl ſeine ganze Freiheit hauptſächlich nur noch darin beſtand, Kingsbench zu jeder Zeit beliebig verlaſſen zu können, um dann unfreiwillig wieder hineinzutreten.

Es iſt nämlich geſtattet, daß Leute, welche die Verhaftung wegen Schulden fürchten, in Kingsbench ein Aſyl finden, wo ſie vor Verhaftung geſchützt werden. Natürlich genießen ſie dadurch den großen Vortheil, ihr freiwilliges Gefängniß zu jeder Zeit verlaſſen zu können, bekommen aber auch, was ſich von ſelbſt verſteht, da ſie völlig ſicher vor ihren Gläubigern ſind, keine Diäten.

So löſte ſich alſo das Räthſel.

Mein Herr, ſagte ich zu dem armen Teufel, Sie haben in der That ein großes Unrecht begangen, in dem Verhältniſſe, in welchem Sie ſich befinden, mir ein ſo werthvolles Geſchenk zu machen. Unmöglich kann es Ihr Wohlthätigkeitsſinn geweſen ſein, welcher Sie zu dieſer Handlung antrieb, die mir nun wirklich mehr als complaisance erſcheint.

Beruhigen Sie ſich deshalb, ſagte er, nicht ohne ein wenig zu erröthen, der Ring iſt bezahlt.

Nicht das wollte ich ſagen, verſetzte ich, aber wenn man Schulden hat, und noch dazu ſolche, die Sie zu einem, wie Sie ſelbſt eingeſtehen, unliebenswürdigen Logiment zwingen,

---

niſten zu zählen, und ſollten ſie einmal zur Herrſchaft gelangen, würde die Welt wenigſtens den Vortheil haben, lauter Heilige zu beſitzen.

dann sollte man vor Allem sie bezahlen, ehe man unbekannten Damen, denen man so ganz gleichgültig ist, Geschenke macht.

Ganz gleichgültig, brummte der Crispin, und sah mich sehr düster an, ich bin Ihnen also ganz gleichgültig? Sie haben nicht ein wenig Theilnahme für mich? — Sie haben meine Devise so ganz unbeachtet gelassen?

So sagen Sie mir doch, rief ich darüber lachend, welche Veranlassung zur Theilnahme für Sie ich haben sollte? Theilnahme? Ja, in der That, ich bedaure es sehr, Sie hier gefunden zu haben, ich hätte Sie lieber in meinem Hause eintreten gesehen, wo ich Sie seit jenem Abende schon erwartet habe.

Sie haben mich erwartet? rief der sonderbare Mensch, und seine düsteren Blicke verschwanden.

Nun freilich habe ich Sie erwartet. Ihrem Bonbon fehlte die Süßigkeit, weil er statt Zucker Metall enthielt, ich wartete also mit Ungeduld, Ihnen solchen wieder zurückstellen zu können.

Das wollten Sie thun? fragte der Kingsbencher Volontär und wurde wieder düster.

Ja, mein Herr, und ich gebe Ihnen den guten Rath, mehr Aufmerksamkeit Ihren Finanzen, als den Damen zuzuwenden, denn — Sie werden Ihr Geld viel treuer finden, als die artigen Sachen, für welche Sie es opfern.

Der gute Mann sah mich groß an, er glaubte in meinen Worten eine Selbstanklage zu finden, ich belehrte ihn aber eines Bessern und trennte mich endlich von ihm, nachdem ich mich nach seinem Namen erkundigt hatte.

Sobald ich meine Wohnung erreicht hatte, schloß ich seinen Ring in ein Couvert und sandte es ihm nach seiner Residenz zu Kingsbench.

Einundſiebenzigſtes Kapitel.

Abfertigung.

Ein Brief aus Paris. — Ein Verliebter macht nicht immer eine Verliebte. — Was der Sir P...n bei mir ſuchte und was er fand.

Der Vicomte M...n hatte mich nicht vergeſſen. Ich erhielt von Paris aus einen Brief von ihm, welcher folgendes enthielt:

„Meine innigſt verehrte Lola!

Ich habe meinen guten Vater, den die Kunſt der Aerzte nicht zu retten vermochte, vor einigen Tagen zu Grabe geleitet, und da ich mich jetzt wieder ein wenig geſammelt habe, will ich nicht länger zögern, an Sie, der ich ſo viele frohe und glückliche Stunden zu danken habe, ein Paar Zeilen der Erinnerung zu richten. Ach, möchten Sie doch bald das neblige London verlaſſen und hierher nach Paris kommen, wo Sie bei einem wahren Freunde die Aufnahme finden werden, welche Ihrer außerordentlichen Erſcheinung, Ihrer Schönheit, Ihrem Charakter, Ihrer Kunſt gebührt. Kommen Sie. Nur hier in Paris können Sie ſich die Anerkennung erwerben, die für eine Künſtlerin nöthig iſt, um Ihren

Ruf zu begründen und Ihre Zukunft zu ſichern. Zögern Sie nicht. In London werden Sie es nie weiter bringen, als zu dem Ruf einer ſchönen Frau, welcher dort nicht genügt, Ihre Künſtlerlaufbahn zu ebnen. Hier in Paris iſt es ganz anders, wenn man mit Reizen ausgeſtattet iſt, mit welchen die Natur Sie überſchüttet hat. Sie werden hier Carriere machen, dafür verbürge ich mich. Kommen Sie ſobald als möglich, und ich bitte Sie, mir nur den Tag Ihrer Ankunft, oder doch wenigſtens den Tag Ihrer Abreiſe von London vorher anzuzeigen."

Dieſer freundliche Brief ſchloß mit noch einigen ſehr zärtlichen Verſicherungen, in denen ich meinen galanten, aber ſonſt ſo liebenswürdigen Freund wieder erkannte.

Es war nicht dieſer Brief, welcher mich zuerſt und allein beſtimmte, London zu verlaſſen. Der Entſchluß ſtand ſchon ſeit längerer Zeit bei mir feſt, und ich ſetzte nun den Tag meiner Abreiſe feſt und antwortete dem Vicomte.

An demſelben Tage, an welchem ich dieſen Brief erhalten hatte, erwartete ich den Herzog D...r und Sir P...n.

Ich hatte ihnen geſagt, daß ſie an dieſem Tage eine letzte Antwort auf ihre Anträge erhalten ſollten. Ich ſagte dies Jedem beſonders, und ſo glaubten Sie Beide am Ziele ihrer Wünſche zu ſein.

Der Herzog von D...r erſchien zuerſt. Dieſer junge Herr entfaltete all ſeine guten Eigenſchaften, um mir zu gefallen. Er ſprach ſo geiſtreich als möglich. Er gab an Zärtlichkeit dem Vicomte nichts nach, ich hatte meinen Spaß daran. Ich ließ den Thee auftragen, um ſeine monotone Beſchäftigung, die darin beſtand, die Anatomie meines Geſichts zu ſtudiren, eine Vorleſung über meine Figur, über meine körper-

lichen und geiſtigen Vorzüge zu halten, etwas zu unterbrechen. —

Laſſen Sie uns einmal auf ein anderes Kapitel Ihres Thema's kommen, ſagte ich endlich zu ihm. Es ſtehen Ihnen ſo viele Mittel zu Gebote, warum wollen Sie ſich denn durchaus in mich verlieben?

Das iſt eine ſonderbare Frage, verſetzte er, weil Sie mir gefallen, weil Sie mir ganz vorzüglich gefallen.

Alſo, Sie verlieben ſich nur in Damen, die Ihnen ganz beſonders gefallen.

Ich denke, das iſt ſehr natürlich, Miß Lola.

Ich geſtehe, daß ich dies allerdings ſehr natürlich finde, nur wundert es mich, daß Sie den Damen nicht ein gleiches Recht, oder vielmehr eine gleiche Natürlichkeit zugeſtehen.

Worin ſollte das beſtehen?

Worin? Sollen wir Damen uns etwa nicht auch in die Herren nur verlieben dürfen, die uns ganz beſonders und außerordentlich gefallen?

Ja, ja, Miß Lola, dagegen iſt nichts einzuwenden, verſetzte der junge Mann ein wenig verlegen.

Sie geſtehen alſo, daß wir Männer und Frauen vollkommen gleichberechtigte Weſen ſind?

Vollkommen gleichberechtigt? Das kann ich Ihnen nicht zugeben.

Nun, meinetwegen, wenn Sie deshalb Scrupel haben, ſchließen Sie, obgleich Sie eine Königin bei Ihnen regieren laſſen, die politiſche Gleichberechtigung aus, ſie intereſſirt uns hier nicht, aber die ächt äſthetiſche Gleichberechtigung, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die werden Sie uns nicht abſtreiten und haben Sie mir auch ſchon zugeſtanden. Nun ſehen Sie, auf welchem falſchen Wege Sie ſind. Sie ſind in mich

verliebt, wenigstens betheuern Sie das, Sie rühmen meine Vorzüge, eben weil diese allein es sind, die mich in Ihren Augen liebenswürdig machen, genug, Sie geben sich alle Mühe, mir zu beweisen, daß Sie wirklich etwas für mich empfinden, was man Liebe nennt. Bis so weit sind Sie vollkommen in Ihrem Rechte. Ich gefalle Ihnen. Sie lieben mich. Ich habe nichts dagegen. Man kann nie genug geliebt sein. Der Haß, die Begeiferung, die Verläumdung, die Nachstelluug bleibt doch nicht aus. Aber das werden Sie mir zugeben, wenn ich auch nichts dagegen habe, daß Sie mich lieben, so liegt darin noch keineswegs das Geständniß oder gar das Bedürfniß, daß ich Sie lieben muß. Es ist wahr, daß Diejenigen gefallen, welche geliebt werden, aber es gefallen deshalb noch Diejenigen nicht, welche lieben. Warum wollen Sie, daß ich Sie lieben soll? Bitte, sagen Sie mir die unverholene Antwort, etwa deshalb, weil Sie wissen, daß ich Sie nicht hasse, oder geradezu nur deshalb, weil ich von Ihnen zärtliche Sentenzen gehört habe?

Miß Lola, sagte der junge Mann mit einem etwas sarkastischen Lächeln, und das war mir gerade recht, ich habe geglaubt an diesem Abende bei Ihnen nur mit den Lippen und den Augen sprechen zu dürfen, und dieselbe Sprache bei Ihnen zu finden, ich sehe aber ein, daß Ihre Zunge einen großen Antheil bei unserer Unterhaltung verlangt. Ich gestehe Ihnen, nach dem, was ich so eben gehört, nicht allein die ästhetische, sondern auch die politische Gleichberechtigung zu. Sie würden jedenfalls einen tüchtigen Parlamentsredner abgeben. Jetzt werde ich zur Sache rufen, und Ihnen auf Ihre Fragen, die etwas naiv und noch mehr malitiös sind, Antwort geben:

Ich bin keineswegs der Meinung, daß Sie mich um desswillen schon lieben müssen, weil ich Sie liebe, oder wenigstens meiner Liebe würdig finde, ich bin aber der Meinung,

daß eine Dame, welche keine große Verehrerin der Ehe und dennoch keine Männerfeindin ist, für die Sympathie, welche nur Liebe nimmt, wo sie selbst sie geben kann, Surrogate hat, daß eine solche Dame davon absteht, ob derjenige, welcher ihr Liebe bietet, ihr besonders gefällt, daß sie sich im Allgemeinen damit begnügt, wenn er ihr nicht mißfällt, und nebenbei noch die Mittel hat, ihre Wünsche, ihre Launen vollkommen zu befriedigen.

Gewiß, mein Herr, diese Ansicht entspricht ganz dem Vorurtheil und dem einseitigen Urtheil, welches die Männer in Betreff aller derjenigen Frauen haben, welche trotz dem, daß sie wissen, wie gefährlich die Männer den Frauen sind, trotz dem, daß sie deren Leichtfertigkeit den Damen gegenüber kennen, dennoch den Muth haben, ihnen die Stirn zu bieten, sich vor ihnen nicht scheu zurück zu ziehen. Sie glauben, je freier eine Dame lebt, je schwächer muß sie sein, nnd die Schwäche ist es ja leider eben, welche sie an den Frauen lieben, ich aber liebe das freie Leben, weil es mich die Welt kennen lehrt, und diese Kenntniß bewahrt mich vor Schwäche und Thorheit.

Miß, sagte der Herzog von D...r, welcher seinen Aerger nicht unterdrücken konnte, ich habe bei Ihnen etwas anderes als ein Gesangbuch gesucht.

Meine Worte sind Ihnen zu ernst? Ich glaube Ihnen, aber warten Sie nur ein wenig, Sie werden gleich ein anderes Vergnügen haben. Wenn ich nicht irre, so kam so eben Ihr Freund Sir P...n.

Sir P...n? Haben Sie den etwa auch auf heute bestellt?

Bestellt? Durchaus nicht.

Dann will ich mich sogleich entfernen. Sir P...n hat gewiß das Glück Ihnen besser als ich zu gefallen?

Nun, Sie werden sich darüber zu trösten wissen.

In diesem Augenblick trat Sir P...n ins Zimmer. Die beiden jungen Herren sahen komisch aus, als sie sich einander erblickten. Der Herzog von D...r machte aber gute Miene zum bösen Spiel und rief:

Ah, guten Tag, mein lieber Sir P...n, ich gratulire Ihnen.

Mit diesen Worten grüßte er höflich kalt und verließ mich. Ich habe den Herrn später noch einige Mal gesehen, aber nie wieder gesprochen. Der edle Herr hatte nicht die Herzensgüte jenes buckligen Gentlemens, der stets, wenn ich tanzte, ins Theater ging, applaudirte und aus voller Kehle seinen Nächstsitzenden zurief: Es ist die vortrefflichste Tänzerin, welche ich jemals hier gesehen. Prächtige Augen! Prächtige Taille! — O, diese Lady ist entzückend!

Ich muß indessen dem Herzog von D...r auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich einer intimen Freundschaft mit mir, wie der Gentlemen that, gegen Niemanden rühmte. Alles was er von mir sagte, war:

Diese Lola Montez ist eine Närrin.

Solche Komplimente, wenn sie die Männer aussprechen, sind für Frauen sehr schmeichelhaft.

Nicht unsere Schwächen, unsere starken Seiten ziehen uns oft ihren Tadel zu.

Bei einem Geschlechte, bei welchem die Schmeichelei, das Lob so billig ist, sinkt auch der Tadel sehr im Preise.

Ja, wahrlich, eine Frau, welche sich über das Alltägliche erhebt, ist immer schlimm daran.

Der Mann, welcher die große Landstraße, welche die Lateiner — die media aurea — die goldene Mittelstraße nannten, verläßt, und seinen eigenen Weg geht, wird gewöhnlich ein Gegenstand der Bewunderung.

Das Weib, welches ſich über das Alltägliche erhebt, iſt der Gegenſtand der Conſpiration von männlicher und weiblicher Seite.

Die Frauen haſſen es, wenn Eine ihres Geſchlechts aus ihrem beſcheidenen Kreiſe hervortritt.

Die Männer bedienen ſich aller Waffen, welche ihnen die Natur und die Geſellſchaft verliehen, um ſie in ihren Kreis hineinzuziehen.

Ausgeſtoßen dort, völlig hineingezogen und umſtellt hier, wird die außergewöhnliche Frau, welche es wagt, den Geſetzen der Zufälligkeit und freiwilligen Knechtſchaft Trotz zu bieten, nur zu leicht und zu oft eine Beute — der Verläumdung, wo ſie gekannt, und der Verkennung, wo ſie nicht gekannt iſt.

Es gehört eine große Energie, eine große Geiſtesſtärke, eine große Seelenruhe dazu, um inmitten dieſer Gefahren zu beſtehen.

Zweiundſiebenzigſtes Kapitel.

Welche Dinge einen Mann ausmachen.

Joſeph und die Potiphar. — Von der Einbildung. — Wer hat gewonnen?

Sir P...n, ſah mich eine Weile prüfend an. Aus dem Geſichte ſeines Freundes hatte er nichts herausleſen können, und meines war ein eben ſo geheimnißvolles Buch. — Verliebt ſah ich nicht aus, traurig auch nicht, und melancholiſch ebenfalls nicht. — Ich hatte alſo durchaus nicht den Anſchein, als lebte ich in Erwartung eines Schäferſtündchens.

Ich war gar nicht gewillt — das Schaaf zu ſpielen.

Ich ſagte dem Sir P...n ungefähr daſſelbe, welches ich ſeinem Freunde geſagt hatte. Der ſehr ehrenwerthe Herr wurde davon äußerſt unangenehm berührt, um ſo mehr, da er den feſten Glauben hatte, daß ich ihm verweigere, was ſein glücklicher Freund bereits erhalten habe.

Ich ſagte ihm mit kurzen Worten, daß er ſich mit ſeinen Freunden tröſten könne.

Der Sir P...n wollte mir nun mathematiſch beweiſen,

daß ich Unrecht thue, im
sein als die Potiphar.

Ich sagte ihm lachen

Sie sind kein Jose
sein?

Diese Antwort gefi
auch mißfiel. Er wollte
erlauben.

Wenn Sie widersp
erobern.

Wenn Sie mich
sehen Sie sich nur Ze

Sie glauben, da
werden?

Ich glaube es n
werden.

Aber wenn ich

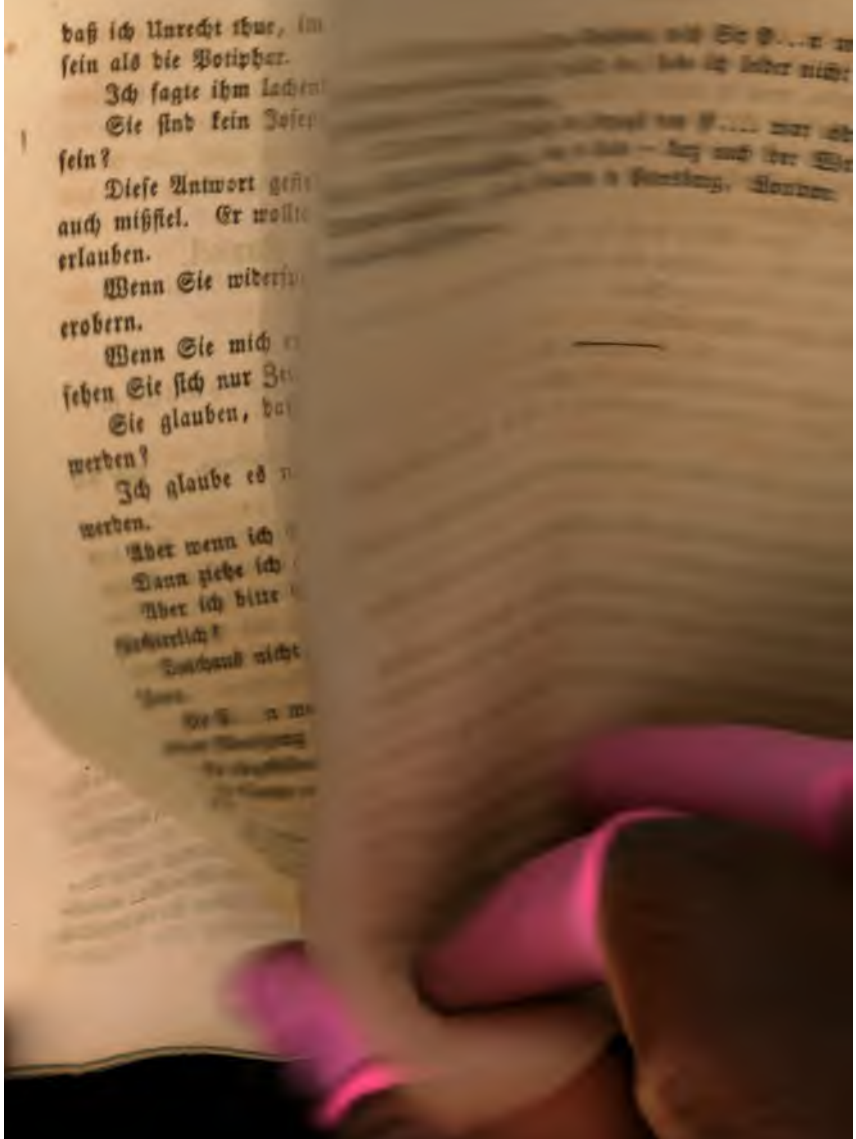
Dann ziehe ich

Aber ich bitte

[illegible]

[illegible]

[illegible]



Dreiundsiebenzigstes Kapitel.

Ein Abenteuer unter Gaunern.

:lorene Mädchen. — Im Erdgeschosse. — Meine Doctorpromotion. Fürchterliche Lage. — Verfügung über meine Börse wider meinen Willen. — Die unglückliche Marry.

Der Tag meiner letzten Vorstellung nahete heran, und ich af meine Vorbereitungen, gleich nach derselben London zu erlassen. Doch hatte ich den Tag zuvor noch ein merkwürdiges Abenteuer zu bestehen.

Ich hatte, trotz der gefährlichen Situation, in welche ich urch das Zusammentreffen mit dem Schauspieler gerathen ar, die Sitte beibehalten, dann und wann in männlicher leidung die ungeheure Stadt zu durchstreifen.

Bevor ich London vielleicht auf immer verließ, wollte ich och [illegible] herumstöbern.

[illegible] Menschen, und nament- [illegible]erschungen anstellen.

[illegible] bekommen.

[illegible], daß die unglück- [illegible]nach überhäufen [illegible]nd die man in

daß ich Unrecht thue, im Stande einer Tänzerin, keuscher zu sein als die Potiphar.

Ich sagte ihm lachend:

Sie sind kein Joseph, warum sollte ich eine Potiphar sein?

Diese Antwort gefiel dem Sir P...n, so sehr sie ihm auch mißfiel. Er wollte sich dafür durchaus einige Freiheiten erlauben.

Wenn Sie widerspenstig sind, sagte er, so muß ich Sie erobern.

Wenn Sie mich erobern wollen, versetzte ich, dann versehen Sie sich nur Zeitlebens mit Proviant.

Sie glauben, daß Sie mir so lange Widerstand leisten werden?

Ich glaube es nicht, daß Sie mich so lange belagern werden.

Aber wenn ich Sie nun heirathen will?

Dann ziehe ich alle Brücken auf.

Aber ich bitte Sie, erscheine ich Ihnen denn so überaus fürchterlich?

Durchaus nicht, ich fürchte mich nicht im Geringsten vor Ihnen.

Sir P...n wollte sein Examen fortsetzen, um den Grund meiner Abneigung zu erfahren.

So eingebildet sind die Männer.

Sie können es gar nicht begreifen, warum sie uns mißfallen.

Sie glauben schon dadurch allein, weil sie Männer sind und in der Gesellschaft einige Vorzüge genießen, die in äußerlichen Dingen bestehen, müssen sie den Frauen unbedingt gefallen.

Ich habe den armen B...l zurückgewiesen, weil er, trotz seines Buckels, ein eitler Narr war.

Ich glaube, wenn ich einmal ein Monstrum von Häßlichkeit finde, welches aber nicht desto weniger außergewöhnlich geistreich und außergewöhnlich zartfühlend wäre, ich würde mich in dieses Monstrum verlieben können, bloß um den Männern zu zeigen:

Der Geist macht den Mann.

Der Sir P...n meinte aber, außer einigen andern Dingen mache die That den Mann.

Ich versetzte ihm indessen:

Der Geist ist nur die That.

Denn was Narren thun — ist zwecklos.

Was half es nun dem Sir P...n, daß er mich küssen wollte?

Was half es ihm aber endlich, daß er mir wirklich einen Kuß gab?

Ich öffnete das Fenster, und drohte ihm, bei ferneren Attentaten Hülfe zu rufen.

Als Sir P...n meinen Ernst sah, machte er ein sehr mürrisches Gesicht und sagte mir auf eine sehr ceremoniöse Weise Adieu.

Diese Herren wurden sehr kühl, als ich ihre hitzigen Stürme abschlug.

Sie mochten aber nicht wenig erstaunt sein, als sie bei ihrer nächsten Zusammenkunft bemerken mußten, daß keiner von ihnen seine Wette gewonnen hatte.

Es hatte sie aber auch keiner verloren.

Ich weiß nicht, ob dieses vielleicht im Stande gewesen, sie ein wenig zu trösten.

Mit welchem Epitheton mich Sir P...n wegen meiner Hartnäckigkeit beglückt hat, habe ich leider nicht einmal erfahren können.

Der Sohn des Herzogs von Y.... war ohne Zweifel der Klügste, denn er hatte — kurz nach der Wette — als Attache des Gesandten in Petersburg, London schleunigst verlassen.

Dreiundsiebenzigstes Kapitel.

Ein Abenteuer unter Gaunern.

Verlorene Mädchen. — Im Erdgeschosse. — Meine Doctorpromotion. — Fürchterliche Lage. — Verfügung über meine Börse wider meinen Willen. — Die unglückliche Marry.

Der Tag meiner letzten Vorstellung nahete heran, und ich traf meine Vorbereitungen, gleich nach derselben London zu verlassen. Doch hatte ich den Tag zuvor noch ein merkwürdiges Abenteuer zu bestehen.

Ich hatte, trotz der gefährlichen Situation, in welche ich durch das Zusammentreffen mit dem Schauspieler gerathen war, die Sitte beibehalten, dann und wann in männlicher Kleidung die ungeheure Stadt zu durchstreifen.

Bevor ich London vielleicht auf immer verließ, wollte ich noch einmal in allen seinen Winkeln herumstöbern.

Ich wollte noch einmal über die Menschen, und namentlich über die Männer, psychologische Forschungen anstellen.

Sie wären mir diesmal fast sehr übel bekommen.

Es war mir schon mehrere Male passirt, daß die unglücklichen Geschöpfe, welche sich selbst mit Schmach überhäufen und ein Schandfleck für unser Geschlecht sind, und die man in

England leider so wahr mit dem Namen „verlorene Mädchen“ bezeichnet, mich auf ihre gewöhnliche Weise an sich zu locken suchten.

Sie beurtheilten mich natürlich nach meiner Kleidung.

Ich hatte keine Lust, mich mit diesen Wesen einzulassen, denn ich empfand stets mehr Abscheu als Mitleid bei ihrem Anblick.

An diesem Abende traf es sich aber, daß ein solches verlorenes Mädchen mich mit einer so rührenden, so verzweiflungsvollen Miene ansprach, daß ich fast unwillkürlich stehen blieb.

Es war ein wirklich schönes Mädchen mit unbeschreiblich sanften Zügen, welches vor mir stand.

Als ich sie forschend ansah, schlug sie verschämt die Augen nieder.

Sie wollen, daß ich Sie begleiten soll? fragte ich, ich darf nicht, ich bin verheirathet.

Nein, sagte sie, ich habe Sie nicht mich zu begleiten ersuchen wollen, ich bitte Sie nur um eine kleine Gabe.

Sie betteln und Sie sind noch jung, versetzte ich.

O, erinnern Sie mich nicht an meine Jugend, sagte die Arme, und Thränen liefen über ihre Wangen.

Fehlt Ihnen die Gelegenheit zu einem Erwerb?

Meine Mutter bedarf meiner ausgesetzten Pflege. Die Zeit, welche mir außerdem übrig bleibt, ist nicht genügend, uns zu ernähren.

Und außerdem steht Ihnen Niemand zur Seite?

Niemand, versetzte die Arme mit thränenerstickter Stimme.

Ich will mit Ihnen gehen, ich will Ihre Mutter sehen, sagte ich.

Das Mädchen wurde sicht' ich dies sagte.
Ach nein, versetzte sie, ich mir zu gehen.

Lassen Sie mich, ich bin vielleicht im Stande, etwas für Ihre Mutter zu thun, ich will sie sehen. Ich will sehen, ob ich Ihnen helfen kann.

Das Mädchen schüttelte traurig den Kopf.

Sie zweifeln? fragte ich.

Nicht an Ihrem guten Willen — aber — meiner armen Mutter ist nicht zu helfen.

Warum glauben Sie das?

Ich kann Ihnen das nicht sagen.

Aber ich werde doch Ihre Mutter sehen können, wenn sie wirklich krank ist? Sie werden ihr doch den Trost nicht entziehen wollen, den ihr eine aufrichtige Theilnahme gewähren könnte? Kommen Sie, führen Sie mich zu ihr.

Das Mädchen zögerte noch immer. Während Thränen unaufhaltsam über ihre Wangen rollten, stand sie wie tief in Gedanken versunken da. Endlich schien sie sich zu einem Entschlusse aufzuraffen und sie sagte mit bebender Stimme:

Nun, so kommen Sie.

Ich folgte dem Mädchen durch Londons gekrümmte Winkelgassen. Der Weg wurde mir sehr lang. Ich ersuchte das Mädchen, mir ihr Schicksal zu erzählen, aber das, was ich erfuhr, war wenig mehr, als das, was ich bereits schon wußte.

Sie war arm und unglücklich.

Offenbar wollte das Mädchen mit der Sprache nicht heraus, aber es war mir unmöglich, irgend ein Mißtrauen gegen sie zu hegen.

Endlich hatten wir ihre Wohnung erreicht.

Die Wohnungen der Armen in Städten wie London und Paris, sind aus den Pariser und Londoner Geheimnissen, die nicht in allen Beziehungen übertreiben, hinlänglich bekannt.

Ich gestehe, daß ich unentschlossen war, dem Mädchen in

England leider so wahr mit dem Namen „verlorene Mädchen“ bezeichnet, mich auf ihre gewöhnliche Weise an sich zu locken suchten.

Sie beurtheilten mich natürlich nach meiner Kleidung.

Ich hatte keine Lust, mich mit diesen Wesen einzulassen, denn ich empfand stets mehr Abscheu als Mitleid bei ihrem Anblick.

An diesem Abende traf es sich aber, daß ein solches verlorenes Mädchen mich mit einer so rührenden, so verzweiflungsvollen Miene ansprach, daß ich fast unwillkürlich stehen blieb.

Es war ein wirklich schönes Mädchen mit unbeschreiblich sanften Zügen, welches vor mir stand.

Als ich sie forschend ansah, schlug sie verschämt die Augen nieder.

Sie wollen, daß ich Sie begleiten soll? fragte ich, ich darf nicht, ich bin verheirathet.

Nein, sagte sie, ich habe Sie nicht mich zu begleiten ersuchen wollen, ich bitte Sie nur um eine kleine Gabe.

Sie betteln und Sie sind noch jung, versetzte ich.

O, erinnern Sie mich nicht an meine Jugend, sagte die Arme, und Thränen liefen über ihre Wangen.

Fehlt Ihnen die Gelegenheit zu einem Erwerb?

Meine Mutter bedarf meiner ausgesetzten Pflege. Die Zeit, welche mir außerdem übrig bleibt, ist nicht genügend, uns zu ernähren.

Und außerdem steht Ihnen Niemand zur Seite?

Niemand, versetzte die Arme mit thränenerstickter Stimme.

Ich will mit Ihnen gehen, ich will Ihre Mutter sehen, sagte ich.

Das Mädchen wurde sichtlich verlegen, als ich dies sagte.

Ach nein, versetzte sie, ich bitte Sie, nicht mit mir zu gehen.

Lassen Sie mich, ich bin vielleicht im Stande, etwas für Ihre Mutter zu thun, ich will sie sehen. Ich will sehen, ob ich Ihnen helfen kann.

Das Mädchen schüttelte traurig den Kopf.

Sie zweifeln? fragte ich.

Nicht an Ihrem guten Willen — aber — meiner armen Mutter ist nicht zu helfen.

Warum glauben Sie das?

Ich kann Ihnen das nicht sagen.

Aber ich werde doch Ihre Mutter sehen können, wenn sie wirklich krank ist? Sie werden ihr doch den Trost nicht entziehen wollen, den ihr eine aufrichtige Theilnahme gewähren könnte? Kommen Sie, führen Sie mich zu ihr.

Das Mädchen zögerte noch immer. Während Thränen unaufhaltsam über ihre Wangen rollten, stand sie wie tief in Gedanken versunken da. Endlich schien sie sich zu einem Entschlusse aufzuraffen und sie sagte mit bebender Stimme:

Nun, so kommen Sie.

Ich folgte dem Mädchen durch Londons gekrümmte Winkelgassen. Der Weg wurde mir sehr lang. Ich ersuchte das Mädchen, mir ihr Schicksal zu erzählen, aber das, was ich erfuhr, war wenig mehr, als das, was ich bereits schon wußte.

Sie war arm und unglücklich.

Offenbar wollte das Mädchen mit der Sprache nicht heraus, aber es war mir unmöglich, irgend ein Mißtrauen gegen sie zu hegen.

Endlich hatten wir ihre Wohnung erreicht.

Die Wohnungen der Armen in Städten wie London und Paris, sind aus den Pariser und Londoner Geheimnissen, die nicht in allen Beziehungen übertreiben, hinlänglich bekannt.

Ich gestehe, daß ich unentschlossen war, dem Mädchen in

das finstere, unheimliche Erdgeschoß zu folgen, welches mich jetzt angähnte und welches sie mit den Worten bezeichnete:

Hier ist unser Grab.

In der That, es war ein Grab.

Es überraschte mich zwar, war mir aber gar nicht ganz unangenehm, als das Mädchen meine Schritte durch die Worte fesselte:

O bitte, bleiben Sie noch draußen. Ich will zuerst hineingehen.

O, die Arme mag wohl nicht auf Besuche vorbereitet sein, dachte ich, sie will vielleicht erst Ordnung machen.

Aber das Mädchen kam augenblicklich zurück und sagte:

Nein, nein, Sie dürfen jetzt nicht hinein.

Verdrießlich über diesen unerklärlichen Widerstand, wollte ich mich schon entfernen, da bekam ich plötzlich einen sehr unangenehmen Stoß, ich fühlte, daß ich angefaßt wurde, ich gleitete die Kellertreppe hinab und wurde durch die offenstehende Thür geschoben.

Dies Alles geschah mit einer so reißenden Schnelligkeit, daß ich vor Ueberraschung keinen Laut von mir zu geben vermochte.

Nur herein! rief plötzlich eine barsche Stimme, und ein paar grobe Hände schoben mich in's Zimmer.

Es war ein düsteres, unheimliches Loch, das war Alles, was ich im ersten Moment der Bestürzung bemerkte.

Ein sanfter Händedruck, welchen ich jetzt empfing, brachte mich wieder etwas zur Fassung.

Ich sah das junge Mädchen neben mir stehen.

Ich wollte ja mit ihr kommen, und war nun wider ihren Willen bei ihr, ich hatte also keine Ursache, auf sie böse oder mißtrauisch zu sein.

Ah, ſieh da, Marry, rief jetzt eine andere heiſere Männerſtimme, Du bringſt Dir da einen ſchmucken Freier mit.

Ich erkannte nun, daß ein Mann im Zimmer anweſend war, und daß ein anderer mir unmittelbar in's Zimmer folgte.

Dieſer letztere war es, welcher mich gewaltſam in den Keller hinabgeſtoßen und in's Zimmer gedrängt hatte.

Es iſt kein Freier, ſagte Marry mit bebender Stimme, es iſt ein junger Arzt, welchen ich gebeten habe, die kranke Mutter zu beſuchen.

Du denkſt nur immer an die alte Hexe, rief dieſelbe heiſere Stimme wieder, und vernachläſſigſt Dein Geſchäft. Ich ſage Dir, Mädel, daß ich Dir den Buckel durchbläue, wenn Du mir noch einmal mit einem Doktor ankömmſt. He — bringſt Du Geld mit?

Es bedurfte keiner großen Divinationsgabe, um das traurige Verhältniß, welches in dieſem unglücklichen Aufenthalt vorwaltete, zu errathen.

Es war ſicher das Klügſte, auf den Einfall des unglücklichen Mädchens einzugehen, und hier die Rolle eines Arztes zu ſpielen.

Ohne mich um die Worte des abſcheulichen Menſchen, welchen ich für den Vater des armen Mädchens hielt, zu kümmern, trat ich an das Bette der kranken Frau.

Ich ſage Bette, ich muß vielmehr ſagen, die Lagerſtätte eines Hundes.

In einem Winkel des Zimmers lag auf bloßer Streu, mit einigen Lumpen zugedeckt, ein weibliches Weſen, welches der Gram alt, ſchwach und krank gemacht zu haben ſchien.

Der Dunſt, welcher in dieſem Zimmer war, nahm mir

fast das Bewußtsein, ich fühlte ganz mechanisch den Puls der Kranken und drückte ihr die knöcherne Hand.

Das war Alles, was ich zu thun vermochte.

Indessen sprachen die beiden Männer miteinander.

Nein, es ist kein Tropfen mehr darin, hörte ich dieselbe heisere Stimme wieder sagen, und diese Marry, diese schlechte Dirne, läuft nach einem Arzte, statt nach Freiern. Ich schlage ihr die Hirnschale ein, wenn sie mir nicht gleich eine Flasche Gin verschafft.

So laß sie doch, rief der andere Mensch, glaubst Du denn, daß dieser Herr Doktor, dieser Gentlemen hier, nicht auch der hübschen Marry zu Gefallen hierhergekommen ist, und nicht Geld genug in der Tasche haben wird, wofür wir uns zweimal die Flasche füllen können?

Die arme Marry, welche neben mir am Lager ihrer Mutter stand, seufzte tief auf.

Ich mußte so schnell als möglich diesen scheußlichen Ort verlassen, wenn ich nicht in Ohnmacht fallen wollte.

Marry, sagte ich, Ihre Mutter bedarf der Medizin, kommen Sie mit nach der Apotheke, Sie können Sie dort gleich empfangen. Die Kranke bedarf aber auch zugleich der Ruhe, und es wäre gut, wenn diese Herren hier, welche sich so laut unterhalten und ihren Schlaf stören, sich entfernten. In diesem Falle und unter dieser Bedingung werde ich ihnen Geld geben, daß sie die Nacht irgend wo anders zubringen können. Fragen Sie doch die Herren, ob sie hierauf eingehen wollen.

Marry verstand mich sehr wohl, doch sie brauchte nicht zu fragen, da auch die beiden Herren mich sehr gut verstanden hatten.

Zehn Schillinge, Gentlemen, wenn Sie so gut sein wollen, sagte die heisere Stimme auf eine sehr joviale Weise. Es ist

ſehr wenig, wirklich eine ſehr beſcheidene Forderung. Nachtlager einen Schilling, Abendbrod, ein Beefſteak, wenn Sie erlauben, einen Schilling, eine Flaſche Gin, wenn Sie erlauben, da wir ihn auf Ihre Geſundheit trinken wollen, ebenfalls einen Schilling, das iſt in Summa drei Schillinge. Außerdem wird die Marry keinen Penny an dieſem Abend verdienen, keinen Penny, ſage ich Ihnen, Gentlemen, wenn wir ſie nicht heraufſuchtigen, denn dieſe niedliche Marry iſt ſo faul wie eine Lady. Es iſt alſo ſehr gewiſſenhaft, wenn wir für dieſen Ausfall ſieben Schillinge in Rechnung bringen, macht alſo in Summa zehn Schillinge.

Ich war ſehr zufrieden, ſo leichten Kaufs hier fortzukommen und griff haſtig nach meiner Börſe, das Geld herauszunehmen.

In dieſem Augenblick aber legte ſich eine Hand in die meine, und meine Börſe verſchwand.

Die Männer hatten ſie mir nicht genommen, ſie ſtanden beide am andern Ende des Zimmers. Marry allein konnte ſie mir genommen haben.

Zehn Schillinge, ſagte jetzt der andere Menſch, Goddam, das iſt ſehr knauſerig gerechnet, ſehr knauſerig für einen Gentlemen, der jährlich Tauſende verdient, dafür, daß er Londons Kirchhöfe in Ordnung erhält. Ich für mein Theil verlange mindeſtens ein Pfund. Das iſt für einen ehrlichen Abend ſehr wenig, William, und wir ſtehlen nicht, wenn wir Geld haben. Warum ſollen wir uns Gefahren ausſetzen, wenn wir ohne ſolche unſern Gin trinken können?

Das iſt nicht ohne, ſagte jetzt die heiſere Stimme, da haſt Du ganz Recht, William, ich habe allerdings vergeſſen, den ehrlichen Abend dem Gentlemen mit in Rechnung zu bringen. Zehn Schillinge nicht zu viel, durchaus mäßig. Wir werden

also von dem Gentlemen zwei Pfund erhalten, und die alte Hexe allein lassen.

Es wird vielleicht sehr heilsam für sie sein, wenn wir sie auch morgen am Tage und an dem folgenden Abende allein lassen, fuhr der Andere nun fort, ich glaube, Alter, der Gentlemen wird der Meinung sein, daß dieses ihre Genesung völlig herbeiführen wird. Wir können die Rechnung gleich in Einem abmachen. Für zwei ehrliche Abende und einen ganzen ehrlichen Tag, wobei es uns auf eine Stunde länger nicht ankommen soll, fünf Pfund der Mann — sehr billig, Gentlemen. Nur zehn Pfund im Ganzen, um eine alte Hexe wieder gesund zu machen. Wird ein wahres Kunststück sein und Sie ungeheuer berühmt machen.

Niemals in meinem Leben, ich gestehe es ein, habe ich eine solche Angst ausgestanden, wie in dieser Gaunerhöhle. Ich war es gewöhnt, den wildesten Raubthieren zu begegnen, ich war mehr als einmal in Gefahr, von ihnen angegriffen zu werden, aber ich erkannte, daß der verworfene Mensch das fürchterlichste, und für den Menschen selbst, also sein eigenes Geschlecht, gefährlichste Raubthier ist. Diese Teufel wollten mich also plündern, während ich von dem Mädchen, welchem ich aus zu großer Mildthätigkeit diese entsetzliche Lage zu verdanken hatte, schon völlig geplündert war. Hatte ich nun nicht das Aergste zu befürchten? Konnte ich nicht erwarten, daß sie mich sogar meiner Kleidungsstücke berauben würden?

Schon wollte ich, dem vorzubeugen, die Marry laut auffordern, den Menschen meine Börse zu geben, und sie allesammt ihrem Schicksal überlassend, mich schleunigst entfernen, als Marry zu den Menschen hintrat, ihnen meine Börse hinwarf und mit mühsam unterdrückten Thränen sagte:

Dies ist Alles, was der Herr Doktor bei sich hat. Nehmt es und geht.

Mit widerlicher Hast griffen sie beide zugleich nach der Börse. Glücklicher Weise vertrugen sie sich darum. Der Heißere überließ sie dem anderen Jüngeren mit den Worten:

Nun, so laß uns gehen, William, die Kehle ist mir schon ganz trocken.

Dieser wog die Börse in seiner Hand und warf noch einen prüfenden Blick nach mir. Ich that, als bemerkte ich es nicht, und beschäftigte mich mit der Kranken. Endlich sah ich sie zu meiner großen Freude gehen, ich athmete wieder auf.

Als sie fort waren, brach das unglückliche Mädchen in Thränen aus, und überreichte mir eine Hand voll Gold.

Verzeihen Sie, sagte sie, ich habe gewußt, wie das kommen wird, und Ihnen deshalb die Börse fortgenommen, um Ihnen doch wenigstens einen Theil Ihres Geldes zu retten. Ich habe dieses schnell herausgenommen.

Wahrlich, es fehlte nicht viel, ich hätte mit dem unglücklichen Mädchen geweint.

So gut, so ehrlich und zu einer so entsetzlichen Gesellschaft verdammt zu sein.

Verdammt zu sein, zwei so verächtliche Menschen zum Vater und zum Bruder zu haben — denn der Jüngere war ihr Bruder — und nicht so schlecht wie sie zu sein.

Ja, es ist in der That eine Verdammniß, unter so schlechten, verworfenen Menschen gut zu sein.

Es ist eine Seelenstimmung, eine Pein, wie sie die Hölle nicht entsetzlicher bieten kann.

Waren alle Gesetze im Stande, dieses arme weibliche Wesen von der rohen, brutalen, verbrecherischen Gewalt zweier Männer, die sie Vater und Bruder nannte, zu schützen?

War dieses unglückliche Wesen im Stande, sich selbst zu schützen?

Ja, vielleicht, wenn sie gewesen wäre, wie sie, eben: sie verworfen, eben so schmutzig, eben so verbrecherisch.

O, ihr Männer, wenn ihr wüßtet, wenn ihr dessen gedenken wolltet, wie viele weibliche Tugend unbemerkt, im Schmutze ekelhafter Winkel verkümmert, wie viele Aufopferungen, würdig einer Heldenseele, nutzlos und ohne Entgeltung von armen, schwachen, jeder Unbill preisgegebenen Wesen gebracht werden, ihr würdet nicht mehr so stolz auf eure Vorzüge, eueren Ruhm, eure Seelenstärke sein dürfen.

Ich hatte, Dank dem gütigen Himmel, Freunde genug, um etwas für das unglückliche Mädchen und ihre eben so unglückliche Mutter thun zu können.

Ich sah wohl ein, daß Hülfe hier schwer war, denn was konnte die arme Frau gegen ihren Mann schützen, der kraft der Gesetze, welche den Mann zum Herrn über die Frau, zu ihrem natürlichen Vormund, zum Besitzer ihres Eigenthums machten, alle ihr erzeigten Wohlthaten zu Schanden machen konnte?

Und was hätte die arme unglückliche Marry nicht Alles gethan, um ihren elenden Vater und Bruder vom Stehlen abzuhalten, sie vom Galgen zu retten, und ihren Namen vor der höchsten Schmach zu bewahren?

Die einzige Rettung, welche das Schicksal der Unglücklichen wenigstens in etwas gemildert hätte, wäre eine Ehescheidung gewesen.

Aber dieses protestantische England hat in Betreff der Ehescheidung höchst rigorose Gesetze.

Es wird den armen, unglücklichen Frauen, welche sich mit ihrem so harten und traurigen Geschicke, die preisgegeben

Leute ihrer niederträchtigen Männer zu sein, befreien wollen, diese letzte Zuflucht benommen.

Eine Ehescheidung in England ist bekanntlich mit einem Kosten verknüpft, welche den Armen diese oft so große Wohlthat unzugänglich machen.

Das Volk greift freilich oft zu dem Auswege der Menschenverkäuferei.

England, das so höchst civilisirte England, welches jährlich so viele Tausende ausgiebt, dem Menschenhandel zu unterdrücken, duldet bei sich — den Menschenverkauf.

Man liest zuweilen in den englischen Blättern, daß ein gewisser N. seine Frau öffentlich auf den Markt geführt und an diesen oder jenen für einen oder mehrere Schillinge verkauft hat.

Das ist kein Spaß.

Allerdings ist dieses Geschäft nur eine Form, es ist eine Form, welche das Volk selbst der Ehescheidung substituirt hat, und das Gesetz drückt ein Auge zu und ist zufrieden, daß das Volk seine eigenmächtigen Ehescheidungen doch wenigstens in eine gewisse Form bringt.

Aber ist es die Sache jeder Frau, sich verkaufen zu lassen, und wenn sie auch noch so unglücklich mit ihrem Manne lebt?

Es ist wahr, und wir haben es oft genug gesagt, daß die Ehen in England glücklicher als irgendwo sind.

Aber die Männer sind hier, was und wie sie überall sind, und man sieht nicht selten Beispiele empörender Tyrannei.

Ich habe während meines Aufenthaltes in Berlin einmal gehört, daß es eine deutsche, provinzielle Bibel giebt, in welcher die Worte „und er soll dein Herr sein" schrecklich naiv in „und er soll dich schlagen und prügeln" übersetzt sind.

Diese traurige Anwendung einer Bibelstelle, welche sicher nur moralische Herrschaft im Auge gehabt hat, findet man in England unter den niederen Klassen eben nicht selten.

Um die arme Marry und ihre Mutter aus den Händen ihrer Peiniger zu befreien, wurden sie beide in ein mildthätiges Institut aufgenommen.

Die kranke Frau als Hospitalitin, die gute Marry als Krankenpflegerin.

Diesem, ihrem Charakter so sehr zusagenden Berufe widmete sie sich mit ganzer Seele.

Zu gleicher Zeit wurde die Ehescheidung ihrer Mutter in's Werk gesetzt.

Und ich dankte Gott, daß ich London, dieses London, in welchem der höchste Glanz und das schauerlichste Elend so nahe neben einander wohnen, mit einer guten Handlung verlassen konnte.

Wahrlich, ich hatte einmal den höheren Nutzen, viele und reiche Anbeter zu haben, kennen gelernt.

Selbst mein buckliger Verehrer, der Gentlemen B...s, welcher von dieser Sache hörte, konnte sich nicht enthalten, um mir gefällig zu sein, statt für mich einen Nasenring zu kaufen, eine Guinee für die gute Marry und ihre Mutter mir einzuhändigen.

Er war wirklich großmüthig genug, kein anderes Aequivalent dafür zu fordern, als einen freundlichen Blick von meiner Seite.

Ich sah ihn denn auch so freundlich an, daß ihm das Herz zu weinen begann.

Miß Lola Montez y Porris, sagte er mit wehmüthigem Blicke, ich bin wirklich ein guter Mann, ich habe Mitleid mit

dem Unglücklichen und gebe jährlich an zehn Pfund für die Armen aus, ich würde aber unbedenklich zwanzig geben, wenn statt der Leute, welche das Geld von mir abholen, so niedliche Lady's, wie Sie, kämen.

Ich glaubte dies dem guten Manne, ohne daß er es betheuerte, denn die Männer sind sehr freigebig, wenn es Ihnen Vergnügen macht.

Vierundsiebenzigstes Kapitel.

Ein Seesturm.

Das Zeitungsblatt. — Seltsame Annoncen. — Ein Handelsreisender. Das letzte Stündlein.

So saß ich denn wieder einmal auf dem schwankenden Schiffe, um in ein neues fremdes Land mich überzusiedeln.

Die Wasserstrecke, welche Frankreich von England trennt, ist eine sehr geringe, aber sie kann unter Umständen doch entsetzlich lang werden.

Die Passagiere, welche zum größten Theil von London aus mit mir gefahren waren, und nur aus Engländern bestanden, waren gar zu langweilig.

Die einzige Unterhaltung gewährte mir ein satyrisch-humoristisches Zeitungsblatt, welches ein Handelsreisender mir mit ironischem Lächeln übergab.

Dieses Londoner Zeitungsblatt war in der That höchst interessant für mich, obgleich ich das, was mich am meisten interessiren mußte, erst am spätesten bemerkte.

Dieses Blatt hatte nämlich folgende spaßhafte Annoncen, auf die der Handelsreisende mich im Gefühl seiner männlichen Würde aufmerksam machen wollte: —

Es hat ſich hier ein mechaniſch-phyſikaliſcher Künſtler etablirt, welcher mit folgenden Kunſtwerken einem geehrten Publikum gegen billige Preiſe aufwarten kann:

1) Eine Sondirungs-Maſchine, für Frauen zu gebrauchen, um die Treue ihres Mannes zu erforſchen.

2) Ein Braut-Teleſcop für Mädchen, um bis auf den Herzensgrund des Bräutigams zu ſchauen, bevor ſie ihn freit.

3) Haderſchwämme, zänkiſchen Weibern bei aufbrauſenden Zwiſtigkeiten auf den Mund zu legen.

4) Eine Tinktur, um das Herz des Mannes immer friſch zu erhalten und vor Veränderungen zu ſchützen.

5) Ein künſtlicher Froſch, um die Laune des Mannes und der Frau immer einen Tag vorher zu beſtimmen.

6) Magen-Elixir für erkünſtelte Krämpfe.

7) Roboranzen für Zufälle von wankelhafter Sittlichkeit.

8) Optiſche Spiegel, in denen man ſeine Frau als einen lebendigen Engel erblickt.

9) Brenngläſer, um die erloſchte Liebe wieder in Flammen zu bringen.

10) Kleine Vorlegeſchlöſſer für ſchwatzhafte Mäuler.

11) Rechenknechte für verſchwenderiſche Haushaltungen.

12) Eheliche Gleichheitswaagen für emancipationsluſtige Weiber.

13) Krebs-Scheeren, der Flatterhaftigkeit der Männer die Flügel zu beſchneiden.

14) Saug- und Druckwerke für Weiber, welche gern weinen wollen und nicht immer Thränen in Bereitſchaft haben.

15) Nebeltropfen, die heimlichen Liebhaber unſichtbar zu machen.

Dieſer Annonce folgte eine andere.

In allen guten Buchhandlungen Englands sind folgende Werke zu haben:

1) Gardinen-Predigten von der heiligen Genovefa.

2) Ueber die Fehler der Weiber, hundert Bände und noch nicht vollendet.

3) Die Kunst, dem Manne Hörner aufzusetzen, ohne daß er das Geringste davon merkt.

4) Anleitung, eine Frau binnen acht Tagen fromm und folgsam zu machen.

5) Der Stein der Weisen, oder die Wissenschaft von dem, was man Alles mit seinem Manne machen kann.

6) Und er soll Dein Herr sein! Gedächtnißpredigt bei der Stiftungsfeier des wohlseligen Herrn Adams.

Nachdem ich diese närrischen Annoncen gelesen hatte, wollte ich das Blatt, welches mir sonst nichts Interessantes zu enthalten schien, schon bei Seite legen, als ich meinen Namen erblickte.

Es war eine höchst unartige und boshafte Karrikatur auf mich, und ich war weit entfernt, mich darüber zu ärgern.

Allerdings war es das erste Mal, daß ich mich öffentlich in einem Blatte genannt sah und zwar auf eine so unschmeichelhafte Weise.

Ich bin aber in der Zukunft dafür vollkommen gerächt worden, denn ich glaube nicht, daß je eine Künstlerin mehr als ich gelobhudelt worden ist.

Freilich hat auch der Tadel nicht gefehlt und ich muß zum Lobe des doch so mächtigen und einflußreichen Journalismus sagen, daß man gleich ungerecht und übertrieben im Tadel wie im Lobe gegen mich war.

Ich wollte dem jungen Handelsreisenden eben sein Blatt zurückgeben, welches er mir jedenfalls nicht in der Absicht, mich

zu beleidigen, gegeben hatte, denn er kannte mich nicht, als er in die Kajüte mit angstbleichem Gesichte zu mir eintrat.

„Wir sind verloren, unser Schiff geht unter. O, mein Gott! mein Gott! rief er mit verzweiflungsvollen Blicken.

Ich eilte auf's Verdeck. Denn allerdings waren wir bei sehr ungünstigem Wetter abgefahren. Das Schiff lag ganz auf der rechten Seite und der Mast berührte fast die Wogen. Das linke Rad der Dampfmaschine war daher ganz außer Thätigkeit, und das rechte, ganz im Wasser, verlor seine fortreibende Kraft. Plötzlich wurden wir auf den Gipfel ungeheurer übereinander gestürzter Wellenberge gehoben, und schon mußten wir fürchten, daß uns das nächste Meeresthal verschlingen würde. Ich klammerte mich fest an den Mast und fügte mich in den Willen und die Absicht Gottes, voll Schauder und Ehrfurcht vor der unermeßlichen, furchtbar erhabenen Kraft der Elemente. Ein eiskaltes Sturzbad der jetzt das Schiff überrauschenden Woge kühlte meine Angst ein wenig ab. Ich war eine Weile wie versteinert, ich fühlte mich gar nicht. Ich war ohne Furcht und ohne Hoffnung, gewiß die glücklichste Stimmung in solchem Augenblicke.

Nachdem das empörte Element wohl eine gute Stunde lang mit unserem kolossal und majestätisch gebauten Schiffe gleichsam ein Ballspiel getrieben hatte, legte sich der Sturm, und wir kamen, Dank sei es dem Herrn der Elemente und unserem tüchtigen, wunderbar geistesgegenwärtigen Capitän, mit der bloßen Angst davon.

Viele fragmentarische Fahrzeuge, welche an uns vorüberschwammen, belehrten uns, daß es Anderen nicht so glücklich wie uns ergangen war.

Der junge Handelsmann wollte mich vor Freude umarmen, vielleicht hatte er auch auf diese günstige Gelegenheit

gewartet, um ein solches Attentat gegen mich auszuüben. Ich bemerkte aber glücklicher Weise seine Absicht, und sagte ihm, daß es jetzt eher an der Zeit sei, seine Arme dankend gegen unseren allgütigen Beschützer dort oben auszustrecken.

Etwas beschämt gestand er mir sein Unrecht zu, und drückte mir nur die Hand, indem er jauchzend rief:

Voilà Calais!

So war ich denn glücklich und wohlbehalten auf französischem Boden angelangt.